DER KAMPF UM TSINGTAU

VON

KONTERADMIRAL A·D·
WALDEMAR VOLLERTHUN



cht von Tsingtau 19

Der Kampf um Tsingtau

Eine Episode aus dem Weltkrieg 1914/1918
nach Tagebuchblättern

von

Waldemar Vollerthun
Konteradmiral a. D.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig / 1920

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig

Unsern
großen Männern und Helden daheim!

Zum Geleit!

Noch ein Buch über den entsetzlichen Krieg! Ein Buch dazu über eine kleine Anfangsepisode, die sich neben dem Riesigen, Heldenhaften, vom ganzen deutschen Volke in diesem gigantischen Ringen Geleisteten ausnimmt wie ein armselig Flämmchen neben einem speienden Vulkan! Warum also das, zumal über diese Episode schon vor Jahr und Tag einiges, wenn auch Übermaltes, Verzerrtes, Nichtauthentisches geschrieben ist?

Ich will versuchen, in wenigen Zeilen die Antwort zu geben. Reich an schweren Schicksalen ist die Geschichte des deutschen Volkes gewesen von der Urzeit bis zur Gegenwart. Auserkoren zur Wurzel aller Völker des Abendlandes, blieb es doch gerade dem deutschen Volke versagt, sich trotz aller glänzenden Triebe geschichtlich auszuleben. Seine natürliche Entwicklungskurve zeigte bis auf den heutigen Tag nicht wie bei anderen Völkern, z. B. dem römischen, unter kleineren Schwankungen ein allmähliches Aufstreben bis zum Höhepunkt und ein ebenso sanftes Abstreben, Aufgezehrtwerden in schließlicher Verwässerung, Entartung. Jäh war der Aufstieg, aber ebenso katastrophal fast erfolgte jedesmal auch wieder der Sturz. Und dennoch, oder vielleicht gerade darum war die Jugendkraft zu neuem Anstieg nie gebrochen.

Als in der großen Ottonen- und Stauferzeit ein glänzendes, leider wenig national gefärbtes Kleid gewonnen war, kam die Zeit der Luxemburger, kam der Schacher um das Land, kam die Selbstzerfleischung in sozialen und wirtschaftlichen Kämpfen. Blinde partikulare Eigensucht spreizte sich, bildete sich mit zunehmendem Individualismus jene Anlage des In-den-Wolken-Träumens, wo nüchterner Wirklichkeitssinn uns bitter not tat. In sinnlosem Bruderkampf zehrte der Dreißigjährige Krieg alle

Kräfte bis aufs Mark und zerstückelte die deutschen Lande zu einem Zerrgebilde des einstigen Reiches, ein Vorgang, der in seiner Wirkung eine Parallele nur noch in dem soeben abgeschlossenen Weltkriege gefunden hat.

Immer wieder aber schossen gesunde Triebe aus dem scheinbar verdorrten Baum. Friedrichs des Unvergeßlichen große Zeit ließ erkennen, welcher Zweig der gesundeste sei und gepflegt werden müsse, damit der ganze Baum wieder grüne. Selbst des Korsen Faust vermochte nichts dawider. Frisch und lieblich prangte bald von neuem der liebe, alte Baum in saftigem Grün.

Woher die Kraft, die trotz schwerster innerer und äußerer Schicksale das Volk doch immer wieder sich selbst finden ließ und es hoch brachte allen Feinden zum Trotz? Nun, viel ist verbrochen worden an unserem Volke, mehr noch hat es selbst gesündigt an seinem Schicksal, hat sich zum Knecht machen lassen, wo es Herr sein konnte. Eins hat es nie getan bis zur Stunde, wo es in diesem Schicksalskampf den bewehrten, starken Arm sinken ließ. Nie hat es angesichts eines übermächtigen, skrupellosen Feindes sein Schwert selbst zerbrochen, sein scharfes, gutes Schwert; nie noch hat es seine großen Führer und Helden im Stiche gelassen. Und wenn dieses Ungeheuerliche jetzt geschehen, ein freies, friedliebendes Volk, dessen unverzeihlicher Fehler seine Rührigkeit und sein Fleiß war, zum elenden, wehrlosen Knecht herabgesunken ist, der nicht weiß, wie er, kraft- und marklos, die sinnlosen und entehrenden Ansprüche seiner Herren befriedigen soll, so muß ihm eine Hoffnung bleiben als Wechsel auf die Zukunft. Diese Hoffnung aber kann ihre Nahrung nur ziehen aus der unauslöschlichen Erinnerung an alles, was mit ihm geschehen ist, und an die lichten Höhen seines Volkstums. Es gibt kein Volk, das stets so dankbar war für die Taten seiner Großen, das sich so an ihnen zu erheben und zu beleben vermochte, wie das deutsche. Sollten wir auch diese Begeisterungsfähigkeit verloren haben in dem furchtbaren Zusammenbruch? Sollten wir, überwältigt und ermattet von der tödlichen Indifferenz dieses letzten Jahres, vergessen haben, daß unser einziges erhebendes und positives Vermächtnis an unsere Jugend, unsere Kinder, dies nur sein kann: Seht eure Väter unbesiegt als Helden kämpfen und fallen auf allen Schlachtfeldern Europas, gegen die ganze Welt! Lernt ihre Taten kennen und werdet

wieder voll heiligsten Pflichtbewußtseins und hehrster Opferwilligkeit fürs Vaterland, wie sie es waren!?

Als vor mehr denn hundert Jahren das zähe Preußen Friedrichs in tiefer Knechtschaft, ausgesogen bis aufs Mark, zertreten und hoffnungslos daniederlag, rief mit prophetischem Geist ein Großer unter seinen Volksgenossen: „Ich glaube und bekenne, daß ein Volk unter den meisten Verhältnissen unüberwindlich ist in dem großen Kampf um seine Freiheit, daß selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampfe die Wiedergeburt des Volkes sichert und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum die sichere Wurzel schlägt.“ Und als der alte Stern dann wieder in früherer Pracht zu strahlen begann, verabschiedete der alte Blücher seine Landwehrmänner mit den Worten: „Nie wird Preußen zugrunde gehen, solange eure Söhne und Enkel euch gleichen!“

Niemals vergessen, was wir waren, was unsere Väter und Brüder für uns taten; die heilige Flamme der Tradition in uns nähren; das tut not in dieser schweren bitteren Prüfungszeit. Aus diesem Gedanken allein wagt sich das vorliegende Büchlein als kleiner Ausschnitt aus dem überwältigenden Material des Heroischen, Großen an die Öffentlichkeit. Es hofft, hier seinen Platz ausfüllen zu können, auch wenn es, durch die Umstände bedingt, ein wenig post festum kommt. —

Was es eigentlich mit der vielgerühmten Ritterlichkeit der Japaner für eine Bewandtnis hat, will der Leser im Zusammenhang mit der vorliegenden Schilderung wissen. Ja, das war so ein Schlagwort, mit dem man sich daheim über unser Schicksal in japanischer Gefangenschaft tröstete, wenn man es mit dem verglich, was zahllose unserer Leidensgenossen in anderen Ländern zu erdulden hatten. Und der Wahrheit die Ehre! Mit dem Martyrium, das so viele unserer Kameraden in Rußland und Frankreich zu erleiden hatten, hält unsere fünfjährige japanische Gefangenschaft ganz sicher einen Vergleich nicht aus. Aber von diesem Zustand bis zu dem der ritterlichen Behandlung, wie man sie sich bei uns daheim vielfach dachte, gibt es unendlich viele Stufen.

Nach den fabelhaften Erfolgen der Japaner in ihrem Kriege mit Rußland wurde das Volk in Europa mit fast legendären Eigenschaften umkleidet. Alles sollte es dem Abendlande abgeguckt haben an Bestem,

Brauchbarstem für seine Staats- und Militärmaschine, und das in der unglaublich kurzen Entwicklungszeit von — sagen wir — 10 Jahren, die zwischen dem chinesischen und dem russischen Kriege lagen, sich bis zur Vollendung angepaßt und verdaut haben. Nun, wer die Japaner kennt und in ihre Betriebe wirklich hineingesehen hat, wird mir zugeben, daß es doch nur ganz äußerlicher Firnis ist, und daß der Geist eben dieses nachgeahmten Abendlandes dem Volke noch ebenso fern liegt wie damals, als die Kanonen des amerikanischen Admirals das Land der „abendländischen Zivilisation" erschlossen. Zu seinem Glück wohl, denn dieser Geist ist vom Standpunkte der Volksethik wirklich nicht so sehr erstrebenswert.

Will man mit wenig Strichen einige Haupteigenschaften des japanischen Charakters so, wie er sich nach Mischung mit dem abendländischen Ideenkreise darstellt, schildern, so kommt man zu einem nicht in jeder Hinsicht erfreulichen Bilde. Unwahrhaftigkeit, die sich hinter übertriebener Höflichkeit versteckt, Mißtrauen, Kleinlichkeit und vor allem eine geradezu lächerliche Scheu vor Verantwortung. Das sind einige Charakterzüge der europäisierten Japaner. Bei dem von dem abendländischen Firnis unberührten Volk treten sie ganz zurück vor einer oft bezaubernden natürlichen Liebenswürdigkeit und Harmlosigkeit. Der Japaner ist der geborene Komödiant, und mit gallischem Sanguinikertemperament von vulkanartiger Heftigkeit vereint er die Schmiegsamkeit, die leichte Beweglichkeit von Körper und Zunge, die Fähigkeit zu posieren. Ausgesprochen ästhetische Sinnlichkeit, gepaart mit großem Nachahmungstalent und Natursinn, kennzeichnen den echten Sohn der Natur, der der Japaner in seinen breiten Schichten trotz aller Industrialisierung des Landes auch heute noch ist. Was aber das Volk politisch so stark macht und es gleichzeitig so sehr unterscheidet von dem deutschen, ist der hervorstechende Sinn für alle Realitäten des Lebens. Keine illusionistisch-ideologische, doktrinäre Verstiegenheit trübt ihm den Blick für die Wirklichkeit. Und auf diesen nüchternen Wirklichkeitssinn baut der Japaner den Glauben an die Zukunft seines Vaterlandes auf, ihn verschmilzt er mit glühender Liebe für sein Land und sein Volk. Darin liegt eine Stärke, in der er den Angelsachsen nicht nachsteht.

Viel hat Japan von seinen Hauptlehrmeistern, den Amerikanern,

gelernt, vor allem die marktschreierische Reklame und Preßpropaganda. Und als im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts das Abendland sich nicht genug tun konnte, alles zu bewundern, was aus Japan kam, da wurde diese Reklame sehr geschickt auch in das wissenschaftliche Gebiet übertragen. Professor Nitobé gab unter dem Namen Bushido (Weg des Ritters) die Sammlung eines altjapanischen Ehrenkodex heraus. Aus der Tatsache, daß es in Japan während des staatlichen Feudalzustandes eine sehr zahlreiche Kriegerkaste, die Samurais, in ihrem Emporkommen ähnlich unserem mittelalterlichen Rittertum, gegeben hat, leitet Nitobé einen aus Tradition bestehenden Ehrenkodex ab, wie ihn an Zartheit, Größe und Tiefe der Empfindungen kein Volk der Welt besessen hat noch gegenwärtig beanspruchen kann. Dieses mit soviel unjapanischer Sentimentalität und Effekthascherei geschriebene Büchelchen enthält den farbenreichsten Blumenstrauß shintoistisch-buddhistisch-konfuzianistisch- und christlich-ethischer Tugenden, den man zusammenzustellen vermag, und alle zieren sie den alten Samurai. Beim Schreiben hat dann aber wohl ob solcher Herzensfülle dem verehrten japanischen Professor doch ein wenig das Gewissen geschlagen, und mit kühnem Salto setzt er über allzu krasse Unmöglichkeiten mit der Eigenbeschwichtigung hinweg: „Es gibt nichts Neues in dieser Welt, und was an ethischen Bruchstückwerten das alte Europa glaubt hervorgebracht zu haben, das ist in der Universalseele des Japaners längst schon vorhanden gewesen.“ Und dieses Sträußchen bietet er dem Abendlande als Schlüssel zum Verständnis Japans an, und alles ist begeistert, gerührt über diese einzigartige Quelle. In alle Sprachen der größeren Nationen ist es übertragen, und kaum ein moderner Schriftsteller wagt etwas über Japan zu schreiben, ohne den Bushido von Nitobé zu zitieren. Vergebens hat ein so gründlicher Kenner Japans, wie Professor Chamberlain, in seiner kleinen Schrift „Die Erfindung einer neuen Religion“ diesen Götzen zu stürzen versucht, indem er nachweist, daß dieser Bushido als gesammelter Ehrenkodex eine reine Erfindung dieses Jahrhunderts ist. Heute ist das Beiwort „ritterlich“ unzertrennbar von dem Begriff des vornehmen Japaners.

Was ist's nun mit der japanischen Ritterlichkeit? Denn ein Körnchen Wahrheit ist sicher daran. Nun ja, die japanische Beamtenschaft

ist stolz auf ihre Herkunft aus alten streitbaren Samuraigeschlechtern. Sie hat auch Grund dazu. Große Eigenschaften sind, wie überall, aus solcher Zuchtwahl edeln Blutes hervorgegangen. Leuchtende Sterne edeln Menschentums haben die Japaner aus diesen alten Soldatenfamilien aufzuweisen. Ich erinnere nur an General Nogi. Es mag auch ein festumrissener Ehrenkodex vorhanden sein, der dem japanischen Rittertum den Stempel aufdrückt und es unter dem Namen Buschido volkstümlich gemacht hat. Nur darf man damit nicht die besondere ritterliche Gesinnung verwechseln, die nach abendländischer Auffassung ohne Rücksicht auf die Geburt eine reine Herzenssache ist. Im weitesten Wortsinne umfaßt sie die ganze Fülle ethischer Eigenschaften, die christliche Sittenlehre und Kultur einem guten, tief veranlagten Charakter mitzugeben vermag.

Nun ist aber der Japaner in diesem Sinne ethisch gering veranlagt. Seine ganze Persönlichkeitsentwicklung ist auf das Streben nach sinnlicher Harmonie, auf Ästhetik, zugeschnitten, entsprechend der Naturreligion und den Morallehren, die auch heute noch die Quellen sind, aus denen er den inneren Menschen nährt. Die soziale Ethik, ja, die ist hoch entwickelt, aber die Individualethik hat zu keiner Zeitepoche hoch im Kurse gestanden. Alles für das heißgeliebte Vaterland und den jeweiligen Herrn, sei er nun engerer Landesfürst, Shogun oder Kaiser, war die Grundtugend aller Samurais. Ihre Nachkommen, die heutige Beamten- und Offizierskaste, wie überhaupt die Gebildeten und Führer des Volkes haben diese Grundtugend übernommen.

Mit der Sonderstellung der Samurais bildeten sich naturgemäß auch gewisse Anschauungen heraus, die dem Krieger eignen; die Liebe zum Waffenhandwerk zeugte Mut, hohes Selbstbewußtsein, Verachtung materiellen Gutes, Ehrempfindlichkeit bis zur krankhaften Entartung (Harakiri), Sinn für spartanische Abhärtung. In jahrhundertelanger Übung wurde die dem Asiaten ja allgemein so naheliegende Selbstbeherrschung, die Verschlossenheit, die äußerliche Verleugnung seelischer Affekte und physischer Schmerzen bis zu hoher Vollkommenheit gesteigert. Und daraus entstand dann die den Abendländer so fremdartig berührende Maske. Sie, der brennende Ehrgeiz, die Freude am Kriegshandwerk und die Ehrempfindlichkeit sind Haupttugenden, die das moderne Japan

aus der alten Ritterzeit herübergerettet hat als spezifisches Rittertum. Doch fehlen als echte Kinder asiatischen Bodens auch nicht gewisse Schattenseiten: die Grausamkeit, die Rachsucht und die Unaufrichtigkeit.

So ist denn auch die ritterliche Behandlung der in Japan weilenden Kriegsgefangenen nur ein daheim entstandenes Märchen. Die ersten drei Wochen unserer Kriegsgefangenschaft gab man sich alle Mühe, uns als Ehrengefangene anzusehen und zu behandeln. Bald aber änderte sich, wohl auf fremden Einfluß hin, das Bild. Es kamen Schikanen, physische und seelische, und sie steigerten sich im Laufe der Jahre. — Ich spreche hier natürlich nur von den Lagern, in denen ich persönliche Erfahrungen gemacht habe. — Einen absoluten Höhepunkt erreichten die der Allgemeinheit zudiktierten Strafmaßregeln, als es vier Kriegsgefangenen gelungen war, zu entfliehen. Ritterliches Empfinden nach unseren Begriffen hätte hier volles Verständnis gezeigt für die Handlung und ihre Motive. Statt dessen wurden wir, an der Flucht Unbeteiligten, für Monate zu Strafgefangenen herabgedrückt. Die in die Untersuchung verwickelten, darunter einer von den flüchtigen Offizieren, erhielten zum Teil mehrjährige Zuchthausstrafen. Schwere, langdauernde Gefängnisstrafen standen überhaupt auf jeden Fluchtversuch. Wie viele braver Kameraden sind nicht durch diese entehrende, in keinem anderen kriegführenden Lande angewandte Strafmaßregel körperlich und geistig zermürbt worden!

Und doch war Japan nach der Tsingtauaktion aktiv kaum noch am Kriege beteiligt. Was konnte ihm daran liegen, ob ein oder der andere Kriegsgefangene zu entkommen suchte!

Asiatischer Auffassung entsprach es auch, sich bei allen Vergehen einzelner Kriegsgefangener gegen die Bestimmungen an die Allgemeinheit zu halten und diese es büßen zu lassen. Es würde zu weit führen, ist auch nicht Zweck dieser Zeilen, unser Leben und unsere kleinen und großen Leiden im einzelnen zu schildern. Nur eines sei noch erwähnt, weil es durch seine Hartnäckigkeit und seine Dauer während der ganzen Gefangenschaft schwer bedrückte. Das war die Willkür bei der Brief- und Zeitungs- sowie Bücherzensur. Wir wurden ohne ersichtlichen Grund zeitweise völlig abgeschnitten von der Heimat. Was das heißen will, kann sich nur jemand vorstellen, der fünf Jahre hinter Stacheldraht das

ganze furchtbare Schicksal seines Volkes tatenlos mit hat durchleben müssen. Nicht nach Abschluß des Waffenstillstandes, ja nicht einmal nach Friedenszeichnung traten, wenigstens in unserem Lager, für die Gefangenen Erleichterungen ein. Zu deutlich spiegelte sich auch in Japan das Bild des versklavten, der Welt zum Gespött gewordenen Deutschlands wider. Und seine völlige Ohnmacht reizte nun auch Japan, wie seine tapferen Bundesgenossen schon lange, unter der Klausel des gemeinsam aufgestellten Friedenstraktates ohne Rücksicht auf das sogenannte „internationale Recht" deutsches Privateigentum unter Kontrolle zu nehmen. Die armen, in Japan und Tsingtau lebenden und bis zu dem schicksalsschweren Oktober 1918, wenigstens in Japan, gut behandelten Deutschen können ein Lied davon singen. Uns aber stieg die Galle bis zum Halse über die Verstiegenheit unserer Pazifisten um jeden Preis und Verbrüderungsfanatiker, denn nun wurden wir zu all dem andern noch einer Gefühlsregung ausgesetzt, die kein aufrechter Mann verträgt, der noch einen Funken Stolz auf sein einst so großes Volkstum im Leibe hat, — der Verachtung. Wie mußte sie nicht gerade dem so glühend national empfindenden Japaner natürlich sein den Angehörigen eines Volkes gegenüber, das ihm einst in nationalen Tugenden Muster war, und das er nun sich selbst verraten und entleiben sieht. Fort also mit diesem Schlagwort der ritterlichen Behandlung! —

Eine sachliche Bemerkung zum Text sei mir noch gestattet. In der Schilderung sind die Personen mit den Dienstgraden angeführt, die sie zur Zeit der Tsingtauaktion innehatten.

Schließlich sage ich dem früheren Gouvernement aufrichtigen Dank für die Einsicht in das von ihm gesammelte Material sowie den Herren Major von Kayser, Major Berndt und Oberleutnant zur See Coupette für die zeichnerische Unterstützung.

Narashino (in Japan), den 1. Oktober 1919.

Der Verfasser.

Inhalt.

1. Kapitel.

Abgeschnitten.

Am Schluß einer dreimonatigen Dienstreise nach China befand ich mich am 28. Juli 1914 auf dem Wege nach Hause. Hauptsächlich waren es wirtschaftliche Fragen des Schutzgebiets Kiautschou, die mich zu dieser von allen Chinareisenden wenig geschätzten und nach Möglichkeit gemiedenen Jahreszeit hinausgeführt hatten.

Nach jahrelangen schweren Entwicklungskämpfen, in denen man kaum zu übersehen vermochte, wohin die Fahrt eigentlich gehen würde, schien unser ostasiatisches Kulturzentrum endlich seinen amphibienartigen Charakter abgelegt zu haben. Kein Zweifel mehr. Es ging aufwärts und vorwärts mit dieser Kolonie, dem Stolz und Liebling des deutschen Volkes. Und die vielen Millionen, die hineingesteckt waren — es waren nahezu 200 —, sie versprachen nun reichliche Früchte zu tragen.

Der geräumige Hafen Tsingtaus, der beste der ganzen chinesischen Küste, war nicht mehr vorwiegend für unsere Kriegsschiffe ein willkommener Zufluchtsort. Sie vermochten sich im Gegenteil häufig nur mit Mühe einen Liegeplatz zu erkämpfen, wenn 12 große Dampfer und mehr an den mit durchaus modernen Einrichtungen versehenen Molen ihre Güter luden und löschten. Alle großen ostasiatischen Schiffahrtslinien hatten einen ständigen Verkehr nach und über Tsingtau eingerichtet.

Die großen deutschen und ausländischen Firmen begnügten sich seit kurzem nicht mehr allein damit, in unserem deutschen Hafenplatz nur untergeordnete Filialen zu unterhalten. Manche hatten den Schwerpunkt ihres Geschäftes nach Tsingtau verlegt. Ansätze zu gesunder

industrieller Entwicklung zeigten sich in verschiedener Hinsicht. Und man versprach sich von der im Frühjahr beschlossenen Errichtung eines größeren Eisen- und Stahlwerks einen gewaltigen Impuls für die Zukunft.

Die Bautätigkeit erinnerte an das Gründungsfieber, mit dem amerikanische Städte des Westens weiland aus der Erde emporschossen. Ganze Stadtviertel entstanden fast gleichzeitig, und das Gouvernement vermochte in bezug auf Kanalisation, Straßenbau und Auslegen neuer Grundstücke seinen kommunalen Pflichten kaum noch nachzukommen.

Die Nase des Chinesen, wenigstens die kommerzielle, ist äußerst fein organisiert. Der große Zuzug an geschäftskundigen wohlhabenden Chinesen, den uns die Jahre 1912/13 gebracht hatten, war auch 1914 noch in vollem Gange. Ein sicheres Zeichen für das Vertrauen in den Platz.

Hand in Hand mit dieser sprunghaften Entwicklung hatten sich unsere kulturellen Aufgaben vergrößert. Die Deutsch-Chinesische Hochschule war auf dem Punkte, sich zu einer mächtigen Berührungsfläche deutsch-chinesischen Geisteslebens auszuwachsen. Und das Forstwesen fand durch sein weithin leuchtendes praktisches Beispiel der Tsingtauer Forsten immer mehr überzeugte Anhänger von seiner Bedeutung für China.

Schließlich hatte die chinesische Regierung sich nach jahrelangem Widerstand im Frühjahr 1914 auch bereitfinden lassen, den Bahnbau in Schantung weiter zu betreiben und dem Schutzgebiet vielfältige Anschlußmöglichkeiten an die großen Verkehrsadern der mit belgischem Gelde im Bau begriffenen Ostwestbahn und der Peking-Hankou-Nord-Südbahn zu verschaffen.

Ein weiteres, mit Nachdruck verfolgtes Ziel lag in dem Ausbau der Verkehrsmöglichkeiten mit Europa zu Lande und zu Wasser. Verhandlungen mit den zuständigen Bahn- und Schiffahrtsgesellschaften waren im vollen Gange.

So schien alles eitel Sonnenschein, als ich am 22. Juli Tsingtau Lebewohl sagte, um mich auf Umwegen mit der Bahn nach Schanghai zu begeben, wo mich der Dampfer „Prinz Eitel Friedrich“ am 1. August aufnehmen und der Heimat zuführen sollte.

Und doch ein düsterer Schatten hatte in den letzten Tagen, wenn auch

nur zeitweise und flüchtig, unsere Gemüter gefangengenommen. Der Königsmord von Sarajewo hatte noch keine Sühne gefunden. Österreich verhandelte mit Serbien in Formen, die sich immer mehr einem Ultimatum näherten. Die europäischen Börsen waren auffallend flau. Die Kurse fielen wie kaum je zuvor während einer politischen Krisis. Ganz unprogrammäßig war der österreichische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth", von Tschifu kommend, am Tage vorher in Tsingtau eingelaufen.

Das alles waren gewiß Zeichen, daß es in der politischen Atmosphäre Europas wieder einmal kreiste. Aber hatten nicht während der Marokko- und der Balkankrisis viel heftigere, viel mehr nach außen in die Erscheinung tretende Wehen die Großmächte der Alten Welt durchtobt? Uns hier draußen wenigstens schien es so. Und hatte sich's damals nicht klar gezeigt, wie schwer, ja, beinahe unmöglich, bei der heutigen regen Verknüpfung der Völker untereinander, es war, einen großen Völkerbrand zu entzünden?

Diese Argumente, so allgemein, nichtssagend und laienhaft sie auch sein mochten, erschienen mir stark genug, um düstere Gedanken zu bannen, während ich mit der den chinesischen Bahnen eigenen, gemächlichen Geschwindigkeit unseren Hungschan-Kohlengruben und den Eisenerzfeldern bei Tschinlingschen zurollte. Der Wunsch war hier eben zu sehr Vater des Gedankens. Was hätte aus diesem so sorgsam gezogenen, so lieblich erblühten, zarten exotischen Pflänzchen werden sollen, wenn der Wüstensturm eines großen Völkerkrieges darüber hinwegbrauste?

Die zweitägige Besichtigung der Hungschangruben und der großen Eisenerzlager am Sypauschan, Tieschan und Föngwanschan vermochte das Bild hoffnungsfroher Entwicklung nur aufs beste zu ergänzen. Und in angeregtester Stimmung traf ich am 24. Juli mit dem Chef des Stabes des Gouvernements, Kapitän zur See Saxer, in Tschantien zusammen, um mit ihm gemeinsam die Reise durch Südschantung zu machen. Die hohe Politik schien sich wieder so weit beruhigt zu haben, daß er die Reise riskieren konnte.

Durch die chinesischen Kohlenbezirke von Ishien, das Gebiet von Taierlschwang, einem wichtigen Knotenpunkt der von den Chinesen geplanten Schantung-Südbahn, nach Hsüdschoufu ging es. In Tsinanfu

1*

hatte sich uns der Direktor der Provinzialsalzverwaltung Dr. Mohr angeschlossen, um uns als Dolmetscher und Bekannter der chinesischen Persönlichkeiten, mit denen uns der Zweck unserer Reise zusammenführen würde, zur Hand zu gehen.

In Hsüdschoufu wurde noch einmal Station gemacht, um die Arbeiten der von den Belgiern in Bau genommenen Ost-Westbahn zu besichtigen, in die hier die neue Schantung-Südbahn münden sollte. Dann ging's weiter durch das seenreiche, flache, aber wenig fruchtbare Land der Provinz Kiansu, wo der erntereife Kauliang in dünnen Strähnen stand und seine verkümmerten Fruchtkolben müde hängen ließ. Pukou, am Yangtse der hoffnungsvolle Hafenplatz der Tientsin-Pukou-Bahn, war unser nächstes Ziel.

Während der ganzen Reise hatte eine schier unerträgliche Hitze geherrscht, deren Wirkung selbst die modernsten Hilfsmittel der Technik nicht zu bannen vermochten. Vom Staube fast erstickt und völlig ausgedörrt, langten wir schließlich am Nachmittag des 28. Juli in Pukou an, froh, daß wir, wie wir meinten, den beschwerlichsten Teil der Reise hinter uns hatten.

Die wenigen Stunden des Aufenthalts bis zum Abgang des Nachtschnellzuges von Nanking nach Schanghai sollten zur Besichtigung der geplanten und teils schon fertigen Hafenanlagen Pukous und der Stadt Nanking benutzt werden. Der englische Hafeninspektor von Pukou empfing uns auf dem Bahnhof und machte einen zwar ziemlich wortkargen, aber nicht unsympathischen Führer. Außer einem Streifen elender, provisorisch aufgeführter Chinesenhütten, einigen im Bau begriffenen Stapelhäusern und 10—12 Anlegepontons für große Schiffe war eigentlich noch nichts von dem großen Zukunftshafen vorhanden, der gefürchteten Konkurrenz Tsingtaus. Das sehr ausgedehnte Gelände bedurfte aber vor allem noch gewaltiger Uferbefestigungen, ehe von wirklichen Hafenanlagen gesprochen werden konnte.

Müde, und die uns in Nanking erwartenden wenigen Stunden der Muße herbeisehnend, begaben wir uns gegen 6 Uhr in das Geschäftszimmer unseres englischen Führers, um von hier aus gemeinsam über den Fluß zu setzen. Auf dem Schreibtisch des Engländers lag die soeben aus Schanghai eingelaufene neueste Nummer eines englischen Blattes

vom 27. Instinktmäßig griffen wir danach. Hatten wir doch seit 4 Tagen nichts von der Außenwelt gesehen und gehört.

Was war das?! Auf der ersten Seite zwei riesige Bilder unseres Kaisers und des Präsidenten Poincaré und darunter in großen Lettern die inhaltschweren Worte: „Die beiden Männer, die das Schicksal Europas in der gegenwärtigen großen Krisis in der Hand haben.“ Dann folgten spaltenlange Telegramme über das österreichische Ultimatum an Serbien, den plötzlichen Abbruch der Nordlandreise unseres Kaisers und seine Rückkehr nach Berlin, über die russische Mobilmachung gegen Österreich und die beschleunigte Rückkehr des französischen Präsidenten nach Paris.

Das war wirklich der Krieg! Mußte der große Völkerbrand werden! Jeder von uns fühlte es, wenn auch jeder noch den letzten Strohhalm einer Hoffnung auf günstige Wendung nicht fahren lassen wollte. Vor allem versuchte ich mir einen gewissen Optimismus einzureden. In welche furchtbare Lage mußte ein solcher Krieg, in dem die sämtlichen werten Freunde des verstorbenen englischen Königs über uns herfielen, unser armes Vaterland versetzen! Und was sollte aus mir werden, wenn die Verhältnisse sich wirklich in der angedeuteten Weise weiterentwickelten? Abgeschnitten von der Heimat, wo mein Platz gewesen wäre, blieb mir hier nur das Schicksal des müßigen Zuschauers in einem Ringen, in dem daheim jeder Kopf und jeder Arm gebraucht wurde. Nein, es konnte ja nicht sein! Und wenn schon der Krieg wirklich nicht zu vermeiden wäre, so war doch die Hoffnung einer langsamen Entwicklung der Dinge nicht von der Hand zu weisen, einer Entwicklung, die mir wenigstens die Aussicht bot, mich nach Hause durchzuarbeiten.

Sicher! Es würde verhandelt, noch lange hin und her geschrieben und telegraphiert werden von den Herren Diplomaten, ehe in einer so schicksalsschweren Sache das letzte Wort gesprochen wurde. So schnell, gewissermaßen über Nacht, konnte selbst ein so übermächtiger Ring von Gegnern, wie er sich um uns schloß, sich nicht entscheiden. Es waren zu viele Unbekannte in dieser Rechnung, die selbst das kühnste Diplomatenhirn nicht so ohne weiteres in ebenso viele wohlgestaltete, auflösbare Gleichungen zu bringen vermochte. Und Rußland sollte ja nach Ansicht wohlinformierter Fachleute überhaupt erst 1916 auf einen solchen Krieg wirklich vor-

bereitet sein. Dann erst sollte sein Bahnnetz und seine schwere Artillerie die Belastungsprobe eines solchen Krieges zu bestehen einige Aussicht haben.

Nein, es war vielleicht nur Bluff, nichts als Bluff, um uns einzuschüchtern, zu demütigen wie 1911.

So jagten die Gedanken sich sprunghaft, während wir über den Fluß setzten. Der Chef des Stabes erklärte, sofort umkehren und nach Tsingtau reisen zu wollen. Ich riet ihm, zunächst eine Nachricht des Gouvernements abzuwarten.

Diese blieb nicht lange aus. Als wir in Nanking anlegten, erwartete uns bereits an der Landungsstelle der deutsche Vizekonsul mit einem Rückrufstelegramm des Gouvernements.

Also wurde auch dort die Situation für ernster angesehen, als wir, oder wenigstens ich, uns zugestehen wollten. Vielleicht hatte man amtliche Nachrichten. Jedenfalls begann jeder Optimismus bei uns zu schwinden, und ich überlegte einen Augenblick, ob ich nicht ebenfalls umkehren sollte. Kaum gefaßt aber verwarf ich diesen Gedanken. Was hätte einen solchen Schritt meinerseits gerechtfertigt? Ich wußte ja noch gar nicht, wie die Lage eigentlich war. Nach Schanghai mußte ich wenigstens, um dort Näheres vom Generalkonsulat zu erfahren, das ja sicher unterrichtet sein würde. Von hier konnte ich immer noch zu Wasser oder zu Lande nach Tsingtau zurückgelangen, wie auch immer die Verhältnisse sich in den nächsten Tagen gestalten mochten. Vor allem aber, ich mußte versuchen, nach Europa durchzukommen, koste es, was es wolle. Und dafür bot sich mir die einzige Aussicht von Schanghai aus. Mein Zug ging um 11 Uhr nachts von Nanking ab.

„Eine glückliche Reise!" rief mir der Chef des Stabes beim Abschied zu, „und vergessen Sie uns nicht, wenn Sie in Deutschland sind." Mit trübem Lächeln konnte ich ihm nur antworten: „Ich fürchte ein allzu baldiges Wiedersehen."

Um 7 Uhr morgens lief der Zug in Schanghai ein. Ein Vertreter des Generalkonsulats erwartete mich auf dem Bahnhof.

„Haben Sie etwas Neues, Definitives über die politische Lage?" rief ich ihm schon von weitem zu.

„Nichts von Belang," war die Antwort. „Wir wissen nur, was Sie gewiß auch schon in den englischen Zeitungen gelesen haben werden."

„Nun, ich werde in einer Stunde im Generalkonsulat vorsprechen, dann werde ich doch hoffentlich etwas Näheres direkt von Hause erfahren.“ Mit diesen Worten verabschiedete ich mich, um mich in meinem Hotel einigermaßen menschlich zu machen.

Meine Nachforschungen im Generalkonsulat waren erfolglos. Man hatte nur die Reutertelegramme und die des Ostasiatischen Lloyd, und die waren mir bekannt. Generalkonsul Knipping war in Tsingtau abwesend, und Vizekonsul von Tippelskirch vertrat ihn.

Am nächsten Tage nachmittags sollte der Dampfer „Prinz Eitel Friedrich“, von Tsingtau kommend, in Schanghai einlaufen. Mein Platz war bereits belegt und mein großes Gepäck an Bord des Dampfers. Wenn sich bis dahin die Lage nicht sehr erheblich verschlechterte, so meinte ich, würde es mir gelingen, die Abfahrt des Dampfers zu beschleunigen. Und einmal erst auf dem Wege nach Hause, würde man sich schon weiter zu helfen wissen. Vor allem aber mußte ich eine amtliche Nachricht in Händen haben.

Ich setzte mich daher mit dem Kommandanten des Stationärs, S. M. S. „Jaguar“, der einer Reparatur wegen im Old Dock lag, in Verbindung und bat ihn, funkentelegraphisch beim Gouvernement Tsingtau anzufragen, ob meiner Weiterreise Bedenken entgegenstünden. Am Nachmittag erhielt ich die Antwort, daß die Lage zu Hause scheinbar ruhiger beurteilt würde; Bedenken gegen die Fortsetzung meiner Reise wären nicht vorhanden.

Endlich etwas Positives, das natürlich auch für das Generalkonsulat von höchstem Interesse war! Mit dieser beruhigenden Nachricht deckten sich auch die Preßtelegramme, die um Mittag einliefen und von neuen Verhandlungen wissen wollten, die Serbien zu beginnen scheine. Ich beschloß nun mein Schanghaiprogramm: Besichtigung der Deutsch-Chinesischen Medizin- und Ingenieurschule, Besprechungen mit dem Vorsitzenden der Deutschen Vereinigung über den in Berlin gegründeten Deutsch-Chinesischen Verband ruhig durchzuführen.

Es herrschte eine fast unerträgliche, drückende Schwüle in diesen Tagen in Schanghai. Kein Lüftchen regte sich. Die Sonne brannte in den Mittagsstunden mit einer Glut, daß man ohne Tropenhut, Sonnenschirm und Fächer es kaum wagen konnte, die Straße zu betreten. Aber dem

Hetzen und Treiben in den Straßen tat diese furchtbare Hitze keinen Abbruch. Hier wie in den Klubs herrschte eine nervöse Stimmung wie vor etwas Furchtbarem, Unvermeidlichem, das trotz aller politischen Beschwichtigungsversuche über uns hereinbrechen müsse. So schreitet unhörbar das finstere Schicksal, aber schon lange, bevor es seine Hände ausstreckt, geht ein düsteres Ahnen durch die gequälten Menschenherzen.

Freilich seit gestern schien ja wieder etwas Ruhe eingezogen zu sein in die erhitzten Gemüter unserer Schicksalslenker daheim. Aber war es nicht die Ruhe vor dem Sturm? Es gab wie immer auch hier zwei Parteien, die der Optimisten und der Pessimisten. Jede hatte ihre plausibeln Gründe für ihren Standpunkt. Auffallend und merkwürdig ruhig verhielten sich die Reedereikreise, die Vertreter der Hamburg-Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyd. Sie gehörten zu den ausgesprochenen Optimisten mit der Begründung: „Unsere Direktoren daheim sind politisch orientierte vorsichtige Leute. Sie wissen, was auf dem Spiele steht, wenn alle die heute zur Abfahrt bereiten Schiffe ihre Häfen ohne Warnung verlassen. Da sie uns keinerlei Tipp gegeben haben, muß alles gut stehen. Es ist gewiß nur wieder Sturm im Wasserglase!"

Ich vermochte diesen Standpunkt nicht zu teilen. Von der Veranda des Generalkonsulats hatte ich den englischen Panzerkreuzer, der etwas flußaufwärts an seiner Boje lag, und das Kanonenboot beobachtet. Umringt von Kohlenprähmen, bemühten sich beide mit äußerster Beschleunigung, Kohlen aufzufüllen. So viele Kohlenprähme wie hier hatte ich gleichzeitig in Schanghai noch nie längsseit eines Schiffes gesehen. Und die Arbeit wurde mit einer Hetze betrieben, die in dieser Sonnenglut ganz gewiß keine friedliche Reisevorbereitung ahnen ließ. Zudem hatte mir der Kommandant des Stationärs eine Beobachtung mitgeteilt, die ebenfalls nicht zur Beruhigung beitrug. Sein Schiff lag in einem englischen Dock. Hinter ihm war in demselben Dock ein englischer Dampfer eingedockt. S. M. S. „Jaguar" konnte das Dock nur verlassen, wenn es den englischen Direktoren und dem Dampferkapitän beliebte. Das Schiff sollte am 31. zum Auslaufen bereit sein. Seit zwei Tagen wurden aber englische Seeoffiziere in Zivil beobachtet, wie sie mit dem Dockdirektor verhandelten. Und seit dieser Zeit hatte die Dockgesellschaft den Termin des Ausdockens als zweifelhaft hingestellt. Auch fühlte sich der

Kommandant seit einem Tage auf Schritt und Tritt von ihm bekannten englischen Seeoffizieren in Zivil beobachtet. Das alles waren zweifellos Zeichen, daß die englischen Schiffe bereits ganz bestimmte, auf die Lage bezügliche Instruktionen erhalten hatten.

Am 30. mittags trat der Kommandant des Stationärs in mein Zimmer und überreichte mir schweigend ein soeben von S. M. S. „Emden" aus Tsingtau eingelaufenes Telegramm folgenden Inhalts: „Spannung zwischen Dreibund und Dreiverband. Englands Haltung zweifelhaft. Bereiten Sie alles vor."

Es war klar, die Lage hatte sich verschlechtert. Das bestätigte auch ein am Nachmittag mir zugehendes Telegramm des Gouvernements Tsingtau, in dem die Lage als ernst bezeichnet wurde. Und am Abend in einer Gesellschaft erhielt ich den Kommentar zu diesen kurzen Andeutungen durch die telephonische Mitteilung des österreichischen Generalkonsuls, daß die Österreicher in vollem Vormarsch gegen Serbien seien und Belgrad in Flammen stehe.

Daß sich, wie einzelne Optimisten noch schüchtern zu behaupten wagten, der Krieg auf eine Strafexpedition Österreichs gegen Serbien lokalisieren ließe, glaubte im Ernste niemand. Und dennoch mochte auch keiner so recht die äußersten Konsequenzen wahr haben, die dieses europäische Gewirre mit sich bringen konnte, ja, nach allen Vorgängen der letzten Jahre eigentlich im Gefolge haben mußte. An Italiens Festhalten am Dreibund zweifelte niemand. Englands scheinbar zweifelhafte Haltung aber war wohl nur die diesem Volke eigene Form, um mit frommem Augenaufschlag später die Schuld an seiner Beteiligung weit von sich weisen zu können.

So war die Lage, als ich mich am 31. Juli zu entscheiden hatte, ob ich meine Heimreise fortsetzen oder nach Tsingtau zurückkehren sollte. Der Dampfer „Prinz Eitel Friedrich" lag im Hafen und wollte am 1. August fahrplanmäßig auslaufen. Solange England noch nicht aktiv im Spiele war, bestand bei mir kein Zweifel, die Reise weiter fortzusetzen. Einen Augenblick schoß mir der Gedanke durch den Kopf, mit einem neutralen Schiff über Amerika zu fahren. Doch verwarf ich ihn bei näherer Überlegung. Einmal bot sich in den nächsten Tagen von hier aus keine Gelegenheit dazu, und dann, wer konnte mir bei den noch ganz

ungeklärten Verhältnissen sagen, welche von den schiffahrttreibenden Nationen überhaupt während der Reise neutral bleiben würde. Abenteuerliche Überfahrten, wie sie später im Verlauf des Krieges von so manchem braven Kameraden ausgeführt worden sind, konnte und mochte man damals noch nicht ernstlich erwägen. Mißlang sie, so konnte mir mit Recht ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß ich die Sicherheit, in Tsingtau wenigstens etwas zu nutzen, einem unsicheren Abenteuer zuliebe aufgegeben hatte. Aber ich wollte wenigstens alles versuchen, mit dem deutschen Dampfer weiterzukommen. Inzwischen würde sich die Situation klären, und dann würde man weiteren Rat schaffen können.

Ich schlug daher der Direktion des Norddeutschen Lloyd vor, zunächst meinen Namen in der Passagierliste des „Prinz Eitel Friedrich" zu streichen und dann den Dampfer noch am 31. unter Vermeidung von Hongkong über Niederländisch-Indien zu leiten. Sollte sich in den nächsten 24 Stunden die Haltung Englands zu unseren gunsten klären, so könne der Dampfer durch Funkentelegraphie immer noch nach Hongkong umgeleitet werden.

Die Direktion nahm diesen Vorschlag zunächst günstig auf, entschied sich dann aber angesichts der Unsicherheit der Lage, den Dampfer in Schanghai liegen zu lassen.

Damit war mir die letzte Hoffnung genommen, die Heimat zu erreichen. Kurz entschlossen setzte ich mich auf die Bahn, um auf dem Landwege Tsingtau wieder zuzustreben. Freilich viel nutzen konnte ich der kleinen Festung in meinem Dienstalter kaum. Offiziere meines Dienstgrades waren reichlich vorhanden. Was ihr fehlte, das waren Mannschaften.

Und vor meiner Seele tauchte das militärische Tsingtau mit seinen mancherlei Schwächen auf. Gewiß, es war geschehen, was geschehen konnte, in dieser kurzen Entwicklungszeit, in der es vor allem galt, die doch immerhin begrenzten Millionen des Reichszuschusses zunächst der wirtschaftlichen Entwicklung des Platzes zugute kommen zu lassen. Die Frage, in welchem Umfange Tsingtau militärisch ausgebaut werden sollte, war für das verantwortliche Reichsressort, das Reichsmarineamt, stets eine äußerst schwierige gewesen. Als Flottenstützpunkt mußte es eine gewisse Stärke besitzen, aber es war unmöglich, finanziell und vom

Standpunkte unserer ganzen Überseepolitik aus, ein Port Arthur daraus zu machen. Es gegen Handstreiche über See und gegen politische Unruhen in China zu schützen, war die ursprüngliche Absicht bei seiner Verteidigungsanlage gewesen. Wie die politische Konstellation sich in den letzten Jahren gestaltete, mußte dieses Ziel aber notgedrungen weiter gesteckt werden. Man hatte nicht mehr mit einer einzelnen, sondern einer Kombination von Mächten als Gegner zu rechnen. Und je mehr sich der Platz wirtschaftlich und kulturell entwickelte, um so begehrenswerter wurde er in einem großen europäischen Kriege, um so wichtiger wurde für uns aber auch sein Schutz. Diese Überlegung hatte seinem gegenwärtigen und seinem zukünftigen militärischen Ausbau zugrunde gelegen.

Gegen England, Frankreich und Rußland konnte sich seine kleine Besatzung von rund 2400 Mann, die ja durch das Ostasiatische Marinedetachement und die Reservisten Ostasiens eine nicht unbeträchtliche Verstärkung erhalten würde, hinter den jetzt schon fertigen Verteidigungsanlagen ihrer Haut wehren. Das große Fragezeichen war Japan. Einer regelrechten Belagerung durch eine fast unbegrenzt starke Belagerungsarmee, wie sie hier im Osten nur Japan zu stellen vermochte, war Port Arthur nicht gewachsen gewesen, konnte Tsingtau noch viel weniger standhalten, würde es aber auch niemals gewachsen gemacht werden können.

Was aber sollte Japan in diesen völlig europäischen Streit hineinziehen? Das englisch-japanische Bündnis gewiß nicht. Es war ja auf rein asiatischer Grundlage aufgebaut. Und Englands eigenste Interessen geboten ja, seinen gefährlichsten Konkurrenten in China von jedem weiteren Fußfassen auszuschließen. Also Japan — — nein, das konnte wohl selbst in diesem Kriege der unbegrenzten Möglichkeiten kaum in Frage kommen. Eine richtig geleitete deutsche Politik mußte diesen Faktor auszuschalten verstehen.

Gegen die anderen aber brauchten wir nur noch Arme, recht viele deutsche Arme aus dem Osten, um unseren deutschen Besitz allen Begehrlichkeiten gegenüber unversehrt zu erhalten.

Mein Reisegefährte auf der Fahrt von Pukou nach Tsinanfu war ein hübscher, großer, schlanker junger Mann, den ich zunächst für einen Engländer hielt und ihn deshalb mit mißtrauischen Blicken betrachtete.

Als wir indessen bei der Verteilung der Betten in ein Gespräch kamen, gab er sich als braver Landsmann zu erkennen.

„Vizewachtmeister der Reserve Jansen aus Hankou," stellte er sich vor. „Ich bin auf der Reise nach Tsingtau, um zu üben. Gott sei Dank, daß ich aus diesem Sticknest Hankou mal für einige Wochen in ein gesegnetes Klima komme. Ich freue mich schon ungeheuer auf die Übung," fügte er strahlend hinzu.

„Ja, aber wissen Sie denn gar nicht, daß Sie in den Krieg ziehen, daß fast ganz Europa auf dem Sprunge ist, uns zu erdrosseln, in diesem Augenblick vielleicht schon seine Tatzen nach uns ausgestreckt hat?"

Und ich erzählte ihm, was ich wußte. Jansen war wie vom Schlage gerührt. „Ich bin seit 6 Tagen auf öder Yangtsefahrt unterwegs und habe keine Nachrichten erhalten. Wenn die Sache aber so steht, dann will ich doch schnell meiner Mutter telegraphieren," fügte er ernst und sinnend hinzu. Gleich aber heiterte sich sein Gesicht wieder auf. „O, wir werden uns tapfer schlagen in Tsingtau und wollen unseren Brüdern daheim nicht nachstehen."

Mir will das Bild des jungen Mannes, wie er so in seiner Jugendfrische und Zuversicht vor mir stand, nicht aus dem Sinn. Und er hat treulich gehalten, was er versprach. Aber nicht als Held zu fallen, wurde ihm beschieden, sondern in japanischer Gefangenschaft mußte er 8 Monate später sein junges Leben lassen.

In Hsüdschoufu kam Mr. Johnson, der uns noch kürzlich hier die Arbeiten an der belgischen Ostwestbahn in liebenswürdigster Weise gezeigt hatte, zu mir in den Wagen.

Ich konnte sein heiter lächelndes Gesicht und sein fröhliches Geplauder nicht verstehen.

„Wissen Sie nicht, daß wir in diesem Augenblick vielleicht schon Feinde sind?" fragte ich ihn befremdet.

„Aber ich habe keine Ahnung, kann's aber sicher nicht glauben. England wird niemals Ihr Gegner sein, verstehen Sie, niemals. Das ganze Volk würde einen Krieg gegen Deutschland nicht begreifen."

Und so wie Mr. Johnson sprachen und dachten in jenen Tagen viele, viele Engländer. Wie schnell und leicht haben sie es verstanden, ihre Gedanken und Worte Lügen zu strafen!

In düsterer Stimmung näherte ich mich am 3. August nachmittags den hohen Gebirgszügen des Schutzgebiets. Der Zug war voll besetzt mit Reservisten, den ersten, die zu den Fahnen strömten. Was mochte sich während meiner Reise bereits alles ereignet haben! Sicher war inzwischen der Krieg ausgebrochen. Aber in welchem Umfange, das war für die Beurteilung der Lage in Tsingtau eine äußerst wichtige Frage. Daß die Engländer als aktive Teilnehmer sofort, wenn nicht eine Blockade, so mindestens eine starke Bewachung Tsingtaus einrichten würden, war nahezu sicher. Und so spähte ich denn, als die weite Wasserfläche der inneren Bucht vor mir auftauchte, aus nach Rauch und Schiffen, die ohne Zweifel von unserer Seite auf Patrouillendienst sein würden. Aber nichts war zu sehen; von der Sonne bestrahlt, lag die Bucht in tiefstem Frieden.

Nur beim Überfahren der Peischahobrücke an der Schutzgebietsgrenze und auf dem Tsankouer Bahnhof, der ersten Station im Schutzgebiet, traten uns Soldaten entgegen, die Bahnwachen. Ein Zeichen, daß die Bahnsicherung bereits eingerichtet war. Und wenn man beim Weiterfahren sein Auge über die durch schroffe Felswände sich durchschlängelnden Fahrwege gleiten ließ, dann sah man häufiger als sonst Autos die Straßen entlang sausen. Es waren nicht Spazierfahrten, die hier gemacht wurden. Offiziere in Khaki saßen darin, die ihre Patrouillenfahrten machten.

Ein fesselndes, eigentümlich fremdartiges Bild in diesen ernsten Zeiten bot der Hafen. Regeres Leben konnte in den tiefsten Friedenszeiten nicht herrschen. Da lagen an der Werft- und Kohlenmole wahrhaftig alle vier Kanonenboote der ostasiatischen Station, der in Grundreparatur befindliche Kreuzer Cormoran, der österreichisch-ungarische Kreuzer Kaiserin Elisabeth. Und die Handelsmolen waren vollbesetzt mit großen und kleineren Handelsdampfern, deren Schornsteine teilweise rauchten, als ob die Schiffe gerade eingelaufen seien oder sich zur Fahrt rüsteten. Mitten unter ihnen aber lag ein großer Lloyddampfer. Es war der „Eitel Friedrich", den militärischer Befehl schnell von Schanghai hierher gerufen hatte, damit er sich für den Kreuzerkrieg rüste.

Gegen 5 Uhr abends meldete ich mich beim Gouvernement und erfuhr

nun, wie die Dinge standen. Deutschland im Kriege mit Rußland und Frankreich, wahrscheinlich auch Belgien. Englands Haltung noch immer ungewiß. Als einzigen Bundesgenossen dieser drückenden Übermacht gegenüber hatten wir auf unserer Seite Österreich. Italien hatte es dagegen vorgezogen, neutral zu bleiben. Mit dem Gefühl verhaltener Empörung wurde dieser Haltung Italiens Erwähnung getan.

Das waren düstere Aussichten in die Zukunft, und was würden die Flammen des einmal entfachten Weltenbrandes noch alles weiter auflodern lassen!

2. Kapitel.

Die ersten Mobilmachungstage.

Es waren sorgenschwangere, unruhvolle Tage für das Gouvernement, diese ersten Tage der Mobilmachung. Jedermann war sich bewußt, daß dieser Außenposten Tsingtau eine einzigartige Stellung in diesem Kriege einnehmen mußte, weniger durch seinen Wert an sich, über welchen letzten Endes auf den Schlachtfeldern Europas bestimmt werden würde, als durch die Zähigkeit, die Aufopferung, mit der eine regimentsstarke Besatzung die Festung gegen eine Welt von Feinden zu halten versuchen würde. Und daß seitens unserer Gegner alles versucht werden würde, hier der deutschen Waffenehre eine Schlappe zu bereiten, das war allen klar. Gewiß, so dachten sie, würde das kleine Häuflein hinter unzulänglichen Wällen und mit seinen paar Dutzend veralteter Kanonen vor der erdrückenden Übermacht verzagen, vielleicht ohne Kampf die Segel streichen. Und dann, ja dann hatte man ein Beispiel, das man der ganzen Welt zeigen konnte, von der vielberühmten deutschen Tapferkeit, der Zähigkeit, deutschen Boden zu verteidigen.

Ob zwanzig, dreißig gegen einen, das würde die Welt gar bald vergessen. Ihr würde vollauf die Tatsache genügen, daß eine so zukunftsreiche, von den Deutschen immer als Wurzel ihrer Stellung in China hingestellte Musterkolonie auf einfaches Stirnrunzeln der feindlichen Koalition hin sang- und klanglos verschwände, um zu begreifen, was es denn überhaupt mit den deutschen Prahlereien von Stärke, Mut und Treue auf sich hätte. Ja, Tsingtau mußte ein treffliches, bequemes und billiges Angriffsobjekt sein, weit über seinen wahren Wert hinaus, um Deutschland in China, in der ganzen Welt unmöglich zu machen als großes, starkes Volk.

Jedermann, sage ich, hatte solche oder ähnliche Empfindungen, und deshalb war es jedem, vom Gouverneur Meyer-Waldeck bis zum einfachen Soldaten vom ersten Augenblick an klar: Hier mußte ein Beispiel gesetzt werden, dessen sich unsere Brüder daheim nicht zu schämen brauchten. Und freudigen Herzens ging jeder auf seinen Posten, um sich und seine Wehr für die große Entscheidungsstunde zu rüsten.

Nicht das „Was" der Aufgabe war es, das die Stimmung der verantwortlichen Männer zeitweise bedrückte, sondern die schicksalsschwere Frage: Wann und wie würde sie uns gestellt werden? Daß England dabei sein würde, war ja kaum noch zu bezweifeln. Aber Japan? Um diese Frage drehte sich das ganze Denken und Handeln der nächsten Tage. Und dann: Würde man uns noch Zeit lassen, und wieviel Zeit, wenigstens die nötigsten Vorbereitungen zu treffen, die Reserven heranzuziehen, Geschütze und Munition zu ergänzen und vor allem das Zeitraubendste zu tun, die Werke in einen verteidigungsfähigeren Zustand zu versetzen?

Wer jene Tage an verantwortlicher Stelle durchlebt hat, der wird gar oft des Goetheschen Wortes gedacht haben: „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt," je nach den Nachrichten, die, sich überstürzend, auf uns eindrangen. Begeisternd war der ununterbrochene Zustrom von Reservisten, von den ersten Tagen der Mobilmachung an, und ihre kampfesfrohe, gehobene Stimmung. Ermunternd auch, daß die Entwicklung der Dinge langsam genug vor sich ging, um das, was an aktiver Kampfkraft noch heranzuziehen war, sicher hinter die Mauern der Festung zu bringen. Aber eins fehlte uns, was uns am meisten not tat in jenen schweren Tagen: Der breite Resonanzboden eines großen, einigen Volkes von Brüdern, das, alle Klassen-, Standes- und Parteivorurteile von sich werfend, vom Greis bis zum Knaben sich zu den Waffen drängte, um sein Heiligstes zu verteidigen. Uns war es versagt, uns durch die wunderbare Begeisterung eines ganzen Volkes tragen zu lassen, dem die Selbstaufopferung des Einzelmenschen als heiligste Pflicht, nicht nur des Soldaten erschien. Wir durften keinen 4. August 1914 in der Heimat durchleben; erst Monate später erzählten uns die Zeitungen davon. Die große Zeit, die Gott unserem Volke durch ein sichtbares Wunder bescherte, uns zeigte sie den finsteren

Ernst nackter Wirklichkeit, ohne uns an dem wärmenden Glanz von hehrster Reinheit getragenen Volksempfindens teilhaben zu lassen. Uns fehlte der Widerhall der Volksseele.

Mitten in der Badesaison hatte der Krieg Tsingtau überrascht. Ein großes internationales Publikum war noch in seinen Mauern. Und so wenig schien er zunächst den einzelnen Ausländer zu berühren, daß vor allem die Engländer sich in ihren Gewohnheiten wenig beeinflussen ließen.

Man sah mehr Uniformen auf den Straßen, und diese stets in geschäftiger Eile, und eine früher nicht gesehene Zahl von Militärautomobilen, die das Gouvernement den Privatbesitzern abgemietet hatte, sauste auf allen Wegen herum.

Außerdem standen etwa vier Lastautos für den Verpflegungs- und Munitionstransport zur Verfügung. Bei den großen Entfernungen, die namentlich im gebirgigen Vorgelände außerhalb der Festung zurückzulegen waren — es handelte sich da um 40 km und mehr —, hätten Pferdebeine allein nicht genügt, um allen Anforderungen einer schnellen und sicheren Verbindung zu entsprechen. In sehr zweckentsprechender Weise ergänzt wurden diese Verkehrsmittel durch Motorfahrräder, an denen es in Tsingtau nicht gebrach.

Die zunächst wichtigste und zugleich schwierigste Aufgabe für das Gouvernement lag in der rechtzeitigen Heranziehung des Ostasiatischen Marinedetachements, einer zum Schutz der deutschen Interessen in Nordchina auf Peking und Tientsin verteilten Abteilung von etwa 500 Mann Marineinfanterie unter dem Kommando des Oberstleutnants Kuhlo. Für die kleine Festungsbesatzung war dieser Zuwachs an Kampfkraft von allergrößter Bedeutung, um so mehr, als die Truppe auch über etwas Artillerie und eine Zahl von Maschinengewehren verfügte.

In richtiger Würdigung der Schwierigkeiten, die die Heranziehung durch ein neutrales, von englischen und französischen Organen kontrolliertes Land bereiten mußte, war der Befehl zum Abmarsch auf der Bahn bereits am 28. Juli mit Beginn der ersten Spannung erteilt.

Für einen sofortigen Abtransport erwies sich der Zeitpunkt als recht ungünstig; die Mannschaften waren zum Teil in Peitaiho im Sommer-

lager und auf verschiedenen Stationen als Bahnwachen verteilt und mußten erst zusammengezogen werden.

Auf Schritt und Tritt wurden die deutschen Truppen von den Engländern und Franzosen bewacht und beobachtet. Unsere vermutlichen Feinde waren uns ja nicht nur militärisch, sondern auch in ihrem Einfluß auf die chinesische Regierung weit überlegen. Die Peking-Tientsinbahn stand ganz unter englischer Kontrolle, und die Nordstrecke der Tientsin-Pukoubahn, deren technischer Betrieb zwar in deutschen Händen lag, wurde politisch in Tientsin schon durch die französisch-englische Zollkontrolle unter scharfer Bewachung gehalten.

Wenn es dem Detachement dennoch gelang, sich durchzuwinden, so ist das in erster Linie dem opferwilligen Entgegenkommen des deutschen technischen Direktors des nördlichen Teiles der Tientsin-Pukoubahn, des Baurats Dorpmüller, zu danken.

Kurz entschlossen stellte er Oberstleutnant Kuhlo einen Extrazug zur Verfügung, der von der Station Tscheng tang tschuang Peiho abwärts auf einem nur für Bauzwecke benutzten Gleise in weitem Bogen um Tientsin herum den Anschluß an die Hauptstrecke außerhalb von Tientsin suchen sollte. Der Zug wurde von deutschem Personal geführt. Dorpmüller selbst geleitete die kleine Expedition. Um 7 Uhr abends des 31. Juli brachen die Kompanien in kleineren Trupps aus Tientsin auf, und um 12 Uhr nachts war alle Bagage, Truppen, Waffen und Munition verladen, ohne daß unsere Feinde eine Ahnung von dem Abmarsch der deutschen Truppen hatten. Die weitere Beförderung über Tsinanfu und die Überleitung auf unsere deutsche Schantungbahn machte keine Schwierigkeiten. Die Truppe traf wohlbehalten in der Nacht vom 1. zum 2. August in Tsingtau ein, und ihr folgte einen Tag später die Pekingkompanie, deren Beförderung mit fahrplanmäßigen Zügen bei ihrer geringen Stärke sich durchführen ließ.

Die erste große Sorge in den Mobilmachungsvorbereitungen war glücklich überwunden.

Indessen hatte das Detachement, um nicht seine eigene sichere Überfahrt zu gefährden, ein Wichtiges zurücklassen müssen, die Kanonen. Und sie gerade waren uns von allergrößter Bedeutung. Drei 15-cm-Feldhaubitzen mit 900 Schuß Sprenggranatmunition und vier 8-cm-

Feldgeschütze mit Munition bedeuteten für die spärliche Artillerie der Festung einen solchen Kraftzuwachs, daß wir keinesfalls zum mindesten auf die Haubitzen verzichten konnten.

Es wurde telegraphiert, und am 3. 8. erhielten wir die Nachricht, daß die Haubitzen von der Gesandtschaftswache in Peking mit Munition abgeschickt seien. Noch hatte die chinesische Regierung ihre Neutralitätserklärung nicht abgegeben, was ohne Zweifel der Versendung unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet hätte. Aber erst am 7. 8. traf das kostbare Gut wohlbehalten in Tsingtau ein nach abenteuerreicher Überfahrt.

Schon in Fengtai, eine Station hinter Peking, hatten die Engländer Hemmnisse versucht, die es indessen zu beseitigen gelang, bis dann in Tientsin die Franzosen sich der Beute auf dem Stadtbahnhof bemächtigen wollten. Die Wagen wurden auf ein totes Gleis geschoben, und es entstand ein zweitägiger Streit zwischen den Franzosen und Chinesen um ihren Besitz. Diesen, die mit der deutschen Begleitmannschaft in völliger Übereinstimmung handelten, gelang es schließlich unter dem Vorwande, sie wollten nur rangieren, vor den Augen der französischen Bahnposten die vier Güterwagen auf das Hauptgleis zu bringen und mit Volldampf nach Tsinanfu zu schaffen.

Auch Verhandlungen mit den Chinesen wegen Überlassung von Geschützmaterial wurden in den ersten Mobilmachungstagen angeknüpft. Es handelte sich um 36 moderne Kruppsche Feldgeschütze mit Munition, die von der chinesischen Regierung bestellt und in Tientsin zur Abnahme bereit lagen. Aus Geldmangel waren die Geschütze noch nicht in den endgültigen Besitz Chinas übergegangen. So lag also keine Neutralitätsverletzung vor, wenn die Chinesen den Handel mit der Firma Krupp rückgängig machten. Anfangs ließen sich die Verhandlungen günstig an. Aber wie das in China immer so ist. Aus Angst vor unseren Gegnern wurde geschoben, verzögert, nicht ja, nicht nein gesagt. Und mit fortschreitender Zeit gewannen schließlich unsere Feinde eine derart scharfe Kontrolle über die Bahnverbindungen nach Tsingtau, daß die Hoffnung, bis zur Einschließung des wertvollen Guts noch habhaft zu werden, aufgegeben werden mußte.

Um mir eine meinem Dienstalter entsprechende Stellung zu geben,

hatte man beim Gouvernement eine Nachrichtenabteilung geschaffen, die man mir in die Hände legte.

Es waren schwere, unruhvolle Tage und Nächte, die uns die ersten Wochen der Mobilmachung brachten. Die Depeschen aus der Heimat und unserer amtlichen Vertreter in China und Japan jagten sich. Meist waren es Hiobsposten, hin und wieder gewürzt mit einem Fünkchen wärmender Hoffnung. Solange England noch nicht unser Gegner war, ließ sich die Lage für Tsingtau nicht bedenklich an. Da, am 5. mittags trat in großer Eile der englische Konsul in das Arbeitszimmer des Gouverneurs — der Chef des Stabes und ich waren gerade zu einer Besprechung zugegen — und überreichte mit tiefernstem Gesicht seinen Abberufungsbefehl. „War, ask passport," lautete die schicksalsschwere, lakonische Depesche.

Also auch England! Und mit ihm alle Völker, die es mit seiner gewaltigen Preßorganisation und seinen finanziellen Hilfsmitteln für seine Zwecke in Bewegung zu setzen verstehen würde! Ja, auch England!

Wir alle hatten ja im stillen seine aktive Teilnahme an diesem Weltenringen als sicher anzunehmen uns gewöhnt und die Bedingungen, unter denen es vorgab, neutral bleiben zu wollen, als heuchlerische Spiegelfechterei angesehen. War doch seine ganze Politik seit einem Jahrzehnt nur auf die Verkleinerung, wenn möglich Vernichtung von Deutschland, eingestellt gewesen, und war doch das „Ceterum censeo" das heilige Vermächtnis der Auswärtigen Politik, in dem sich alle Parteien ohne Ausnahme fanden. Und dennoch, dieses Sich-in-den-Vordergrund-Drängen bei einem so gewaltigen Wagnis entsprach so gar nicht der traditionellen englischen Politik. Aber vielleicht hatte die Drahtzieherrolle hinter den Kulissen in diesem Marionettentheater nicht genügt, um die Puppen gefügig zu halten.

Wer hätte von den Außenstehenden damals diese Frage zu beantworten vermocht! Uns konnte das aber auch völlig gleichgültig sein. Wir hatten uns mit der Tatsache abzufinden und mußten ihre Folgen bedenken. Und da erschien uns das japanische Gespenst zum ersten Male in greifbarer Nähe.

Freilich, es hieß ja den ganzen englisch-japanischen Vertrag auf den Kopf stellen, wollte man aus ihm eine Bundespflicht Japans in diesem

Kriege herleiten. Und England würde in seinem chinesischen Garten den Bock zum Gärtner machen, um — nun, um eine kleine Schierlingsstaude auszujäten. Von der englischen bis zur japanischen Beteiligung schien also noch ein weiter Weg. Aber freilich außer Rechnung durfte sie nun nicht mehr gestellt werden. Durch engste Fühlungnahme mit den Kaiserlichen Vertretungen in Japan, der Botschaft und den Konsulaten in Yokohama, Schimonoseki, Kobe, Nagasaki, den Vertretungen in China, die orientiert sein konnten, versuchte das Gouvernement fortan sich ein Bild über die Entwicklung der Dinge in Japan zu verschaffen.

Inzwischen hatte die Mobilmachung ihren weiteren Verlauf genommen. Am 3. August wurden die Reserven und Angehörige der Landwehr 1. und 2. Aufgebots aus den näher gelegenen Orten Ostasiens, Japans und aus Tsingtau einberufen. Um die für die Mobilmachung wichtigen Betriebe nicht lahm zu legen, mußte man hier allmählich und vorsichtig zu Werke gehen. Namentlich verlangten die Schantung-Eisenbahn- und Bergbaugesellschaft und die Tientsin-Pukoubahn größere Schonung. In Tsingtau selbst wurden die Reservisten des Kaufmanns- und Beamtenstandes zunächst nur eingekleidet, dann wieder entlassen.

Mit dem ersten Mobilmachungstage waren die notwendigsten Sicherungs- und Schutzmaßnahmen getroffen. Ein ständiger Patrouillendienst durch „Jaguar" und „S. 90" hielt die äußere und innere Bucht unter Bewachung. Die Hafeneinfahrt wurde durch eine Floßsperre verschlossen. Im Landgebiet übten die chinesischen Landgemeinden scharfe Kontrolle, während die Bahn innerhalb des Schutzgebiets und die Grenze von der berittenen 5. Kompanie bewacht wurden. Die Leuchtfeuer wurden gelöscht, Boots- und Dschunkenverkehr auf bestimmte Plätze beschränkt und unter polizeiliche Kontrolle gestellt. Und selbstverständlich mußte sich die Post, die deutsche wie die chinesische, eine scharfe Telegramm- und Briefzensur gefallen lassen.

Die Verteidigungswerke wurden armiert und als eine der letzten dringendsten Mobilmachungsmaßnahmen nach der Kriegserklärung Englands die äußere und innere Minensperre zwischen Huitschuenhuk und Kap Jäschke und Yunuisan und dem gegenüberliegenden Ufer gelegt. Mit dieser Maßnahme hatte man, sozusagen, den ersten und wichtigsten Kreis der Absperrung geschlossen. Der ohnehin geringe Seeverkehr

konnte sich nur noch mit Hilfe der Wachtboote und Sperrlotsen vollziehen.

Indessen vermochten alle diese Maßnahmen doch über das Gefühl der Unsicherheit nicht hinwegzutäuschen, unsere Gegner könnten einen Handstreich gegen die noch in den ersten Stadien der Armierung befindliche Festung versuchen. Am 3. August hatte man uns durch die Kabelunterbrechung Emden-Azoren völlig von der Heimat abgeschnitten, und es dauerte geraume Zeit, ehe die drahtlose Verbindung Nauen—Sayville (Amerika) den regelmäßigen Depeschendienst aufnahm. Jene Tage völliger Abgeschlossenheit gehörten zu den entsetzlichsten, die wir durchzumachen hatten. Die Nachrichten, die wir erhielten, bestanden nur aus dem, was unsere amtlichen Organe in China und Japan zu beobachten vermochten, und waren vielfach durch den Filter feindlicher Zensur gegangen. Sonst drang nur die chinesische Fama an unser Ohr. Und wer die ostasiatische Phantasie kennt, der weiß, wieviel oder wiewenig Wert diese Nachrichtenquelle hat.

Kurz, hier mußte das neugeschaffene Kriegsnachrichtenbureau eine empfindliche Lücke ausfüllen, so gut es gehen wollte. Wie leicht konnten feindliche Landungsdetachements auf chinesisches Gebiet in der Nähe unseres Schutzgebiets geworfen werden, von denen wir erst erfuhren, wenn sie vor den Toren standen! — Aber die Neutralität Chinas! — Ja, was die bedeutete, das wurde der Welt in den nächsten Tagen nur zu deutlich vor Augen geführt. Wir bekamen es fast vom ersten Mobilmachungstage an zu spüren. Das arme China, es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich auf Gnade und Ungnade zum Helfershelfer unserer Feinde zu machen. Sie waren ja die Mächtigeren.

So wurden denn tüchtige, des Chinesischen mächtige untere Beamte des Seezolls und aus anderen Betrieben, meist frühere Unteroffiziere, in verschiedene, den vermutlichen Landungsplätzen zunächst gelegene Orte Schantungs geschickt, um uns rechtzeitig Kunde zu senden. Solche Orte waren Lungkou, wo später tatsächlich die japanische Landung stattfand, Tsimo, die Lauschanbucht, das englische Weihaiwei. Und die Arkonasee bei Kap Jäschke, die Achillesferse der Festung, erhielt außerdem in Oberleutnant Cordua einen Offizierbeobachtungsposten, der bis zur Einschließung dort weilte und uns bei entbehrungsreichstem Leben wesent-

liche Dienste geleistet hat. Auch die Nachrichtenmittel wurden allmählich immer weiter ausgebaut. Wir mußten uns mit diesen wichtigsten Einrichtungen von vornherein auf eine regelrechte Abschließung und Belagerung gefaßt machen. Das Kabel nach Tschifu wurde sehr bald unterbrochen, ebenso zerstörten die Engländer die Kabelverbindung nach Schanghai in den ersten Mobilmachungstagen. Der Landtelegraph war, abgesehen davon, daß er nur für offene Sprache benutzbar wurde, bald über die Grenzen Tsinanfus hinaus auch nicht mehr zuverlässig. Von hier allerdings stand uns bis zur Besetzung der Bahn durch unsere Feinde der ganz in deutschen Händen befindliche Bahntelegraph zur Verfügung, eine schätzenswerte Unterstützung, die gleichzeitig die Bedeutung Tsinanfus als Nachrichtenstelle vor Augen führte.

Als weitere Nachrichtenmittel für die Periode der Einschließung wurden Brieftauben rechtzeitig beschafft und auf verschiedene wichtige Punkte, in erster Linie innerhalb des Schutzgebiets, verteilt.

Das zuverlässigste und fast bis zum Augenblick der Einnahme mit absoluter Genauigkeit arbeitende Instrument besaßen wir indessen in unserer Funkenstation, die mit der Bordstation des in Schanghai aufgelegten deutschen Dampfers „Sikiang" in ständigem Verkehr stand und uns auf diese Weise an den Weltverkehr anschloß. Volle Anerkennung den Leistungen unserer Funkenstation und vor allem auch dem Telegraphisten des Dampfers „Sikiang"! Es war durchaus kein leichtes, diese Nachrichtenstelle bis zum Schluß intakt zu halten. In Zikawei hatten die französischen Patres, die unseren Feinden im übrigen mit ihrer Funkenstation die trefflichsten Dienste leisteten, ein Auge auf den „Sikiang" geworfen. —

Nach und nach begann sich das Stadtbild erheblich zu verändern. Der lustige, internationale Badeort mit all seinen natürlichen und künstlichen Reizen verwandelte sich immer mehr in ein Militärlager. Um jede unnötige Spannung der überreizten Nerven zu vermeiden, hatte das Gouvernement sehr verständigerweise keinen allgemeinen Auszug der Ausländer angeordnet. Man verfuhr mit den Angehörigen der mit Deutschland im Kriegszustand befindlichen Länder nach dem Grundsatz der Gegenseitigkeit.

Am längsten blieben die Briten und natürlich die Japaner. Sir

Frederick May, der Gouverneur der englischen Kolonie Hongkong, hatte mit dem Gouvernement einen in den freundschaftlichsten Ausdrücken gehaltenen Depeschenwechsel gehabt, in dem diese Frage geregelt wurde. Sir May versprach, die Deutschen in Hongkong in keiner Weise zu behelligen, wenn sie sich verpflichteten, keine feindliche Handlung gegen England vorzunehmen. Dasselbe Versprechen wurde seitens unseres Gouvernements in bezug auf die in Tsingtau weilenden Briten gegeben. Wie sehr sich bald, allerdings nach dem Ausscheiden Sir Mays, die Haltung der englischen Regierung änderte, wie sie schließlich in der unerhörtesten Weise die deutschen Firmen verjagte — ich finde keinen anderen Ausdruck dafür — und zu Liquidatoren die englischen Konkurrenzfirmen einsetzte, ist zu allgemein bekannt, als daß es hier noch weiterer Worte darüber bedürfte. Mit denselben Waffen der Vergewaltigung, der Lüge und der Heuchelei kämpfte man ja nicht nur in Ostasien, nein, in der ganzen Welt gegen das verhaßte Deutschland. Und der dünne Kulturfirnis, der den „gentleman" und das „fair play" geprägt hatte, verschwand wie der Schnee vor der Sonne.

Ein typischer Einzelfall als Beispiel für das sogenannte politische Anstandsgefühl darf hier aber nicht übergangen werden. Er reiht sich würdig so manchem Ereignis daheim an, bei dem deutsche Vertrauensseligkeit übel belohnt wurde. Der englische Konsul in Tsingtau, Herr Eckford, hatte sich mit Tränen in den Augen von uns nach Kriegsausbruch verabschiedet. Er war als Kaufmann mit Tsingtau verwachsen und hatte die deutsche Gastfreundschaft während seines jahrelangen Aufenthalts in unserer Kolonie genossen wie wohl kein zweiter Fremder. Seine Bitte, nach Abbruch der Beziehungen noch einige Zeit als Privatmann in Tsingtau weilen zu dürfen, wurde ihm bereitwilligst gewährt. Hatte man doch keinen Grund, ihn für etwas anderes als einen „gentleman" zu halten. Kaum aber hatte er Tsingtau mit Tsinanfu vertauscht, als er hier in der unerhörtesten Weise die japanischen Vorbereitungen gegen Tsingtau unterstützte. Nicht wie einer, der seinem Vaterlande helfen will, aber doch nicht alles Scham- und Dankgefühl gegen seine einstigen Freunde und wohl auch Wohltäter verloren hat, sondern wie ein von Racheburst erfülltes Wesen drängte er sich überall in den Vordergrund. Er war es, der mit seinem Stab japanischer Mit-

arbeiter die Schantungbahn Zug für Zug untersuchte, um das Leben und Treiben seiner einstigen, ihm ja persönlich bekannten Freunde zu überwachen und den Zuzug Dienstpflichtiger nach Tsingtau zu verhindern. Er war es, der sich öffentlich gerühmt haben soll, die Japaner führen zu wollen, wenn sie nach Tsingtau einrückten, und ihnen den Weg zu zeigen. Und er hat dieses letztere Versprechen treulich gehalten. An der Spitze des englischen Detachements ist er als einer der ersten in Tsingtau eingerückt.

So waren denn vom Ende der ersten Augustwoche ab die Züge, die die flüchtenden Fremden gesegneteren Gestaden zuführen sollten, zum Brechen überfüllt. Sonderzüge mußten eingelegt werden. Plätze waren nur erhältlich, wenn man sie 24 Stunden vorher bestellte. Und das Bedauerliche an dieser sonst natürlichen Erscheinung war, daß auch die chinesischen Arbeiter und Kulis, die ja den Grundstock der für die Festung in diesem Stadium so bitter nötigen Arbeitskräfte bildeten, zeitweise von einer Art Panik ergriffen wurden. Zwar gelang es bald durch geeignete Maßnahmen, vor allem durch Erhöhung der Lohnsätze auf 50—75 Cent, dieser Flucht der Chinesen Einhalt zu tun. Und die langsam sich entwickelnden Ereignisse trugen das ihre zur Beruhigung so weit bei, daß bald wieder eine erhebliche Zuwanderung arbeitsloser Chinesen eintrat und die Festung fast bis zur Einschließung an Arbeitspersonal nicht Mangel gelitten, ja, im Durchschnitt wohl über 4- bis 5000 chinesischer Arbeiter verfügt hat. Aber jene Tage nach der englischen Kriegserklärung waren schlimm.

Große Sorge bereitete für einen Augenblick auch der Ansturm auf die Deutsch-Asiatische Bank. Hunderte von Chinesen standen tagaus tagein vor ihren Toren und verlangten Auszahlung ihrer Guthaben und Einwechslung der Dollarnoten in Silber. Gutscheine auf andere in China vorhandene Filialen der Deutschen Bank wurden ebenso abgelehnt wie die Auszahlung in Silberschuhen*). Es war, als ob Deutschland plötzlich durch den Ansturm einer so mächtigen Koalition jede Kreditfähigkeit, alles mühsam erworbene Vertrauen in den Augen der Chinesen

*) Der Tael als Zahlungseinheit in China wird in Form von Silberschuhen in den Handel gebracht, deren Wert sich nach ihrem Silbergewicht richtet.

verloren hätte. Die Bank mußte unter militärische Bewachung genommen und die Auszahlungszeiten beschränkt werden. Doch waren das nicht etwa Mittel, um den Andrang zu beseitigen. Nichts wirkt auf den sonst so passiven friedliebenden Chinesen aufreizender als Zwang, zumal wenn ein schon gefaßtes Mißtrauen in ihm wurzelt. Man kann den Chinesen zu allem bekommen, wenn man ihn gütlich zu überzeugen vermag, niemals aber durch Gewaltmaßregeln. Was überzeugender als alle guten Worte in dieser Lage wirkte, war die dauernde Liquidität der Bank. Viele kleinen Gläubiger hatten ohne Zweifel rasche Zahlungseinstellung aus Mangel an Silber erwartet. Und in der Tat wäre das ja unter normalen Verhältnissen bei einem so großen und nachhaltigen Ansturm auch durchaus nicht verwunderlich gewesen.

Die Bank hatte sich aber rechtzeitig vorgesehen. Gleich nach Ausbruch des Krieges flossen ihr große Silbervorräte hauptsächlich von ihren Zweigstellen Tsinanfu und Tientsin, aber auch von der Hauptstelle in Schanghai zu, und die einkommenden Reservisten brachten Silber in erheblichen Mengen mit, das ihnen in Vorahnung der Dinge von ihren Konsulaten mitgegeben war.

Eine solche Liquidität der Bank mußte bald nicht nur das Mißtrauen zerstreuen, sondern im Gegenteil unseren deutschen Instituten in diesem kritischen Augenblick in ganz China außerordentlich nützlich sein. Als dann auch einige arme Teufel auf ihrer Flucht bald nach dem Verlassen des Schutzgebiets von ihren eigenen Landsleuten ihrer sauer erworbenen paar Silberlinge beraubt wurden, hörte dieses törichte Gerenne nach Bargeld ganz auf. Und diejenigen, die Tsingtau mit Hab und Gut verließen, nahmen gerne Gutscheine auf andere Filialen der Bank. —

In dem Maße, wie die Festung sich auf die kommenden ernsten Tage vorbereitete, verlor auch das liebliche Stadtbild sein freundliches — nein, das ist zu wenig gesagt — sein einzigartig reizendes Gepräge.

Wer jemals Tsingtau an weiter, schimmernder Meeresbucht, eingefaßt von dem saftigen Grün jungen deutschen Waldes, umrahmt von schroffen, bizarren Gebirgsformationen, mit seinen überaus reizvollen, in Farbe und Architektur an eine Nürnberger Spielschachtel erinnernden Häuschen bei hellem Sonnenschein gesehen hat, der kann sich seines bezaubernden Eindrucks nicht erwehren.

Das wurde nun mit einem Schlage anders. Die Stadt mußte mit Dunkelwerden nach See zu abblenden, um sich nicht den feindlichen Schiffen zu verraten. Hatte schon am Tage der Straßenverkehr sein buntes Gepräge völlig eingebüßt, so wirkten die Abende in den stockfinsteren Straßenzügen und den dunkel und tot daliegenden Häusern wie ein Alp.

Um so erhebender, begeisternder wirkte ein anderer Eindruck, der mir stets unvergeßlich bleiben wird, der Zustrom zu den Fahnen, aller jener Deutschen, die, ob einberufen oder nicht, nicht fehlen wollten, wo es galt, diesen Flecken deutscher Erde zu verteidigen. Alle wußten, es wurde Ernst, bitterer Ernst. Nicht für Haus und Hof, Weib und Kind boten sie ihr Leben an. Die meisten waren Kaufleute, die ihre mühsam hier draußen erworbene Stellung, ihr Vermögen, ihr Geschäft opferten, um ihre Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen. Kein Sturm allgemeiner Begeisterung hatte ihre edelsten Instinkte angefacht wie daheim. Und dennoch war ein Funke der hehren Regungen der deutschen Volksseele aus den ersten Augusttagen auch auf sie übergesprungen. Viele hätten fortbleiben können ihrer Existenz zuliebe, ohne daß man es je bemerkt hätte. Es war ja ganz anders als zu Hause. Die Kontrolle in den weiten Ländergebieten, über die sie verstreut waren, fehlte; die Verbindungen mit Tsingtau wurden mit jedem Tage schwieriger, fehlten wohl von einzelnen Orten ganz. Und doch — sie kamen, kamen alle, die es menschenmöglich machen konnten. Und sie kamen mit einem Geist der Freude, der Zuversicht, des Stolzes, der unsere Herzen höher schlagen ließ. Täglich brachte der Abendzug in den ersten Tagen und Wochen 60, 80 auch 100 Mann, die unter den Klängen eines lustigen Marsches unserer Bataillonskapelle ihren Einzug hielten in Tsingtau. Und fast jeder Trupp brachte Geschenke mit, sehr wertvolle Geschenke für die Festung. Es kamen ganze Ladungen von Silbergeld, Gewehrpatronen und sogar Maschinengewehre mit, die, im Gepäck verborgen, selbst den feinen Nasen der Franzosen und Engländer entgangen waren.

Nicht Geld — denn sie mußten ihre Reisen selbst bezahlen — noch Beschwerden hatten die Leute gescheut. Da kam ein Ersatzreservist aus Harbin. Die Schwierigkeiten, auf der unter russischer Kontrolle stehenden ostchinesischen Bahn durchzukommen, schienen ihm unter deutscher

Nationalität zu groß. Deshalb verkleidete er sich als Chinese, ließ sich Bart und Augenbrauen abrasieren, und mit seinem chinesischen Komprador*), den er als Dolmetscher benutzte, um möglichst wenig in die Erscheinung zu treten, trat er die Reise an.

Aus Japan, den entlegensten Orten Chinas, Siam, den Philippinen, den Sundainseln wurden schließlich die Reserven, Ersatzreserven und Landwehren einberufen. Vielen wurde es einfach unmöglich gemacht zu kommen, so namentlich den in holländischen Kolonien ansässigen Deutschen, deren Transport die holländischen Dampfergesellschaften verweigerten. Ebenso wurden natürlich auch die Deutschen in Hongkong und Singapore festgehalten. Dafür strömten gerade aus dem Innern Chinas eine Menge Freiwilliger herbei. Und auch die Männer Gottes durften nicht fehlen. Aus dem Innern Koreas kamen eines Tages vier bis fünf Patres und Laienbrüder mit langen Bärten, in schlichte braune Kutten gekleidet, angewandert. Nicht etwa für die Seelsorge und Krankenpflege. Nein, mitkämpfen wollten sie. Und sie taten's auch.

1400 Mann Verstärkung erhielt die kleine Garnison auf diese Weise, und wir hatten nie gewagt auf mehr als 500 zu rechnen.

Verschiedene kamen nach langen beschwerlichen Irrfahrten erst an das ersehnte Ziel. So waren die Freiwilligen aus Kanton und die Besatzung des dort stationierten Flußkanonenboots „Tsingtau" drei Wochen unterwegs und trafen in so trauriger körperlicher Verfassung ein, daß sie zunächst ins Lazarett gesteckt werden mußten.

Die verwegenste Reise aber hat wohl ein Deutscher aus der Fremdenlegion in Tonking gemacht. Er desertierte bereits am 22. Juli, als man dort schon ganz offen von einem Krieg gegen Deutschland sprach, und floh nach Yünanfu. Von dem dortigen deutschen Konsulat mit Geld ausgerüstet, wanderte er mitten durch das Herz Chinas und langte nach 31 Tagen in Suefu am Quellgebiet des Yangtse an. Von hier ging's dann mittels Zampan nach Chungking und weiter Yangtse abwärts über Itschang nach Hankou; von Hankou mit der Bahn weiter über Peking nach Tsinanfu. Hier traf er Mitte September ein, als die

*) Komprador ist der chinesische Vermittler aller von Europäern geführten Geschäfte in China.

Japaner die Festung bereits nach Land zu abgeschlossen hatten. Der mutige Mann — es war der spätere Matrosenartillerist Brauer — ließ sich nicht abschrecken, fuhr mit der Schantungbahn bis nach Kaumi, auf der Bahnlinie etwa 120 km von Tsingtau entfernt, wo die Japaner die Bahn unterbrochen hatten. Hier vertraute er sich Schusters Rappen an und wanderte oder lief vielmehr, von Kaumi um 8 Uhr abends am 15. September aufbrechend, landeinwärts auf die Kiautschoubucht zu, deren rechtes Ufer, nahe bei Kap Jäschke und Tsingtau gegenüber gelegen, er am 16. nachmittags erreichte. Am Ufer angelangt, ereilte ihn aber sein Schicksal. Er wurde von einem japanischen Trupp abgefaßt, als er gerade einem deutschen Polizeiboot, das in der Nähe des Ufers lag, zuwinkte. Die brave Besatzung des Bootes ließ indessen ihren Kameraden nicht im Stich. Es wurde hin und her geschossen, bis die Japaner unter Zurücklassung des Deutschen die Flucht ergriffen. Brauer langte am 16. abends glücklich in Tsingtau an und hat uns während der Belagerung auf schwierigem Posten bei der Batterie Trendel gute Dienste geleistet. Für ihn war das kühne Unternehmen nicht nur eine patriotische Tat, sondern auch eine Ehrenrettung. Und ich meine, sie ist ihm gelungen.

Werfen wir, um das Bild der ersten Mobilmachungstage zu vervollständigen, noch einen Blick auf den großen Hafen. Wie ich schon früher erwähnte, herrschte hier vom Kriegsausbruch an lebhafte Tätigkeit. Das Kreuzergeschwader hatte sich Ende Juni auf eine mehrmonatige Reise nach den Südseeinseln begeben und wurde irgendwo im Stillen Ozean vom Kriege überrascht. Ihm die für seine Operationen nötigen Kohlen und sonstigen Kriegsmaterialien zuzuführen, befanden sich die Dampfer „Gouverneur Jäschke", „Staatssekretär Krätke", „Longmoon", „Markomannia", „J. B. Ahlers", „Frisia" mitten in der Ausrüstung. Drei andere Dampfer wurden als Reserve für unvorhergesehene Fälle zurückbehalten; sie haben den Hafen nicht wieder verlassen.

Der Lloyddampfer „Prinz Eitel Friedrich" erhielt seine Hilfskreuzerausrüstung von den Kanonenbooten „Tiger", „Iltis" und „Luchs", die, teilweise in Südchina stationiert, noch rechtzeitig Tsingtau hatten erreichen können. Die zeitraubendste und wohl auch eine recht schwierige Arbeit hatte die Werft hier mit der Geschützaufstellung zu leisten.

So konnte „Prinz Eitel Friedrich“ erst am Schluß der ersten Mobilmachungswoche, mit einer ausgezeichneten Armierung und einer kombinierten Besatzung der Kanonenboote versehen, unter Führung des Korvettenkapitäns Thierichens seine abenteuerliche Kreuzfahrt antreten.

Noch schwierigere Aufgaben aber wurden der Werft durch die Zurüstung des Hilfskreuzers „Rjäsan“, des Dampfers der russischen Freiwilligen-Flotte gestellt, den unsere brave „Emden“ als erste Prise bereits in den ersten Mobilmachungstagen in der Straße von Tsuschima aufgebracht hatte. Der Dampfer erhielt die Geschütze, die Besatzung und den Namen des in Tsingtau in Reparatur befindlichen, für den Krieg unbrauchbaren Kreuzers „Cormoran“, eine stattliche Armierung von acht 10,5-cm-Geschützen.

So hatten wir für die Bedürfnisse der Hafenverteidigung, den Wachtdienst zur See und was sonst an Aufgaben einer der Belagerung entgegengehenden Seebefestigung gestellt werden konnte, zunächst nach Entsendung der Hilfskreuzer nur das Kanonenboot „Jaguar“ und das Torpedoboot „S. 90“. Dazu trat noch ein anderes schönes Schiff, der österreichisch-ungarische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth“, mit einer Armierung von acht 15-cm-Geschützen, dessen geringe Geschwindigkeit zwar nicht mehr ausreichte, um Kreuzerkrieg auf hoher See zu führen, der indessen Ausgezeichnetes in der Hafenverteidigung zu leisten versprach.

Einzigartig war die Lage, der sich der Kommandant des Schiffes, Linienschiffskapitän Makowiz, bei Kriegsausbruch gegenübersah. Die Fäden mit seiner Heimat waren gleich so gründlich zerrissen, daß er nur von dem Krieg Österreichs mit Serbien erfuhr. Ob Frankreich, Rußland und vor allem England auch die Gegner Österreichs seien, darüber vermochte er wenig Authentisches festzustellen. Vor welche entsetzlichen Gewissenskonflikte wurde der arme Kommandant tage-, ja wochenlang gestellt, Konflikte, die sich fast bis zur Unerträglichkeit steigerten, als der Krieg mit Japan ausbrach! Wie vergessen von den Seinen muß er sich mit seinem braven Schiff gefühlt haben! Gewiß soll hier keinerlei Kritik an den Maßnahmen unseres einstigen Bundesgenossen geübt werden. Die österreichisch-ungarische Marinesektion wird

ihre gewichtigen Gründe gehabt haben, warum sie schwieg. Aber es ist billig, vom allgemein menschlichen Standpunkt notwendig, sich auch in die Seelen dieser Braven hineinzuversetzen, die ohne direkten Befehl ihrer Regierung vor die Frage gestellt wurden, ihre Haut zu Markte zu tragen für Interessen, die in unmittelbarem Zusammenhang mit ihrem Vaterlande gar nicht standen.

Kapitän Makowiz war indessen nicht der Mann, sich von solchen Skrupeln in dem, was er für seine Pflicht hielt, beeinflussen zu lassen. Er erklärte bereitwillig, solange er in Tsingtau liege, die Feinde Deutschlands als auch die seines Landes ansehen zu wollen.

3. Kapitel.

Japan greift ein.

Mit Beginn der zweiten Augustwoche begann die Haltung Japans Sorge zu machen. Positive Beweise eines Hinüberschwenkens zum Dreiverband lagen allerdings nicht vor. Und nicht nur die Optimisten, sondern auch ganz ruhig wägende Männer wiesen diesen Gedanken noch immer weit von sich. Freilich konnte bei den politisch Wissenden, vor allem unserer Botschaft in Tokio, kein Zweifel darüber sein, wohin die Fahrt mit dem völlig englisch orientierten Ministerium Okuma-Kato ging.

Die Nachrichten aber, die wir in diesen Tagen aus sehr zuverlässiger Quelle, aus Mukden, erhielten, schienen fast den Schluß zuzulassen, daß Japan Rußlands Zwangslage benutzen wolle, um sich in der Mandschurei und Mongolei erhebliche Vorteile zu verschaffen. Japan hatte zwar — und das war das Besorgniserregende — auf die chinesische Neutralitätserklärung und die Anregung des Präsidenten Yuan schi kai, den Krieg vom ostasiatischen Gebiet fernzuhalten, nicht geantwortet. Die Nachrichten aus Mukden aber besagten, daß der Generalgouverneur von Kwantung, Baron Fukuschima, plötzlich nach Harbin gereist sei, um mit Rußland zu verhandeln. Um was anderes konnte es sich da handeln, als um die mandschurische und mongolische Interessensphäre?

Durchaus beruhigend klang noch ein Telegramm unserer Botschaft in Tokio vom 9. August, das die Haltung Japans geradezu optimistisch beurteilte. Und auch in der japanischen Presse war bis dahin nicht der geringste Ton einer Fanfare zu erkennen. Eine offiziöse Äußerung besagte, vorläufig läge für Japan kein Anlaß vor, in den Krieg einzugreifen.

Sollte jedoch der Friede in Ostasien gestört werden oder der Bündnisfall mit England ein Heraustreten aus seiner Reserve notwendig machen, so werde Japan nicht zögern. Man hoffe, daß Deutschland keinen Anlaß dazu geben werde.

Optimisten legten diese Äußerung so aus, als ob Japan sich natürlich seine Hände freihalten, seine Bündnistreue betonen wolle, im übrigen sich aber nur äußersten Falles und sehr gezwungen in diese Angelegenheit einmischen werde.

Von deutscher Seite geschah alles, um dazu keinen Anlaß zu bieten. Das Kreuzergeschwader wurde auf funkentelegraphischem Wege von dieser Äußerung benachrichtigt und gebeten, die japanische Schiffahrt möglichst wenig zu belästigen, und von Berlin erhielt es sogar Anweisung, den Kreuzerkrieg nach der amerikanischen Küste zu verlegen, falls seine Tätigkeit in den ostasiatischen Gewässern herausfordernd auf die Haltung Japans wirken sollte.

Deutsche, die in diesen Tagen aus Japan in großer Zahl zugereist kamen, schilderten die Haltung des japanischen Volkes und vor allem der Armee als geradezu begeistert für Deutschland. Unser imaginärer Torpedobootserfolg gegen die englische Flotte auf dem Humber wäre in überschwenglichen Ausdrücken in der Presse und auf Extrablättern gefeiert worden. Das Volk des Buschido wüßte trotz aller Reuterlügen den Mut wohl zu würdigen, mit dem Deutschland in diesen gigantischen Kampf gezogen wäre, und hätte nicht nur den Wunsch, sondern auch die Hoffnung, daß es mit seiner unübertrefflichen Armee, der unvergeßlichen Lehrmeisterin Japans, alle seine Feinde schließlich niederringen werde.

Sympathie also, wo man auch hinhörte, für unsere Sache im Lande der aufgehenden Sonne.

Und dennoch lag eine drückende Schwüle über dem Ganzen. Jedermann fühlte das, aber keiner wollte in solchen Zeiten seinen Gefühlen Ausdruck verleihen. Am meisten litten wir unter dem Mangel sachlicher Nachrichten aus Tokio.

Um eine allgemeine Orientierung herbeizuführen und, wenn möglich, die Geschütze, deren wir noch habhaft werden konnten, in die Festung zu schaffen, sandte mich der Gouverneur zu Beginn der zweiten Augustwoche nach Peking. Die Verhandlungen mit dem deutschen Geschäfts-

träger, Herrn von Maltzan, betrafen den Anschluß an die deutsch-amerikanische Funkenverbindung Nauen-Sayville, die Nachrichtenübermittlung im Falle der Einschließung der Festung und natürlich alles, was ihm über die Haltung Japans bekannt wäre. In diesem Punkte äußerte er sich sehr positiv: „Nach absolut zuverlässigen Nachrichten, die ich habe, wird Japan Tsingtau unter allen Umständen zum casus belli machen und, falls erforderlich, seine aktive Mithilfe dem Dreiverband sogar aufdrängen. Auch die jetzt schwebenden Verhandlungen in Harbin betreffen nicht die Mandschurei, sondern Tsingtau."

Das war wenig tröstlich zu hören, aber es nahm wenigstens einen Teil der noch schwebenden Unsicherheit. Gewißheit wollten wir. Wenn man nicht mehr mit allen möglichen phantastischen Hoffnungen, diesem oder jenem Deus ex machina, den man in Reserve zu haben glaubte, rechnen konnte, würde man die bittere Pille mit anderen Augen ansehen, sich in das Unvermeidliche zu schicken wissen.

Völlig aussichtslos erschien die Erfüllung des zweiten Teiles meines Auftrages, die Erlangung der 36 von China noch nicht bezahlten Feldgeschütze. Der Vertreter der Firma Krupp wie auch die Chinesen wollten sich den Konsequenzen einer solchen Transaktion nicht aussetzen.

So rüstete ich mich mit recht gemischten Gefühlen zur Abreise, als mir folgendes Telegramm des Gouvernements überreicht wurde:

„Rex*) telegraphiert: Angriff Japans auf Tsingtau täglich zu erwarten."

Was sollte man aus dieser Nachricht machen? War es denn denkbar, daß sich die Dinge so schnell und völlig ohne Wissen unserer Botschaft hatten entwickeln können, daß, was in ihren Augen gestern noch im Sonnenschein gelegen, heute schon im Sturm gesehen wurde? Und wie dachte sich denn die Botschaft einen solchen Angriff? Dazu gehörten doch Truppen, eine kleine Armee. Und die ließ sich doch nicht über Nacht mit Siebenmeilenstiefeln übers Wasser schaffen. Dazu waren ja wochenlange Vorbereitungen erforderlich, die nicht geheim bleiben konnten. Wahrhaftig, wenn es sich nicht um groben Bluff oder mutzlosen Versuch eines Handstreichs mit der Flotte handelte, mußte man an eine

*) Graf Rex, der Deutsche Botschafter in Japan.

Wiederholung des Märchens von Harun al Raschid glauben, wollte man dieser Nachricht ernste Bedeutung beimessen.

Als ich in Tsingtau eintraf, fand ich alles im tiefsten Frieden. Eine alarmreiche Nacht und einen nervösen Tag hatte ihnen Tokio bereitet, dann war die Überzeugung durchgedrungen, daß sich dort vielleicht etwas im ersten Stadium der Entwicklung befinde, was die Botschaft bereits als vollendete Tatsache ansah. Nur die Optimisten, die Japans Beteiligung weit von sich gewiesen hatten, waren nachdenklicher geworden.

Die drohenden Anzeichen aber mehrten sich. Die 250 Köpfe starke japanische Kolonie, die sich bisher völlig ruhig verhalten hatte, baute langsam und unauffällig ab. Die Geschäfte wurden eins nach dem anderen geschlossen. Die japanische Presse fing an unruhig zu werden. Zunächst war es die angeblich schlechte Behandlung ihrer Landsleute in Tsingtau selbst, die ihre Unzufriedenheit hervorrief. Es erschienen Lügenmeldungen aus englischer Quelle über Spionenriecherei und Ungerechtigkeiten gegen japanische Untertanen, die leicht und schnell entkräftet werden konnten, indem das Gouvernement sich einen Beamten des Tientsiner japanischen Generalkonsulats als Anwalt und Augenzeugen erbat. Dieser Beamte konnte nach tagelanger Anwesenheit in Tsingtau nur feststellen, daß alle diese Hetzereien völlig aus der Luft gegriffen seien. Dann brachten gewisse, in Tsinanfu eingetretene Erschwerungen des japanischen Verkehrs mit Tsingtau eine vorübergehende Mißstimmung hervor. Auch diese mißverständlichen Maßnahmen wußte das Gouvernement bald zu beseitigen. Aber es half alles nichts. Man legte augenscheinlich auf gute Beziehungen in Japan keinen großen Wert mehr. Und dann ist es ja so leicht, den kleinsten Anlaß böswillig auszubeuten.

Nach und nach fing die japanische Presse auch an, die Ursachen zu entdecken, die ihre gerechte Entrüstung gegen das perfide Deutschland und das noch viel bösartigere Tsingtau herausforderten. Es waren die ersten Windstöße im japanischen Blätterwalde, denen der Sturm nur allzubald folgen sollte. Man fand nämlich heraus, daß das Vorhandensein Tsingtaus und die Möglichkeit, hier Schiffe zur Unterstützung des Kreuzergeschwaders auszurüsten, wie besonders die Anwesenheit des Kreuzergeschwaders in den ostasiatischen Gewässern den Frieden des Ostens bedrohe und daher für Japan den Bündnisfall mit England be-

dinge. Eine lächerlichere, hergesuchtere Beweisführung ließ sich wohl kaum finden, aber es waren wenigstens Gründe, um den plötzlichen Umschwung der Regierungsstimmung dem Volke klarzumachen, ihm schnell noch ein wenig Haß einzuhämmern gegen eine Nation, die es bisher als wesentlichste Förderin in seinem Drange nach europäischer Kultur von seinen geistigen Führern zu schätzen und zu ehren gelehrt worden war.

Was sich in diesen entscheidenden Tagen und Wochen hinter den Kulissen der hohen Politik abgespielt hat, ist selbstverständlich dem Außenstehenden verhüllt geblieben und gehört auch nicht hierher. Von großem Interesse für die deutsche Öffentlichkeit wird die Frage immer bleiben, inwieweit England der treibende, Japan der begehrende Teil in diesem Drama gewesen ist, dessen erster Akt sich durch den plötzlichen Stimmungswechsel der Regierung und öffentlichen Meinung in Japan ankündigte.

Nun brachten auch die deutschen amtlichen Nachrichten aus Japan reellere Unterlagen. Besonders zeichneten sich die ruhigen und sachlichen Darstellungen des Konsuls in Schimonoseki aus, der uns die Zusammenziehung größerer Mengen von Transportschiffen in Sasebo und Nagasaki mitteilte. Nebenher schwirrten allerhand unkontrollierbare Gerüchte von Landungsabsichten der Japaner mit größeren Truppenmengen bei Tschifu, die um so unglaublicher erschienen, als sie ja den Bruch der chinesischen Neutralität zur Voraussetzung haben mußten. Außerdem aber schien uns damals ein solcher Plan, der mit dem Transport einer größeren Belagerungsarmee auf unwegsamen Pfaden in schlechter Jahreszeit quer durch Nordschantung rechnete, so außerhalb jeder Wahrscheinlichkeit zu liegen, daß wir diese Nachrichten für reine Erfindung hielten.

Bei unserem den Japanern ja hinlänglich bekannten Mangel an Offensivkraft, dem Fehlen nennbarer Verteidigungsmittel zur See, konnte es nicht schwer fallen und auch nicht besonders verlustreich sein, eine Landungsarmee in der Nähe des Schutzgebiets oder gar in ihm selbst auszuschiffen.

Kurz, die Tatsache, daß seit dem alarmierenden Telegramm der Botschaft in Tokio nichts erfolgt war, dafür aber geflissentlich solche scheinbar unsinnigen Gerüchte in die Welt gesetzt wurden, ließ die Deutung

zu, daß sich Japan noch nicht entschieden hatte, dagegen vielleicht auf Deutschland nach dieser oder jener Richtung einen Druck ausüben wollte. Die Langwierigkeit der mit England schwebenden Verhandlungen, die scheinbar noch immer nicht zum Abschluß gekommen waren, ließ jedenfalls vermuten, daß Japan nur zögernd ins feindliche Lager überschwenkte.

Lagen die Dinge aber so, dann brauchte immer noch nicht die Hoffnung ganz aufgegeben werden, daß ein gütiges Geschick, eine Wendung in letzter Stunde uns vor dem Schlimmsten bewahren könnte. Der Gouverneur wollte jedenfalls alles versuchen, was in seinen Kräften stand, um zum mindesten sich selbst möglichst bald Klarheit über die verworrene Lage zu verschaffen. Er hatte das Gefühl, daß in diesem der Entscheidung sich nähernden Augenblick eine verständnisvolle Verbindung mit der für uns wichtigsten Stelle, der Botschaft in Tokio, fast völlig fehlte. Sie mußte unter allen Umständen angeknüpft werden, solange noch nicht das letzte Wort gesprochen war. Wie die Verhältnisse aber lagen, ließ sich das nur mündlich noch erreichen.

Aus diesen Erwägungen heraus beauftragte mich der Gouverneur am 14. August, auf schnellstem Wege nach Tokio zu reisen. Die Fahrt mußte mit der Bahn über Mukden durch Korea über Fusan-Schimonoseki ausgeführt werden und beanspruchte bei den mangelhaften Anschlußverhältnissen wenigstens acht Tage für die einfache Hinreise. Das waren Zeiträume, die in diesem Augenblick, wo alles auf des Messers Schneide stand, das Unternehmen als ziemlich problematisch erscheinen ließen. Ich kam denn auch nur bis Tsinanfu, wo mich folgendes Telegramm des Gouvernements erwartete:

„Rex telegraphiert: Angriff Japans, Englands auf Tsingtau in den nächsten Tagen bestimmt zu erwarten. Stelle anheim Abwarten Tsinanfu oder sofortige Rückkehr."

Und diese Depesche wurde bei meiner Rückreise am 16. früh durch folgende andere ergänzt:

„Rex telegraphiert: Japan stellt Ultimatum an Deutschland, alle Feindseligkeiten in ostasiatischen Gewässern zu unterlassen, Kreuzergeschwader zurückzuziehen, Tsingtau bis 15. September zu räumen und bedingungslos an Japan zu übergeben. Antwort bis 23. August."

eingekleidet war, wie ich in Tsingtau erfuhr, diese alles Maß überschreitende Anrempelung in folgenden Text:

„Wir erachten es unter den heutigen Verhältnissen für sehr wichtig und nötig, Maßregeln zu ergreifen, die Ursache aller Friedensstörungen im fernen Osten zu entfernen und das allgemeine Interesse sicherzustellen, das von dem japanisch-britischen Bündnisvertrag ins Auge gefaßt ist, um einen festen und dauernden Frieden in Ostasien sicherzustellen, dessen Erhaltung der Hauptzweck dieses Bündnisses ist. Die Kaiserlich japanische Regierung hält es aufrichtig für ihre Pflicht, der Kaiserlich deutschen Regierung den Rat zu erteilen, folgende beiden Vorschläge auszuführen:

1. Sofort alle deutschen Kriegsschiffe und Hilfskreuzer aller Art aus den japanischen und chinesischen Gewässern zurückzuziehen und sofort die Schiffe, die nicht zurückgezogen werden können, abzurüsten;

2. bis zum 15. September bedingungslos und ohne Entschädigung das gesamte Pachtgebiet Kiautschou den Kaiserlich japanischen Behörden auszuliefern, die es gegebenenfalls China zurückgeben werden.

Die Kaiserlich japanische Regierung teilt gleichzeitig mit, daß, wenn sie die Antwort der Kaiserlich deutschen Regierung, in der die bedingungslose Annahme des Rates der Kaiserlich japanischen Regierung ausgesprochen ist, bis zum Mittag des 23. August 1914 nicht erhält, sie zu den Schritten gezwungen ist, die sie angesichts der Lage für notwendig erachtet."

Konnte die Ehre einer Nation in brutalerer Weise mit Füßen getreten werden, als es durch dieses englisch-japanische Machwerk geschah?

Die japanische Presse, die von der in Deutschland ausbrechenden Erregung, scheinbar betroffen, Notiz nahm, versuchte sich damit zu entschuldigen, daß das nur die Quittung für Schimonoseki sei. Damals sei Deutschland auf der Seite Rußlands und Frankreichs Japan mit ähnlichen Worten in den Arm gefallen. Ein höchst armseliges Argument von einem Volke, das seit Schimonoseki so ungefähr alles, was es an Kulturfortschritten im europäischen Sinne besitzt, Deutschland verdankt! Wie uns bald darauf, am 20. August, eine Notiz des Ostasiatischen Lloyd zu berichten wußte, waren die Urheber dieser höchst verletzenden Form in Downing Street zu suchen. Die Notiz lautete: „Maßgebende

politische Kreise Tokios bestätigen, daß das Ultimatum Japans auf Anregung Londons und in vollster Übereinstimmung mit der britischen Regierung gestellt worden ist."

Wenn auch führende englische Blätter Ostasiens sich gleich nach Bekanntwerden des Ultimatums mit dem Augenaufschlag der frommen Helene beeilten, ihre Entrüstung über die herausfordernde Sprache dieser Note kundzutun, diese Form der Verschleierung eines schuldbewußten Herzens ist ja der englischen Presse nur allzu vertraut. Nein, der Verdacht liegt doch sehr nahe, daß gerade für die Form dieses merkwürdigen Schriftstücks London der Urheber war. Man mag sich dort mit kluger psychologischer Berechnung die Hände gerieben haben in dem Bewußtsein: Verträge sind wandelbar. Wer heute mein Freund ist, braucht es morgen nicht mehr zu sein, wenn die Interessen sich ändern. Durch die verletzende Form dieses Ultimatums aber wird das Tafeltuch zwischen Berlin und Tokio für alle Zukunft zerschnitten.

So hatten wir endlich die gewünschte Klarheit. Und die hieß Kampf einer regimentstarken Festungsbesatzung gegen ein ganzes Volk, hinter dessen militärischer Stärke sich der tapfere Dreiverband versteckte, um im entscheidenden Augenblick, wenn's nicht mehr so gefährlich sein würde, auch seinerseits als Folie nicht zu fehlen. Denn die andere Möglichkeit, die das Ultimatum aussprach, die war ja so erniedrigend, daß der bloße Gedanke daran die Schamröte ins Gesicht trieb. Erniedrigend wie die Forderung einer Antwort auf diese Herausforderung. Nun hieß es, die Gnadenfrist von acht Tagen mit fieberhafter Anspannung ausnutzen, um die begonnenen Armierungsarbeiten so vollkommen wie möglich zu Ende zu führen. Täglich fanden Sitzungen im Gouvernement statt, in denen über den Fortschritt der Arbeiten berichtet wurde.

Während aber die eigentliche Festungsbesatzung mit äußerster Energie und Beschleunigung an der Vervollkommnung der Armierung, der technischen Ausgestaltung des Festungsgürtels nach Land zu, arbeitete, wurden die drei Kompanien des Ostasiatischen Marinedetachements in das Vorgelände nach Litsun und Schatzykou gelegt, jede mit zwei Maschinengewehren ausgerüstet. Das Dorf Litsun wurde Hauptquartier des Befehlshabers, Oberstleutnant Kuhlo, wozu es sich durch seine zentrale Lage besonders eignete. Und hier im Vorgelände hat das Marine-

detachement im Verein mit der fünften, der berittenen Kompanie der Festung, der Feldbatterie unter ihrem unermüdlichen Batteriechef, Hauptmann Stecher, und dem Maschinengewehrzug unter Oberleutnant v. Schlick bis zur Einschließung gewirkt und sich die ersten Lorbeeren verdient.

Ein nicht minder wichtiger Zweig der Vorbereitungsarbeit bestand in der Formierung und Ausbildung der einkommenden und noch zuströmenden Reservisten. Aus diesen Leuten wurde die 6. und 7. Kompanie des III. Seebataillons und die Reservefeldbatterie gebildet, die über vier bespannte Feldgeschütze verfügte. Außerdem gestattete der Zuzug, die Infanteriekompanien sowie die von der Matrosenartillerie besetzte Festungsartillerie auf kriegsmäßige Stärke zu bringen.

Ein ausgezeichnetes, hochintelligentes Menschenmaterial, das sich in den Reservisten und Landwehrmännern Ostasiens zur Verfügung stellte. Bestand es doch fast nur aus jungen Kaufleuten und Beamten der gebildeten Gesellschaft. Und gewiß war der Gedanke schmerzlich, hier fast den gesamten Nachwuchs unserer ostasiatischen Kulturpioniere versammelt zu haben, um, wie man annehmen mußte, ihn auf den Wällen Tsingtaus zu opfern. In Dezennien konnte ja Deutschland nicht hoffen, die Summe von Wissen und Erfahrung wieder heranzuzüchten, die hier mit einem Schlage verloren gehen mußte. Man fühlte förmlich — und seine Presse sprach es unverhohlen aus —, wie England sich die Hände rieb über diese Nebenwirkung seiner Tsingtauaktion. Glücklicherweise kam es anders, als England es erhoffte.

* * *

Das Leben im Klub, Kasino und bei Dachsel, einer beliebten Bierkneipe Tsingtaus, in diesen aufregenden Tagen bis zum Ablauf des japanischen Ultimatums hätte manchen Karikaturisten und Novellisten begeistern können. Man stelle sich nur einmal den Klub vor, dieses Sanctum sanctissimum des Zivilrocks, in dem die Uniform in Friedenszeiten nur ein teuer erkauftes Gastrecht hat, angefüllt mit betreßten Khakiröcken und klirrenden Sporenstiefeln, als schäme sich das vornehme Bürgertum seiner vergangenen Tage. Dicht besetzt waren zunächst die

Sessel und Stühle von der geschmackvoll ausgestatteten Halle bis hinauf in den Saal, und an der Bar vermochten die dienstbaren Chinesengeister nur mit Mühe ihr stoisches Gleichgewicht zu wahren.

Da sitzt der graubärtige Landwehrunteroffizier, im Zivilberuf Firmenchef, beim Glase Bier und springt in strammer Haltung vor einem blutjungen Reserveleutnant auf, der im Zivilverhältnis sein jüngster Bureaugehilfe ist. Der junge Diplomat mit schlanker Taille, schön wie Adonis und reich wie Krösus, horcht andächtig und mit der Geste, die der Untergebene dem Vorgesetzten schuldet, den Ausführungen seines Hauptmanns, denen er in seinem Diplomatenrock wohl kaum Beachtung geschenkt hätte. Und nun erst die Uniformen und Menschentypen! Was Phantasie und längst vergangene Mode in krausem Durcheinander zusammenzubringen vermochte, war hier im bunten Bilde versammelt. Allein schon die verschiedenen Muster von Schlachtschwertern zu bewundern, war der Mühe wert.

Alles hatte der Uniformrock auf den Kopf gestellt! Und in diesen Räumen herrschten zwei bezaubernde Göttinnen: die Begeisterung und die Phantasie. Miesmacher wurden niedergeschrien, sobald sie ihre blutleeren Lippen öffneten. Was wollten sie denn? Zu Hause stand's ja zum besten. Telegramm auf Telegramm brachte uns Kunde von der gewaltigen Begeisterung daheim und den unglaublichen Erfolgen unserer Waffen. Es verging ja kein Tag, an dem nicht neue Siegesmeldungen einliefen. Und was unser ostasiatischer Depeschendienst sagte, das war wahr, trotz aller Reuterschen Ableugnungen. Nicht dankbar genug konnten wir für die drahtlose Verbindung Deutschland-Amerika sein, die alles Gift, mit dem uns Albion zu sicherem, seelischem Siechtum verhelfen wollte, wirkungslos machte. Wenn's aber zu Hause gut ging, dann hatten wir keinen Grund, den Kopf hängen zu lassen. Erstlich war ja Japan noch lange nicht vor unseren Toren, und es mochte bis zu diesem Zeitpunkt noch manches eintreten, was auch unsere Lage von Grund aus änderte. Und dann, was kam's überhaupt auf uns an? Die Hauptsache war doch, daß unsere Feinde daheim niedergerungen, Deutschland groß und herrlich wurde, und daß wir, solange uns die Sonne hier draußen noch beschien, uns an den Erfolgen unserer Brüder erwärmten und Kraft sammelten für unsere Aufgabe.

Kam ein neues Telegramm, so sprang einer auf den nächsten Stuhl oder Tisch und rief mit Stentorstimme: „Ruhe, Nachrichten von Hause!" Und im Nu verwandelte sich die Börsen- in Kirchenstimmung. Lautlos horchten alle auf. Und wenn der Draht dann wieder ein Heldenstückchen von unserer unübertrefflichen Armee zu berichten wußte, so lohnte unbeschreiblicher Jubel den Boten. Drei Hurras und ein Vers aus „Deutschland, Deutschland über alles" beschlossen regelmäßig die Feier eines solchen Augenblicks, und manches Veteranenauge wurde feucht unter dem Eindruck dieser Feiertagsstimmung. Ein Born von Kraft lag in diesen Nachrichten aus der Heimat. Und wie Antäus schöpften auch wir sie immer wieder von neuem aus dieser Berührung mit der Mutter Heimat.

Nun aber die Phantasie! Was brachte sie nicht alles zuwege in diesen Tagen!

Politik ist unzertrennlich von jedem Bierstubengespräch. Und die tiefgewurzelte Verbesserungssucht des Deutschen, zumal wenn sie sich mit Einbildungskraft paart, läßt gar viele und stattliche Luftschlößlein entstehen. Wie hätte sich nun diese Grundeigenschaft bei dieser Überfülle von Nahrung verleugnen sollen!

Es gab eine Partei, darf man wohl sagen, die felsenfest an eine Intervention Amerikas bei Japan glaubte. Das ganze vorliegende Tatsachenmaterial der Einmischung des Landes der aufgehenden Sonne wurde in diesem Sinne angeschaut und ausgelegt. Die Vereinigten Staaten und die englischen Kolonien, vor allem Australien, konnten ja unmöglich so ruhigen Herzens dieser Japanisierung Chinas und des Pazifik — denn der mußte ja nun auch dran glauben — zuschauen. Und die Vereinigten Staaten zumal hatten ja Zündstoff in Fülle von Jahren her aufgesammelt, der nun sicherlich zur Flamme emporlodern würde. Wenn überhaupt ein Land mit unserer Sache zu sympathisieren gezwungen war, so war es Amerika. Dieses Land mit seiner Monroedoktrin, das stets für den Status quo, die Freiheit der Meere und der Nationen eingetreten war. Herr Gott! wie harmlos dachte man damals über die angelsächsische Politik und ihre Drahtzieher!

Der Klub entwickelte sich bald zu einem wahren Tummelplatz der Phantasie. Und je spärlicher die Quelle von außen floß, je mehr das

Drama zur wirklichen Tragödie wurde, um so üppiger schossen die Ranken der Einbildungskraft ins Kraut. Eine zu natürliche Erscheinung, der man wohl unter ähnlichen Verhältnissen überall begegnet, die aber neben manchem Stückchen belebenden Humors doch auch ihre ernsten Schattenseiten hat. Was hier erzählt wurde, ging durch Hunderte kleiner und kleinster Kanälchen bis zu den Mannschaften der Front, bekam hier in den gegen die Außenwelt abgeschlossenen Werken wohl noch einen neuen Aufputz und vermochte dann als Scheingebilde der Wirklichkeit unter Umständen einen nicht unbedenklichen Einfluß auf Stimmung und Anschauungsweise der Truppen auszuüben. —

* * *

Es galt nun bis zum Ablauf des Ultimatums sich mit allem auszurüsten, was eine eingeschlossene und für Monate belagerte Festung nötig haben konnte. Wer konnte wissen, wie bald die Verbündeten Tsingtau auch nach Land zu — denn zur See war der Verkehr tatsächlich schon völlig abgerissen — von der Außenwelt abschneiden würden.

Was man an Gewehrmunition und Maschinengewehren noch beschaffen konnte, wurde aufgetrieben. Auch Zement, Stacheldraht und Benzin war in großen Mengen aufgestapelt. Und der Verpflegungsfrage hatte man vom Kriegsbeginn an die ihr zukommende Bedeutung zugemessen.

Von den Nichtkämpfern der Stadt war der größere Teil bereits fort oder stand vor der Abreise. Die wohlhabenden Chinesen zogen mit einer einzigen Ausnahme ein geruhsames Dasein an einem friedlichen Platze Chinas dem ungewissen Schicksal vor, das ihrer in Tsingtau harrte. Die Ausnahme aber, die Tsingtau bis zur Kapitulation treublieb, war der Prinz Kung, ein naher Verwandter des Kaiserhauses. Auch den europäischen Frauen und Kindern wurde nahegelegt, die Festung zu verlassen, nachdem durch das Eingreifen Japans der Ernst der Lage augenscheinlich wurde.

So hatten die Verpflegungsbeamten für wenig mehr als die Festungsbesatzung zu sorgen. Die Prüfung der bei den europäischen und chinesischen Kaufleuten vorhandenen Vorräte hatte die erfreuliche Tatsache ergeben, daß für mindestens sechs Monate Proviant für die ganze

Zivilbevölkerung und die Besatzung vorhanden sei. Um weitere, namentlich Frischbestände, sicherzustellen, kaufte die Intendantur aus dem Schutzgebiet noch möglichst alles Stroh, Heu, Ochsen und Schweine auf. Das lebende Vieh wurde in der Nähe des Schlachthofes eingehegt und hat hier die ganze Belagerung und Beschießung der Stadt mitgemacht.

Die Wirkung dieser Maßregeln bestand in acht- bis neunmonatiger Verproviantierung der Festung, und die Lebensmittelpreise haben sich bis zur Kapitulation auf durchaus normaler Höhe gehalten.

Eine andere nicht weniger wichtige Frage war die Einrichtung möglichst schußsicher gelegener Lazarette. Unser beinahe mustergültig zu nennendes Hauptlazarett mit seinen ausgedehnten Anlagen hatte eine ausgezeichnete Friedenslage; für den Krieg lag es zu sehr in dem wahrscheinlichen Bestreichungssektor der Schiffsgeschütze. Als bessere Unterbringungsstätten der Verwundeten galten das „Prinz-Heinrich-Hotel" am Kaiser-Wilhelm-Ufer und das Seemannshaus; beide erhielten eine völlige Lazaretteinrichtung. Man ging überhaupt von dem sehr richtigen Standpunkt aus, an möglichst vielen Orten solche Hilfslazarette zu errichten, in der Überlegung, daß sich nicht übersehen ließe, welche Stadtteile besonders unter feindlichem Feuer zu leiden haben würden, und daß es bei den großen Entfernungen auch erwünscht sei, die Lazarette nicht zu weit entfernt von den verschiedenen Punkten der Kampfzone zu haben. Aus diesem Grunde entstand ein weiteres Hilfslazarett am Nordende der Stadt nahe dem Großen Hafen in der Wohnung des Kaufmanns Höft. Und schließlich wurde auch die Deutsch-Chinesische Hochschule in der Nähe der Batterie Hsiauniwa als Hilfslazarett vorgesehen. Wie die Erfahrung später lehrte, war dieses der einzige vor feindlichem Feuer wirklich sichere Ort.

Verwundetensammelstellen wurden außerdem auf dem rechten und linken Flügel der Landfront in dem Gehöft Iltishof und den Moltkebaracken eingerichtet. Die Lazarette zusammengenommen, wiesen etwa 800—900 Betten auf.

An ausgezeichneten, chirurgisch vorgebildeten Ärzten fehlte es, Gott sei Dank, nicht. Das Reichsmarineamt hatte es sich immer angelegen sein lassen, schon aus Prestigegründen hervorragende Kräfte nach Tsing-

tau zu schicken. Eine sehr wertvolle Ergänzung aber wurde dem aktiven Sanitätspersonal durch die aus verschiedenen Orten Chinas, vor allem Schanghai, zuströmenden Reserveärzte zuteil.

Und nun unsere Pflegerinnen! Angesichts der ernsten Zeiten, die der Festung bevorstanden, zogen es mit Recht die meisten Frauen vor, mit ihren Kindern die Stadt zu verlassen. Aber es blieben doch noch nicht wenig Frauen aus Offiziers-, Beamten- und Kaufmannskreisen zurück, die unter allen Umständen in der Nähe ihrer Gatten bleiben wollten und sich meist in den Dienst der Krankenpflege stellten. Es waren Heldinnen unter ihnen von bewundernswürdiger physischer und sittlicher Stärke. Sie ergänzten das schwach bemessene amtliche Pflegerpersonal in dankenswertester Weise. —

Die uns gelassene Gnadenfrist neigte sich langsam ihrem Ende zu. Um keinerlei Mißdeutungen aufkommen zu lassen daheim über die Stimmung, mit der das japanische Ultimatum von militärischer deutscher Seite im Gegensatz zur diplomatischen beurteilt wurde, sandte der Gouverneur am 18. August folgende Depesche an Seine Majestät, die infolge der Übermittlungsschwierigkeiten so lakonisch wie möglich gehalten werden mußte: „Einstehe für Pflichterfüllung bis zum äußersten."

Dies Versprechen kreuzte sich mit einem Befehl Seiner Majestät, den uns der Draht am 19. August übermittelte:

„Seine Majestät haben befohlen, Tsingtau bis zum äußersten zu verteidigen."

Bis zum 22. August dauerte der Abtransport der Frauen und Kinder aus der Festung. Die Gesandtschaft wie die Konsulate hatten in Peking, Tientsin, Schanghai und Tsinanfu in bereitwilligster Weise für Unterkunft gesorgt. Aber es war unmöglich, die Hunderte von Personen mit der Bahn allein in dieser kurzen Frist fortzuschaffen. So wurde vom Gouvernement das nicht ganz ungefährliche, aber notwendige Wagnis unternommen, einen Teil, etwa 250 Personen, mit dem Dampfer „Paklat" des Norddeutschen Lloyd nach Tientsin zu verschiffen. Der Dampfer fuhr unter deutscher Flagge und hatte strenge Anweisung, bei Annäherung feindlicher Streitkräfte, die auf seinem Wege ja mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten waren, sofort zu stoppen und genaue Auskunft über seine friedliche Reise zu geben.

Was man nicht zu fürchten gewagt hatte, traf ein. Der Dampfer wurde überfällig, und wir erhielten keine Nachricht seiner glücklichen Ankunft in Tientsin. Auf eine funkentelegraphische Anfrage in Weihaiwei wurde dem Gouvernement vom englischen Admiral die Auskunft gegeben, daß der Dampfer aufgebracht sei, daß aber seitens der englischen Behörden alles für die Sicherheit und das Wohlergehen der Frauen und Kinder geschehen würde.

Die protokollarische Feststellung des deutschen Konsuls in Tientsin ergab dann freilich ein ganz anderes Bild, als wie es die englischen Behörden in Aussicht gestellt hatten. Man hatte den armen Geschöpfen ein wahres Nervenmartyrium zugemutet. Nicht genug, daß der Dampfer mit Dunkelwerden von englischen Torpedobootszerstörern angehalten und ohne Rücksicht auf seine Ladung und Bestimmung als Prise nach Weihaiwei gebracht wurde, hatte man auf dem Wege dorthin nichts unterlassen, um die armen Menschen in Schrecken und Angst zu versetzen. Die Zerstörer hatten es sich nach der Aussage der Passagiere und der Schiffsbesatzung scheinbar zur Aufgabe gemacht, ihre Angriffskünste an diesem wertlosen Objekt zu üben. Und einer brachte es dann auch glücklich fertig, den Dampfer bei einem solchen Versuch zu rammen. Wenn auch nichts Ernstliches passierte, so kann man sich doch die Aufregung dieser nur aus Nerven bestehenden Menschenmasse vorstellen, die bei dunkler Nacht auf völlig abgeblendetem Schiff Zeuge dieser Späße sein mußte. In Weihaiwei wurde dann alles, nicht in der liebenswürdigsten Form, zum Aussteigen genötigt, die Besatzung gefangengenommen und die Passagiere von trunkenen englischen Soldaten mißhandelt und später auf elendem chinesischem Küstendampfer, dessen Unterkunftseinrichtungen jeder Beschreibung spotteten, nach Tientsin verschifft. —

Mit Ablauf des japanischen Ultimatums, das, wie wir uns alle sagten, selbstverständlich keiner Antwort seitens der deutschen Regierung gewürdigt werden würde, mußte mit dem alsbaldigen Ausbruch der Feindseligkeiten gerechnet werden. Das ganze Uhrwerk der Festung wurde darauf eingestellt. Am 21. nachmittags versammelten sich alle in führender Stellung befindlichen Offiziere unter Vorsitz des Gouverneurs im großen Saale des Gouvernements. Der Kommandeur der Landfront, Oberst-

leutnant v. Kessinger, hielt an der Hand der Pläne und Karten einen zusammenfassenden Vortrag, wie die Verteidigung als Resultat eingehender Erwägungen und Vorbesprechungen gedacht sei. Es war alles so klar und einfach. Die schlimmsten Schwächen und Mängel waren beseitigt. Nun brauchten die Japaner nur zu kommen. Überrennen würden sie die Festung sicherlich nicht.

Nach kurzem Abschied*) von der Bürgerschaft verlegte am 22. das Gouvernement seine Tätigkeit in die Kellerräume der Bismarckkaserne, wo sich bombensicher eingebaut die Zentrale der Festung befand, die unzähligen Telephon- und Telegraphendrähte, das ganze feinmaschige Nervensystem zu einer Riesenklaviatur vereinend.

Der Nachmittag dieses letzten Friedenstages, wenn ich mich so ausdrücken darf, galt dem Menschen. Ein feierlicher Gottesdienst mit daran anschließendem Abendmahl vereinigte noch einmal, vielleicht zum letztenmal, die ganze Garnison in der Christuskirche. Was dienstfrei war, hatte sich in dem einfachen, würdigen Raum zusammengefunden, und die goldenen Strahlen der untergehenden Sonne ergossen durch die bemalten Kirchenfenster ein mildes blaues Dämmerlicht über die in tiefer Andacht versunkene Gemeinde. Vom Sieg unserer Heldenbrüder daheim sprach Oberpfarrer Winter. Er solle uns zu ähnlichen Heldentaten begeistern. „Und ist die Lage auch noch so verzweifelt, wo der unerschütterliche Wille vorhanden, da kann auch uns der Sieg nicht fehlen."

Schon der Abend brachte uns das erste Vorspiel kommender Tage. S. 90 traf auf einer Patrouillenfahrt in der äußeren Bucht den englischen Torpedobootszerstörer „Kennet". Und wiewohl sich unser Boot mit seiner unterlegenen Geschwindigkeit schleunigst in den Geschützbereich der Forts zurückzuziehen versuchte, um nicht abgeschnitten zu werden, kam es doch zu einem heftigen Artilleriegefecht auf etwa 40 hm. Wir konnten von Land aus deutlich beobachten, wie S. 90 von den gutsitzenden englischen Salven eingedeckt wurde, und hatten schon ernste Befürchtungen. Da sah man, wie der englische Zerstörer plötzlich das Ge-

*) In Anlage 5 und 6 sind die Schlußbefehle wiedergegeben, die sich an diese Sitzung anschlossen.

fecht abbrach und sich nach Norden entfernte, während S. 90 wohlbehalten und ohne die geringste Verletzung auf Außenreede ankerte. Der Grund wurde uns später bekannt. „Kennet" hatte als ersten Erfolg unserer Waffen eine Anzahl Toter, darunter den Kommandanten, und Verwundeter zu verzeichnen. —

Aus der Heimat aber brachte uns der Draht als Zeichen, daß man unserer in Treue gedenke, und als letzten Segen und Abschiedsgruß die mit Begeisterung aufgenommenen Worte unseres Kaisers:

„Gott mit Euch in diesem schweren Kampf. Gedenke Eurer. Wilhelm."

4. Kapitel.

Die Armierung der Festung.

Eine kleine Abschweifung von dem Gang der Ereignisse läßt sich nun nicht mehr umgehen. Der freundliche Leser wolle mit mir eine Wanderung durch die Befestigungswerke Tsingtaus an der Hand der beigegebenen Karten unternehmen. Die gewaltig große Innenbucht, Kiautschoubucht, ist von steilem Gebirgsrand umrahmt. Die östliche Seite wird von dem größeren Teil des Schutzgebietshinterlandes gebildet. Die Nordgrenze umschließt der Peischahofluß und der knorrige Rücken des steilen und zackigen Lauschangebirges. Dann folgt in der Kiautschoubucht als verlorenes Eiland im Wattenmeer die Insel Yintau. Auch die westlich auf der Karte fehlende Seite der Buchtumrandung ist von steilen Gebirgszügen durchwachsen, während der Strand im Norden der Bucht seicht und flach ist. Den Abschluß nach Süden bildet die Halbinsel Haishi mit ihren bis ans Meer herantretenden Gebirgspartien bei Kap Jäschke. Zwischen Haishi und dem 3—4 km östlich davon gelegenen Yunuisan liegt also die Einfahrt in die Kiautschoubucht. In ihrem Innern eben nördlich von Haishi ragt die kleine Insel Huangtau auf der Kap-Jäschke-Seite aus dem Meer. Der Eingang zur Bucht und damit zum inneren Hafen war nur einseitig auf der Stadtseite durch Befestigungsanlagen geschützt, während die Halbinsel Haishi und die Insel Huangtau aller militärischen Anlagen bar waren. Gewiß eine auch dem Laien in die Augen springende Schwäche, wenn man die große Breite der Einfahrt von 3—4 km in Betracht zieht. Freilich lag die Halbinsel Haishi mit ihren vorspringenden Ecken noch im Bereich der Festungskanonen. Aber Landungen auf der Halbinsel und die Aufstellung von Artillerie, die ohne Gefährdung von unserer Seite die Stadt zu beschießen vermochte,

waren, wenn auch schwierig, so doch nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit. Und noch leichter durchführbar und gefährlicher für uns erschien eine Schiffsaktion von der flachen Bucht bei Yen tai tschien westlich Haishi aus, wie sie dann auch von den Japanern zum Schluß wiederholt mit bestem Erfolge durchgeführt ist. Die hohen Bergrücken von Kap Jäschke verschleierten derartige Angriffe wie Siegfrieds Tarnkappe der Sicht der Festung.

Das unbefestigte Kap Jäschke war also eine Achillesferse. Und darüber war man sich bei der Anlage der Befestigungen von allem Anfang an klar gewesen. Bei der durch das Meer von der Stadtseite getrennten, völlig isolierten Lage der Halbinsel Haishi ließ sich dennoch das Problem ihrer Befestigung mit den vorhandenen und in absehbarer Zukunft verfügbaren Geldmitteln nicht lösen. Man hätte auf Haishi eine zweite, von Tsingtau ganz unabhängige Anlage schaffen müssen, die imstande gewesen wäre, für sich eine Belagerung auf sich zu nehmen. Welch ein enormes Mehr an fortifikatorischen Bauten und vor allem Truppen hätte das nicht bedingt! Da wären andere größere Schwächen nach der Landseite weit eher zu berücksichtigen gewesen.

Überhaupt wolle man stets daran denken: Tsingtau war kein Port Arthur, sollte es auch nicht werden. In seinem Ausbau war bei Ausbruch des Krieges zwar ein gewisser Abschluß, ein erster, nicht der endgültige, eingetreten, aber eine Festung, die dem förmlichen Angriff einer größeren Belagerungsarmee längere Zeit standhalten konnte, war Tsingtau nicht. Sein Ausbau war basiert auf die Verteidigung gegen europäische Mächte und chinesische Unruhen. Und dafür reichten die Anlagen, wie sie geplant waren, hin. Japan mußte uns eine richtig geleitete deutsche Politik vom Halse zu halten imstande sein.

Nach See zu übernahmen im wesentlichen Forts und Batterien den Schutz der äußeren Bucht und der Einfahrt. Da lag am weitesten nach innen zu, nahe Yumuisan, das Fort Hsiauniwa. Für die Verteidigung nach See zu hatte diese Batterie mit ihren vier 21 cm L/35 keine sehr glückliche Lage. Um so mehr versprachen wir uns von ihrer Tätigkeit nach der Landseite. Die Geschütze vermochten nämlich die ganze Landfront, über die Stadt hinwegschießend, bis auf etwa 130 hm, also bis zum Litsunfluß zu bestreichen.

Zum Eingreifen nach See geeigneter lag in der Nähe des alten Artillerielagers auf sanfter Höhe hart an der Einfahrt die Tsingtaubatterie mit ihren vier 15-cm-Kanonen, teils modernster Konstruktion. Sie konnte aus ihrer erhöhten Stellung innerhalb ihrer Reichweite überall hinlangen und hatte vor allem die äußere Minensperre zu bewachen. Aber auch nach der Landfront hin ließen sich ihre Kanonen nach kleinen Änderungen an der Lafettierung trefflich verwenden.

Ganz tief unten am äußeren Rande der Augusta-Viktoria-Bucht, vom Waldessaum umrahmt, streckte sich das Fort Huitschuenhuk, unser wichtigster Kämpe für die Seeverteidigung. Mit seinen zwei 24-cm-Kanonen L/35 und drei 15 cm L/40 beherrschte es die ganze Außenbucht von der kleinen Insel Maitau bis einschließlich der Halbinsel Haiſhi, und die Reichweite seiner 24 cm ging bis zu 135 hm. Auch diesem Fort wurde durch eine leichte Änderung an den Lafettierungen seiner Geschütze der Wirkungsbereich nach Land zu eröffnet.

Als Sperrbatterie für die innere Minensperre und gegen Torpedobootsdurchbrüche sei schließlich noch die aus vier 8,8 cm bestehende Yunuisanbatterie erwähnt.

Auf ragendem Felsen endlich, der sein breites, mächtiges Haupt finster den Wolken entgegenstreckte, erhob sich in zentraler Lage, den ganzen Horizont auf 100 hm Reichweite bestreichend, der Stolz unserer Verteidigungsanlage, das Fort oder die Batterie — wie man es nennen will — Bismarckberg. Wie der Donnergott selbst, so kam uns diese aus vier 28-cm-Haubitzen bestehende Batterie mit ihrem gewaltigen Steilfeuer und von ihrer beherrschenden Stellung aus vor. Indessen wurde ihr Wert für die Seeverteidigung durch ihre Lage landeinwärts um 1 bis 2 km ihrer Reichweite beschränkt. Die Aufgaben dieser Batterie hatten sich seit ihrer Errichtung doch erheblich geändert. Damals rechnete man noch vorwiegend mit ihrer Verwendung im Kampf gegen Schiffe, wie man von der See her überhaupt nach der ganzen politischen und militärischen Lage in Ostasien den stärkeren Teil des Angriffs auf Tsingtau erwartete. Jetzt war das anders. Schiffe sind ein rares und sehr empfindliches Gut, das keiner, auch der Seemächtigste nicht gern im Kampf gegen Küstenbefestigungen einsetzt, wenn er es vermeiden kann. Und bei einer Belagerung der Festung von Land her ließ sich dieser Schiffs-

einsatz vermeiden. So mußte unsere stärkste und wertvollste Batterie für die bislang artilleristisch so wenig hoch eingeschätzte Landfront vorwiegend als Rückgrat bestimmt sein.

Diesen veränderten Verhältnissen Rechnung tragend, hatte man für die Feuerleitung der Batterie nach Land zu einen vorgeschobenen Leitungs- und Meßstand für die rechte Flügelzone errichtet, die wegen der vorgelagerten Iltisberge vom Kommandeurstand Bismarckberg aus nicht übersehen werden konnte. Ein ungeschütztes Provisorium, das auf dem äußersten rechten Flügel der Iltisberggruppe, der Punktkuppe, lag.

Die drei Werke Hsiauniwa, Huitschuenhuk und Bismarckberg waren in sich geschlossene, betonierte Bauten mit bombensicheren Munitions- und Mannschaftsräumen. Die Geschütze wurden durch splittersichere Panzerkuppeln geschützt. In den Batterien hingegen standen die mit Brustwehr versehenen Geschütze frei hinter Schutzschilden, und nur die Munitionsräume waren bombensichere Betonbauten. Als weitere Sicherung hatte man den Werken Drahthindernisse gegeben.

Drei Scheinwerfer, zwei bei Huitschuenhuk, einer bei Yunuisan aufgestellt, vervollständigten die Seeverteidigung. Die Stärke der Scheinwerfer reichte aus, um bei einigermaßen klarem Wetter bis nach Kap Jäschke hinüberzuleuchten.

Die Leitung der Seewerke war in den Händen des Kommandeurs der Seefront, des Fregattenkapitäns Haß. Auf ragender Höhe lag wie ein Adlerhorst bombensicher in den Fels dicht bei der Tsingtaubatterie eingebaut, der Küstenkommandeurstand, von dem aus die Werke geleitet wurden. Außerdem hatte natürlich jedes Werk seinen eigenen gutgeschützten Kommandeurstand.

Alles in allem war die Festung nach See zu verhältnismäßig stark, und es hätte eines nicht unerheblichen Krafteinsatzes bedurft, um sie von der Seeseite her wirksam zu bekämpfen. Das wußten unsere Gegner, und sie waren sich wohl auch klar darüber, was sie später vor den Dardanellen praktisch erfahren haben, daß Schiffe im Kampf mit Landbefestigungen sich immer in einer übeln Lage befinden, zumal wenn sie mit Steilfeuer zu rechnen haben. Die auf genauester Entfernungsmessung aufgebaute größere Treffsicherheit der Landartillerie, ihr besserer Schutz macht sie der Schiffsartillerie überlegen.

Es war daher klar, daß der Hauptangriff von der Landseite her erfolgen werde. Und gerade hier wies die Festung in dem zurzeit noch vorhandenen Stadium des Ausbaus viele schwache Punkte auf.

Eine außerordentlich reichhaltige Gebirgsfaltung durchzog das ganze Schutzgebiet. Zahlreiche Flußläufe, vom Lauschan entspringend, ergossen ihre seichten Gewässer meist in die Kiautschoubucht. Die meisten Gebirgszüge waren von schroffen, steilen, oft beinahe unzugänglichen Hängen gekrönt. Im näheren Vorgelände der Festung lagen vier Gebirgsgruppen, die durch mehr oder weniger breite, in südwest-nordöstlicher Richtung verlaufende Talsenken voneinander geschieden wurden: der Kuschan nächst der Innenbucht, der Taschan, die Walderseehöhen und die Prinz-Heinrich-Berge.

Nach Südwesten tsingtauwärts wie nach Nordosten waren diesen Höhenzügen breite, das ganze Schutzgebiet durchquerende Täler vorgelagert, ihnen den Charakter einer mittleren Gebirgsgruppe gebend. Im Südwesten lag das Haipotal, im Nordosten das große Tal des Litsun- und Tschangtsunflusses.

Dicht vor der Stadt erhob sich wie eine hohe Mauer abermals ein Bergmassiv, die Gruppe der Iltisberge, der Bismarck- und der Moltkeberg. Und als ob die Mutter Erde es mit dieser natürlichen Umwallung noch nicht hätte genug sein lassen wollen, schob sie vom Bismarckberg auch noch einen inneren Bergrücken nach der Augusta-Viktoria-Bucht, den Mathildenstein, auf dessen äußerstem Ausläufer nach See zu sich der Küstenkommandeurstand und die Tsingtaubatterie befanden.

Diese natürliche Stadtmauer nun war nach der Landfront zu den artilleristischen Verteidigungsstellungen im wesentlichen vorbehalten. Da lag, wie ein Fuchs im Bau, in steile, schwer zugängliche Bergkronen, die Iltisberge, eingebettet, die obere und untere Iltisbergbatterie. Zwei 10,5 cm L/40, ausgezeichnete Schnellfeuerkanonen, und sechs alte, teils noch aus der Belagerung von Paris stammende 12 cm in Radlafetten, standen hier hinter starken, durch Traversen geteilten Brustwehren. Die 10,5 cm hatten splittersichere Schutzschilde. Von See her war diese Batterie schwer, von den Höhen der Landseite aus gut einzusehen. Nahebei lag der in den Fels eingelassene, bombensichere Kommandeurstand der gesamten Landartillerie.

Bombensichere Betonbauten waren auch die geräumigen Munitions- und Mannschaftsräume der Iltisbergbatterie. Alles in allem ein gutes Werk, auf das man wegen seiner beherrschenden Stellung und großen Schußweiten für die erste Kampfphase nach der Einschließung große Hoffnungen setzte.

Links neben der schon erwähnten 28-cm-Haubitzenbatterie lag die erst kürzlich eingebaute Batterie 12 auf dem Bismarckberg. Zwei 21 cm L/30, die noch in den Beständen des Artilleriedepots vorhanden waren, hatte man hier zur Verstärkung der Landfront hinter schußsicherer Brustwehr, aber ohne Splitterschilde, mit betonierten Munitionsräumen aufgestellt.

Den Bergen vorgelagert befand sich schließlich noch in der Nähe des Dorfes Tschungschiawa eine ebenfalls bombensicher ausgebaute Batterie für acht 15-cm-Haubitzen, deren Geschütze aber noch nicht fertiggestellt waren und erst im Winter 1914/15 angeliefert werden sollten. Die Stellung wurde als Hauptaufstellung für die drei 15-cm-Haubitzen aus Peking vorgesehen.

Das waren im wesentlichen die Batterien der Landfront, die man mit größerem Kostenaufwand in Beton ausgebaut hatte. Eine 12-cm-, vier 9-cm- und sechs 3,7-cm-Batterien, für welche zwar im Frieden schon ebenfalls traversierte Stellungen teils auf Bergen, teils unten in der Ebene vorgesehen waren, konnten den Anspruch auf bombensicheren Ausbau ihrer Räume nicht machen. Die übrigen in der Karte und Anlage 3 verzeichneten Batterien wurden während der Mobilmachung provisorisch geschaffen. In wochenlanger mühevoller Arbeit hatte das Artilleriedepot an taktisch brauchbaren Stellen die 8,8 cm der abgerüsteten Kanonenboote, der Batterie am großen Hafen und die vom Kreuzer Kaiserin Elisabeth zur Verfügung gestellten Geschütze — darunter zwei moderne lange 15-cm-Schnelladekanonen — der Einsicht des Gegners möglichst verborgen aufgestellt.

Es waren schließlich außer der leichten Artillerie — 3,7 cm und 4,7 cm — zusammen nicht weniger als 94 Geschützschlünde zur Verteidigung verfügbar. Ein Sammelsurium von fast allen nur denkbaren Kalibern, in dem naturgemäß das leichtere Geschütz bei weitem den Vorrang hatte. Gewiß eine respektable Zahl. Aber allzu heftig

darf man sie doch nicht auf sich einwirken lassen. Der wertvollste Schutz, über den die meisten dieser Batterien verfügten, lag in ihrer versteckten Aufstellung. Wirkliche Kampfgeschütze hinter schußsicherem Panzer fehlten ja ganz. Und ein geschlossenes Werk, das sich gegen Infanterieangriffe hätte verteidigen können, war auch nicht vorhanden. Aber die ausgezeichnete Lage der wichtigsten Batterien auf steilen, schwer zugänglichen Berghöhen, die als wirksames Hindernis bis zum Gipfel dichtes Unterholz trugen, die ferner gegen Artilleriefeuer von See her vielfach gut gedeckt waren, das alles zusammen bildete immerhin einigen Schutz.

Und noch ein Wichtiges fehlte dieser Artillerie: eine ausreichende Anzahl von Steilfeuergeschützen.

Eine sehr wesentliche, ja, die schließlich ausschlaggebende Frage für die Verteidigung mußte die Munitionsausrüstung der Artillerie sein. Die schweren Kaliber bis zum 15 cm abwärts hatten keinen Munitionsüberfluß. Besser waren die leichteren Kaliber ausgerüstet. Auch fehlte den schweren Geschützen, da sie ja zumeist in der Seefront standen, eine genügende Schrapnellausrüstung.

Einen erheblichen Zuwachs an Munition stellte die im Artilleriedepot lagernde zweite Ausrüstung des Kreuzergeschwaders den 21 cm, 15 cm, 10,5 cm und 8,8 cm der Festung in Aussicht. Freilich mußte diese Munition, besonders die Kartuschen, für manche Kaliber umgearbeitet werden. Die Geschütze waren ja teilweise von sehr abweichender Konstruktion. Die 21-cm-Geschosse der Scharnhorstklasse paßten z. B. mit ihren Führungsringen nicht in die Laderäume der alten 21 cm der Festung. Diesem Übelstand ließ sich aber durch Verkleinern verhältnismäßig einfach abhelfen. Weit schwieriger war das Umlaborieren der Kartuschen, die rauchschwaches und viel zu offensives Pulver für unsere alten Kanonen hatten. Aber auch dieser Schwierigkeit wußte das unermüdliche und vorbildlich arbeitende Artilleriedepot nach mühseligen Versuchen wenigstens so weit Herr zu werden, daß die Geschütze mit den fremden Kartuschen schießen konnten. Freilich hatte die Genauigkeit des Schusses erheblich gelitten. Die Geschütze schossen bis zu 2000 m zu kurz. Aber für den Schlußakt des Dramas konnte und mußte das in Kauf genommen werden.

In ganz ungefähren Zahlen verfügten die Geschütze etwa über folgende Munition:

28-cm-Haubitzen etwa 260 Schuß pro Haubitze, meist Sprenggranaten*),
24 „ Geschütze „ 230 „ „ Geschütz, meist Granaten,
21 „ etwa 320 Schuß pro Geschütz, meist Granaten und Panzersprenggranaten*),
15 „ „ 450 „ „ „ „ Sprenggranaten*),
15 „ Haubitzen 300 Schuß pro Haubitze, Sprenggranaten,
12 „ Kanonen etwa 900 Schuß pro Geschütz, halb Schrapnells, halb Granaten,
10,5 „ „ „ 2000 „ „ „ Granaten und Schrapnells,
9 „ „ „ 700 „ „ „ vorwiegend Schrapnells,
8,8 „ Geschütze „ 460 „ „ „ Granaten.

Die leichteren Kaliber waren reichlich dotiert.

Die gesamte Artillerie der Festung wurde von der Matrosenartillerie bedient, mit Ausnahme der Feldgeschütze, der Feldhaubitzen, die das Seebataillon besetzt hatte, und der beiden 15 cm der Kaiserin Elisabeth, für die der österreichisch-ungarische Kreuzer ebenso wie für die von ihm gelieferten 4,7 cm Kanonen die Besatzung stellte. Ein Seeoffizier, Kapitänleutnant Wittmann, war Kommandeur der Landfrontartillerie.

1—2 km vor der Iltis-Bismarckberg-Kette zogen sich in flachem Halbbogen, die ganze Halbinsel in 5,5 km Breite absperrend, fünf Infanteriewerke hin. Sie waren erst kurz vor Kriegsausbruch völlig fertiggestellt und in dem sonst hügeligen Gelände sehr geschickt so angelegt worden, daß ihre Gestalt sich wenig von der Umgebung abhob. Keine künstlichen, geraden, scharf markierten Linien zeichneten ihre Form; Brustwehren und Decken waren je nach dem Gelände in Rasen oder Fels gearbeitet. Boxerstellungen nannte sie der Volksmund zur Erinnerung an den chinesischen Aufstand, der seinerzeit die Anregung zu ihrem Ausbau gegeben hatte. Natürlich war schließlich mehr daraus geworden, als nur Stützpunkte zur Abwehr chinesischen Raubgesindels, aber auf Sturmfreiheit im Sinne moderner Befestigungsanlagen konnten sie beileibe keinen Anspruch machen.

Im Prinzip der Anlage waren alle fünf Infanteriewerke einander gleich; Unterschiede wiesen sie ja eigentlich nur in der Größe auf, und diese wieder war nach ihrer taktischen Bedeutung bemessen. Die Flügel-

*) Darunter auch eine Anzahl Stahlvollgeschosse und Stahlgranaten gegen Schiffe.

werke, I an der Fou-schan-so-Bucht und V an der Innenbucht in der Nähe des großen Hafens gelegen, waren die größten, ebenso übertraf IV an Größe II und III. Infanteriewerk (J.-W.) I hatte, abgesehen von seiner sehr exponierten Lage nach See zu, die schwierige Aufgabe, den großen, 1,2 km breiten Zwischenraum bis zum Strande und die große Straße von Tschan schan nach Fouschan-so zu decken. Zwischen J.-W. IV und V lag ein fast ebenso breiter Zwischenraum, durch den von dem Dorfe Taitungtschen aus die Straßen nach Syfang und nach Litsun führten. Außerdem lag J.-W. V wie J.-W. I die nicht leichte Stranddeckung ob. Dicht an der linken Flanke von J.-W. V führte der Eisenbahndamm vorüber, der durch Brücken und Übergänge das Gelände unübersichtlich machte.

Jedes J.-W. konnte bequem eine kriegsstarke Kompanie in sich aufnehmen, die drei großen hätten wohl gar bis zu 1000 Mann beherbergen können, jedenfalls Zahlen, die auch nach der Verstärkung der Truppen niemals erreicht werden konnten. Die 250—290 Mann starke Besatzung von J.-W. I, IV und V kam sich in so großen Werken etwas verloren vor.

Die Skizzen Blatt 1 und 2 zeigen in schematischer Darstellung Grundriß und Querschnitt eines solchen Werkes. Im großen und ganzen bestand es aus der rundherum bis zur Kehle verlaufenden ungedeckten, mit starker Brustwehr versehenen Feuerlinie, in die an den wichtigsten Punkten Stände für Maschinengewehre eingebaut waren. Eine betonierte Rückenwehr hatte die Schützen gegen die Sprengwirkung hinter ihnen einschlagender Geschosse zu schützen. Ein nicht eingedeckter, rings um das Werk verlaufender Weg führte zur Feuerlinie. Daran schlossen sich die bombensicheren Wachräume und weiter nach hinten die ebenfalls bombensicheren Bereitschaftsräume und Kasernements mit Munitionsräumen und Lazarett. Die eigentlich nur bis zum 21 cm einschließlich berechnete Bombensicherheit hat sich auch gegen alle anderen Kaliber des Gegners, einschließlich der 28 cm Haubitze, vorzüglich bewährt. Der Eisenbeton war, wie wir an verschiedenen Bruchstellen während der Beschießung feststellen konnten, von ganz hervorragender Qualität.

Daß die J.-W. für gegenseitiges Flankenfeuer eingerichtet waren, brauche ich als selbstverständlich nicht besonders hervorzuheben. Vier

bis zehn Maschinengewehre, eine Anzahl von Minenwerfern und etwa sechs kleine Scheinwerfer, Wallampen genannt, bildeten die weitere Ausrüstung eines jeden Werkes, das Maschinen zur Erzeugung der notwendigen Elektrizität hatte. Jedes J.=W. umschloß, bis zur Kehle reichend, ein 10 m breites Stacheldrahthindernis, an das sich nach der Front mit einem im Mittel 30 m breiten Übergang das von Bucht zu Bucht die ganze Halbinsel abschließende 15 m breite Haupthindernis mit leichter Spitzgrabenandeutung anschloß. Der Schnitt a—b und die Querschnittskizzen auf Blatt 2 veranschaulichen die Anordnung. Die Grabenmauer, im Mittel nur 2,5 m hoch, aus Trockenmauerwerk, wurde nur vom offenen hohen Wall und nicht aus Grabenstreichen flankiert.

In der Anlage der Infanteriewerke war mit den vorhandenen Geldmitteln das denkbar Beste geleistet, aber das schließt gewisse Schwächen natürlich nicht aus. So fehlte vor allem ein eingedeckter Verbindungsweg zwischen Wacht=, Bereitschaftsräumen und der Feuerstellung. Die von steilen Felswänden eingeschlossenen Zugänge zur Feuerstellung waren zu eng. Die Gänge mußten von intensivem Granatfeuer bald zu einem unpassierbaren Geröll= und Trümmerfeld werden. Eine weitere, sehr bemerkenswerte Schwäche lag in dem fehlenden Schutz der Beobachtungsstände. Auch die nach oben offenen Maschinengewehr= und Schützenstellungen hatten ohne Zweifel die Kritik manches Werkkommandanten auszuhalten. In den schweren Gefechtstagen, in denen ein unaufhörliches Trommelfeuer sich auf diese kleinen Ziele massierte, trat denn auch der Wert einer bombensicheren Eindeckung klar zutage.

Die größte Schwäche aber wies die Hindernisanlage auf. Es fehlte der tiefe Graben mit stark betonierter Grabenmauer und Flankierung aus Grabenwehren. Gewiß ist auch er bei den heutigen unterirdischen Angriffsmitteln kein unüberwindliches Hindernis. Wie er den Angriff aber trotzdem aufzuhalten vermag, und welche Opfer er den Angreifer kostet, das hat uns Port Arthur gezeigt, wo um einen Graben einen ganzen Monat unter furchtbaren Verlusten für den Angreifer gekämpft worden ist.

Ein solcher Graben hätte indessen durch seine Linienführung aus jedem J.=W. ein völlig in sich abgeschlossenes Fort gemacht und Kosten

verursacht, die ein Vielfaches der vorhandenen und hier aufgewendeten Geldmittel ausgemacht hätten. Die ganze Verteidigungsanlage, die doch nur einen gewissermaßen die innere Stadtumwallung bildenden Anfang größerer Befestigungen bedeutete, wäre das nicht wert gewesen.

Ein Blick auf die Karte lehrt, daß die Artilleriestellungen wie die J.-W. viel zu nahe an der Stadt und dem Hafen lagen. Die natürlichen Punkte, die Stadt und Hafen wirklich zu schützen vermocht hätten, waren einzig die vorerwähnten vier mittleren Höhenzüge: die Kuschan-Taschan-Waldersee-Linie mit den Prinz-Heinrich-Bergen als wirksamem Eckpfeiler nach Land und See zu. Von dieser Linie aus beträgt die Entfernung bis zum Hafen und der Stadt 6—8 km. Ein breites, flaches, von ihr völlig beherrschtes Flußtal dehnt sich vor ihr aus, das den Angreifer bis hinter den Kaiserstuhl, die Litsuner Höhen und die Senken des Lau hou schan zurückgeschoben hätte. Gleichzeitig hätte der Belagerer für seinen Angriff eine unendlich viel breitere Front entfalten müssen als auf dem schmalen Verteidigungsgürtel der jetzigen Anlagen.

Und selbstverständlich war, ganz abgesehen von den schon erwähnten taktischen Vorteilen, der Besitz dieser mittleren Gebirgslinie für den Angreifer nicht minder wertvoll als für den Verteidiger. Bot sie ihm doch jetzt die gegebene Maske für seine Artillerie und eine vorzügliche Basis, um seinen Angriff vorzutreiben. Wie eine Mauer lagen diese Gebirgszüge vor unseren Augen. Was hinter ihnen vor sich ging, entzog sich völlig der Beobachtung des Verteidigers.

Ja, aber warum hat man dann nicht von vornherein alles Geld auf den Ausbau dieser Verteidigungslinie verwendet? Diese Frage wird der verehrte Leser mit Recht stellen. Sie ist kurz und einfach zu beantworten. Die Befestigung dieser Linie hätte, um wirksam zu sein, die Anlage von mindestens vier großen detachierten Forts notwendig gemacht, die an einmaligen und vor allem an fortdauernden Ausgaben — denn auch die Besatzung hätte sehr erheblich vermehrt werden müssen — weit die zurzeit noch vorhandenen Mittel überschritten hätten. Und die jetzt schon vorgesehene innere Verteidigungsstellung wäre trotzdem nicht gut zu entbehren gewesen. So war es folgerichtig, zuerst das Erreichbare ganz zu tun und dann erst schrittweise an den weiteren

Ausbau zu denken, der ja mit der wirtschaftlichen Weiterentwicklung des Platzes automatisch kommen mußte.

Die Verteidigung durfte sich indessen nicht auf das vorgesehene und im Laufe der Mobilmachungswochen ergänzte System von Artilleriestellungen und die fünf Infanteriewerke beschränken. Die Linie war zu dünn. In den teilweise sehr langen empfindlichen und unübersichtlichen Abschnitten, wie z. B. an den Flügeln und zwischen J.-W. IV und V, aber auch zwischen den anderen J.-W. konnte bei der Überlegenheit des Angreifers ein Durchstoß leicht bewerkstelligt werden. Es galt also ein System von Verteidigungsstellungen zu schaffen, das unter besonderer Berücksichtigung der schwachen Flügel die Zwischenräume zwischen den J.-W. deckte und der ganzen Verteidigung eine gewisse Tiefe gab. Dafür war das Zwischengelände zwischen den J.-W. und dem natürlichen Stadtwall, der Bergmauer Iltis-Bismarck-Moltkeberge, an sich wohlgeeignet. Sanfte Geländewellen und hier und dort auch Wald boten für gedeckte Aufstellung unserer Feldartillerie und Feldhaubitzen manchen Schlupfwinkel, und für die Anlage von Schützengräben war das Gelände ebenfalls günstig. Es hatte nur einen Nachteil: bei seiner verhältnismäßig geringen Ausdehnung vermochte ein aufmerksamer Gegner sowohl vom Meere als auch von der Kuschan-Walderseehöhe aus bald zu erkennen, wo hauptsächlich gearbeitet wurde und wie die Zwischenstellungen angelegt waren. Seine geringe Tiefe und Breite mußte auch eine konzentrische Artilleriewirkung des Feindes von der Flanke und der Front begünstigen.

Die Tiefe der vom Gegner zu durcheilenden Feuerzone wurde durch Zwischenstreichen angestrebt, rückwärts aufgestellte und der gegnerischen Sicht völlig entzogene Batterien, die erst in der letzten Kampfphase beim Sturm des Gegners einzugreifen hatten.

Sechs solcher aus je zwei 8,8 cm oder Feldgeschützen bestehenden Zwischenraumstreichen wurden bei Iltishuk, auf der Taubenkuppe, hinter J.-W. III, J.-W. IV und auf dem linken Flügel in Gestalt von zwei 8,8 cm, auf Eisenbahnwagen fahrbar, auf dem Umfassungsdamm des Hafens vorgesehen. Sämtliche Zwischenräume zwischen den J.-W. konnten von diesen Zwischenraumstreichen unter Feuer genommen werden.

Um weiter die Überwachung der Abschnitte zwischen den J.-W. mög-

lichst zu vervielfältigen, errichtete die Fortifikation ein System von splittersicher eingedeckten Blockhäusern, von denen jedes, je nach seiner Bedeutung, bis zu 16 Mann Besatzung aufnehmen konnte, und die untereinander mit den J.-W. und rückwärtigen Schützenstellungen telephonisch verbunden waren. Die Häuser wurden in den Erdboden versenkt und, teilweise mit Schützengräben versehen, ausgebaut.

Auf diesen Arbeiten beruhte gewissermaßen das Gerippe der durch die Fortifikation auszuführenden Mobilmachungsvorbereitungen des Zwischengeländes. Mit äußerster Anspannung der chinesischen Arbeitskräfte und der Truppen gelang es unter recht widrigen Umständen, sie in den wenigen Wochen bis zum Ablauf des Ultimatums auszuführen. Aber noch blieb viel zu tun, um das Zwischengelände durch Schützengräben für den Infanteriekampf wirklich voll nutzbar zu machen.

In ganz großen Zügen war die Verteidigung nach der Einschließung etwa folgendermaßen gedacht:

Drei Kompanien des III. Seebataillons, verstärkt durch Reservisten und die 7. Landwehrkompanie, hatten die Infanteriewerke zu besetzen. Die Zwischenräume zwischen den J.-W. sollten durch eine mehrgliedrige Kette von Schützengräben feldmäßig ausgebaut und verteidigt werden. In Anbetracht der geringen Gesamtzahl der Infanterie im Verhältnis zur Breite des Geländes entschied sich der Kommandeur der Landfront, von der Ausscheidung einer eigentlichen Reserve Abstand zu nehmen und die ganze ihm verfügbare Truppe in die erste Staffel zu schieben. Er hatte dafür die 4. und 5. Kompanie des III. Seebataillons, die neu aus Reservisten gebildete 6. Kompanie, die Pionierkompanie und das Ostasiatische Marinedetachement mit den Maschinengewehrzügen zur Verfügung. Diese Truppen sollten in der ersten Staffel kämpfen; ihre Stellungen wurden in den Zwischenräumen möglichst nahe an die J.-W. herangeschoben.

Aus den Marinemannschaften der Festung, im letzten Stadium etwa entbehrlichen Besatzungen der Seewerke, der verfügbaren Besatzung des österreichisch-ungarischen Kreuzers und dem mobilen Landsturm, der mit weiterer Zuspitzung der Lage ebenfalls einberufen war, sollte eine zur Verfügung des Gouvernements stehende Reserve gebildet werden. Das Wirkungsfeld dieser Truppe, die ja in Stärke und Zusammenhang bis

zum letzten Augenblick recht unbestimmt bleiben mußte, konnte naturgemäß erst im letzten Stadium des Angriffs genau bestimmt werden. Für sie waren Stellungen an den schwächsten Punkten des Zwischengeländes, sozusagen in der zweiten Staffel, vorgesehen. Da man aber mit Verlusten in der ersten Staffel rechnen mußte, wurde bald klar, daß auch diese sogenannte Reserve voll in der ersten Linie zur Verwendung kommen werde. Die Feldstellungen der zweiten Staffel hatten also mehr den Zweck von Aufnahmestellungen für zurückflutende Truppenkörper. In Anlage 2 ist ein Verzeichnis der Verteilung und Stärke der Truppen in den letzten Tagen der Belagerung aufgestellt, das nähere Auskunft gibt, wie sich die Dinge zum Schluß gestalteten. Anlage 1 gibt die Kriegsgliederung während der ganzen Belagerung wieder.

Dieser Verteidigungsplan wirft auch einige Schlaglichter auf die Befehlsverhältnisse, die in kurzem folgendermaßen geregelt waren:

Die Gesamtleitung der Verteidigung lag beim Gouvernement. Dem Kommandeur der Landfront, Oberstleutnant v. Kessinger, war die gesamte Infanterie, also auch das Ostasiatische Marinedetachement, und die Artillerie der Landfront unterstellt. Der Kommandeur der Matrosenartillerie, Fregattenkapitän Haß, befehligte die Seewerke. Außerdem war zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der inneren Stadt Kapitän zur See z. D. Timme als Stadtkommandant ernannt, der zu diesem Zweck den nicht mobilen, d. h. nicht in der Kampflinie stehenden Landsturm und die Festungsfeuerwehr unter sich hatte.

Wie nun würde der Gegner, wenn es wirklich zu einer regelrechten Belagerung kommen sollte, und nicht etwa doch, wie manche meinten, die Festung handstreichartig zu nehmen versucht werden würde, nach der Einschließung vorgehen? Man konnte sich schwer ein Bild davon machen, weil man so gar nicht die Stärke der Belagerungsarmee abzuschätzen vermochte. Eines schien aber den meisten sicher, daß er Durchbruchsversuche an den Flügeln und zwischen J.-W. IV und V zunächst ins Auge fassen würde. Das waren ohne Zweifel die schwächsten Punkte. Den beiden Flügeln, vor allem aber dem rechten, galten in erster Linie die fortifikatorischen Verstärkungsarbeiten. Mit unsäglicher Mühe gelang es, das Drahthindernis auf beiden Seiten bis zur Niedrigwassergrenze zu verlängern. Rechts, wo Dünung und Seegang immer wieder ihr zerstören-

des Werk ausführten, nur durch fortgesetztes Erneuern bis in die letzten Lebenstage der Festung hinein.

Dann lag da auf dem rechten Flügel eine recht verlockende Einbruchsstelle dicht vor dem Drahthindernis am Strande, die Schießstände von Tschanschan. Der Gegner konnte sich zwischen den Traversen in dichtem Unterholz festsetzen und ohne Spatenarbeit bis ans Hindernis gelangen. Dem versuchte man dadurch zu begegnen, daß vor den Schießständen eine von der Natur schon zur Verteidigung eingerichtete Stellung durch versenktes Blockhaus und Schützengräben weiter ausgebaut wurde und außer einer reichlichen Zahl von Gewehren auch zwei Maschinengewehre erhielt. Überhaupt wurden allen wichtigen Posten nach Möglichkeit Maschinengewehre beigegeben. Wir verfügten durch Ankauf und von den Schiffen über die wirklich stattliche Zahl von im ganzen einigen 70 Stück. Stacheldrahthindernisse innerhalb der Traversen und Minen innerhalb und vor den Schießständen sollten nach Beseitigung des Unterholzes die Gänge für massierte Truppen unbenutzbar machen. Schließlich hatte eine 6 cm Bootskanonenbatterie auf der 2 km dahinter liegenden Punktkuppe die besondere Aufgabe, die Schießstände unter Feuer zu nehmen.

Wenn ich an weiteren Vorbereitungen innerhalb des Zwischengeländes noch die Verseuchung durch Minen außerhalb der Verkehrswege und besonders an den Strandpartien beider Flügel, vorzüglich im Watt der inneren Bucht, das Legen von Stolperdrähten und die Aufstellung von Scheinwerfern erwähne, so habe ich in großen Zügen das Bild unserer militärischen Vorbereitungen innerhalb der Festung fertiggestellt.

Mit der Scheinwerferausrüstung nach der Landfront war es eine eigene Sache. Außer den kleinen Apparaten der J.-W., den Wallampen, besaß die Festung ursprünglich nur einen Scheinwerfer nach Land. Auch hier mußten Provisorien geschaffen werden. Und sie wurden in völlig ausreichender Zahl durch Ankauf von Schanghai und durch Ausnutzung der fahrbaren Scheinwerfer der Hafenverteidigung, der Schiffsscheinwerfer und sogar eines alten, zu Unterrichtszwecken in der Hochschule vorhandenen Exemplars gefunden. Not lehrt beten und macht erfinderisch. Das haben wir oft erfahren. Schließlich waren in der Landfront, auf die Zwischenräume hinter den J.-W. verteilt, nicht weniger als acht Scheinwerfer von 90—25 cm Spiegeldurchmesser aufgestellt.

Dynamos und Antriebsmotore wurden aus der Seidenspinnerei in Tsangkou, der Standard Oil Comp., der Hochschule und von Tsingtauer Firmen beschafft. Einige dieser empfindlichen Maschinen gelang es auch wenigstens splittersicher einzudecken. Im allgemeinen aber mußte man auf ausreichenden Schutz verzichten.

Recht reichlich war nach der Einschließung die Ausrüstung an Gewehrmunition. Ankäufe bei Firmen, vor allem aber die Reservisten, hatten der etatsmäßigen Ausrüstung viel hinzugefügt. Es waren schließlich 4 000 000 Patronen vorhanden, mehr als die Besatzung zu verfeuern imstande gewesen wäre.

Einer nicht unbedeutenden Einrichtung sei schließlich noch Erwähnung getan, des gedeckten Weges. Aus der Stadt führte eine Straße zwischen Bismarckberg und Moltkeberg vorbei nach dem Dorfe Taitungtschen. Durch Bäume und hügeliges Gelände verdeckt, konnte man auf diesem Wege, ohne von der Kuschangruppe aus gesehen zu werden, in das Dorf gelangen. Von hier gabelten sich zwei Straßen nach links und rechts, die eigens zur Verbindung der J.-W. und der um sie herumliegenden Armierungsbauten angelegt waren. Ein allerdings zu niedriger Wall von nicht ganz Reitermannshöhe verschleierte wenigstens die Bewegung von Fußtruppen auf diesen Straßen. Auch von den Iltisbergen konnte man durch Geländefalten gedeckt vor der Bismarck-Moltkeberg-Gruppe vorbei auf einem Parallelwege zu diesem gedeckten Weg bis zur Moltkekaserne in die Nähe der Bierbrauerei gelangen. Man hatte hier gewissermaßen einen zweiten inneren gedeckten Verkehrsweg, der für die Verbindung verschiedener Geschützstellungen in Anspruch genommen wurde. Und schließlich zog sich ein Netz von Kunststraßen hinter den Höhen entlang, auf denen die Batterien standen.

Überhaupt war uns das gut angelegte Straßennetz, dieses kostspielige und wohl auch manchmal unter die Lupe der Kritik genommene Ding innerhalb der Festung wie namentlich auch in dem gebirgreichen Vorgelände von großer Bedeutung für die Verteidigung. Durch gute, militärisch richtig angelegte Straßen läßt sich ja unter Umständen die Stärke einer Truppe vervielfachen. Diese Tatsache spielte bei der Verteidigung Tsingtaus eine Rolle.

5. Kapitel.

Die Blockade.

Mit Ablauf des Ultimatums gewann man einen ungefähren Überblick über die Stärke der Festungsbesatzung. Der Zustrom der Reservisten war zwar noch nicht versiecht, aber was später noch kam, waren nicht mehr Zahlen, die zu Buch schlugen, und ganz enttäuschend wirkte die im September von der Heimat angeordnete Einberufung des Landsturms, soweit China und nicht das Schutzgebiet in Frage kam. Ich glaube, die Zahl der Zureisenden hat wohl kaum die ersten Zehner überschritten. Um so stärker muß schon an dieser Stelle die Hingebung und der Mut hervorgehoben werden, mit dem sich die kleine Zahl „Landstürmer" — es waren etwa 40 — zum Dienst in der vordersten Verteidigungslinie als „mobiler Landsturm" drängte und unter dem Gewehr ausbilden ließ. Oberleutnant der Reserve Wiegand hatte die Führung dieser „alten Herren".

Unserem Verteidigungsplan, nicht nur der Festung nach der Einschließung, den ich bereits kurz erwähnte, sondern des ganzen Schutzgebietes, konnten somit noch vor Ablauf der Gnadenfrist feste Formen gegeben werden.

Sollte man bei der zu erwartenden Übermacht des Gegners sich von vornherein nur auf die Verteidigung der Festung beschränken, oder schien es ohne Schädigung dieser Hauptaufgabe möglich und geboten, dem Feinde an der Grenze unserer Marken in offener Feldschlacht entgegenzutreten?

Bei den Friedensüberlegungen früherer Jahre war jede offensive Betätigung außerhalb der Festung angesichts der schwachen Besatzung

einfach als unsinnig abgelehnt worden. Durch die unerwartet große Zahl der Reservisten und den Zuzug des Ostasiatischen Marinedetachements hatte sich dieser Standpunkt jetzt verschoben. Freilich über einen Überschuß, wie ihn sonst Festungen zu haben pflegen, verfügten wir auch jetzt noch nicht. Aber wir konnten doch wenigstens die notwendigen Verteidigungsstellungen, was früher nicht der Fall war, mit einer gewissen Stärke besetzen. Und — was bei der Entscheidung erheblich mitzusprechen hatte — gemischte Truppen, wenn auch nur in atomhafter Andeutung, die sich nach der Feldschlacht sehnten, waren in unserer Hand: eine Reiterkompanie, Kauliangshusaren*), wie sie der Volksmund nannte, zehn berittene und bespannte Feldgeschütze, recht bewegliche schwere Feldhaubitzen, zwei vollkommen bespannte Maschinengewehrzüge außer den auf Tragtieren transportierten Maschinengewehren des Ostasiatischen Marinedetachements. Dazu ließen sich wohl noch einige Infanteriekompanien locker machen, ohne die Widerstandskraft der Festung zu sehr zu schädigen.

Erwägt man ferner, daß das zerklüftete, gebirgsreiche Gelände auch einer schwachen Truppe einem sehr überlegenen Angreifer gegenüber die besten Aussichten bot, und daß der moralische Eindruck auf den Gegner wie mindestens ebenso auf die eigene Truppe den Kampf im Vorgelände, die zähe Verteidigung jedes Stückchen deutscher Erde, geradezu herausforderte, so kann man nicht im Zweifel sein, wie sich die verantwortlichen Männer entschieden. So entstand der Verteidigungsplan im Vorgelände, für den die Mitte August etwa erfolgte Verteilung der Sicherungstruppen das Gerippe bildete.

Wo die Japaner landen würden, um ihren Angriff vorzutreiben, blieb eine offene Frage, die von zu vielen „Wenn" und „Aber" abhing, als daß man sie auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit hätte beantworten können. Bei unserer fast völligen Ohnmacht zur See war eine Landung in einer der Buchten des Schutzgebiets außerhalb des Bereichs der Festungsgeschütze durchaus nicht unmöglich. Die geräumige Schatsykoubucht eignete sich mit ihren günstigen Wasserverhältnissen am besten für solche Zwecke. Allenfalls kam auch noch die weit offenere Landungs-

*) Kauliang ist eine in China allgemein verbreitete Hirsefrucht.

stelle bei Schantung tou in Frage. Beide Plätze waren aber bei den vorherrschenden Südwinden im Sommer starker Dünung und brandender See ausgesetzt. Solchen Möglichkeiten gegenüber ist das Landen an von Truppen besetzten Ufern immer ein Wagnis, das zum mindesten einigen Einsatz erfordert. Waren die Japaner im voraus bereit, ihn zu zahlen? Waren sie es nicht, so blieben nur zwei andere Möglichkeiten übrig: die Landung außerhalb der Schutzgebietsgrenze in der Lauschanbucht bei Wangkotschwang oder bei Kingkiakou (s. Anmarschskizze) in der sogenannten neutralen Zone, oder die Landung an der Nordküste Schantungs. Die neutrale Zone umfaßte nach dem Kiautschouvertrage von 1898 einen 50 km breiten, um das Schutzgebiet herumlaufenden Streifen, in dem China zwar die Oberhoheit hatte, aber ebenso wie Deutschland keine Truppen ohne Zustimmung des anderen Kontrahenten halten durfte. Eine Landung in diesem Gebiet hätte zwar die chinesische Oberhoheit und Neutralität verletzt, sie wäre aber wohl, so konnte der Gegner schließen, mit keinem großen Risiko des Widerstandes von deutscher oder chinesischer Seite verbunden gewesen. Auch hätte sich mit einiger Rabulistik eine Völkerrechtsverletzung hier leichter wegdisputieren lassen als bei einer Landung in anderen chinesischen Häfen Schantungs.

Lungkou an der Nordostküste der Provinz spielte seit dem Frühjahr 1914 eine eigenartige Rolle als chinesischer Hafen. Japan hatte mit China über seine Öffnung verhandelt und sich gewisse Vorrechte darin gesichert, die dem Hafen eine stark japanische Färbung gaben. Diese Tatsache zusammen mit gelegentlichen, mit der Landung in Verbindung gebrachten Gerüchten veranlaßte uns, auch Lungkou in unsere Erwägungen einzubeziehen, so unwahrscheinlich eine Ausschiffung gerade hier erschien. Schutz gegen Wind und See genossen allerdings die Transportdampfer für die Landung. Das war aber auch so ziemlich das einzige Moment, was zu Lungkous Gunsten angeführt werden konnte. Im übrigen machte die bis auf Meilen ins Meer hinaus seichte Bucht die Ausschiffung zeitraubend. Und dann, wie dachte man sich die Heranführung einer großen bedürfnisreichen Armee mit ihrem Park von Artillerie und Train mitten durch das neutrale Nordostschantung auf unwegsamen, ja, in dieser noch immer regenreichen Zeit, geradezu grund-

5*

losen Pfaden? Nein, unter all den Möglichkeiten schien uns diese eigentlich am fernsten zu liegen.

Unsere Sicherungen und Kampfvorbereitungen mußten aber allen Eventualitäten Rechnung tragen. Wie der Leser sich erinnern wird, bildete das Ostasiatische Marinedetachement unter Oberstleutnant Kuhlo das Hauptkontingent der Sicherungstruppen im Vorgelände. Sein Stab mit der Kompanie v. Strantz blieben in Litsun. Kompanie Graf v. Hertzberg wurde von Hanho zur besseren Sicherung der Bucht Schatsykou-Tengyau, des Elisabethtalweges nach Norden und der Straße Tschangtsun-Litsun nach Yükotschuang-Tschaiko verlegt.

Der Schatsykoubucht als am meisten bedrohten Landungsstelle hatte man eine besonders starke feldmäßig ausgebaute Sicherung gegeben. Der ständige Wachtposten unter Oberleutnant Trendelburg war hier auf etwa 60 Mann verstärkt worden. Je vier 9 cm und Maschinenkanonen unter Kapitänleutnant Seuffert dienten ihm als Rückhalt. Die Geschütze fanden hinter steiler Höhe am alten Kastell und beim Tempel Haimiau eine nach See zu gut gedeckte Aufstellung. Schützengräben am geräumigen Strande und auf den Höhen vervollständigten den Ausbau der Stellung.

Der weniger wahrscheinliche Landungsplatz bei Schantungtou wurde von Truppen aus den J.-W. unter Major Anders besetzt, der Kompanie Perschmann mit den vier Geschützen der Reservebatterie unter Oberleutnant Graenzer.

Die Kompanie Schaumburg schließlich hatte mit dem nicht im Grenzdienst gebrauchten Rest der berittenen Kompanie unter Major Kleemann die nordwestliche Zugangsstraße bei Tsangkou zu decken. Hierher wurde auch die Feldbatterie unter Hauptmann Stecher verlegt. Ein Zug Infanterie diente den an den nordöstlichen Pässen stehenden Grenzposten als Rückhalt und war im Erholungsheim „Mecklenburghaus", im Lauschangebirge gelegen, untergebracht.

Die Maschinengewehrzüge wurden auf die einzelnen Kompanien verteilt. Das Gros unter Oberleutnant v. Schlick blieb bei dem Tsangkoudetachement.

So gestaltete sich im großen das Bild der Truppenverteilung im Vorgelände. Um ihm das militärisch plastische Relief zu geben, wenden wir

uns noch mit einem Blick der Topographie des Landes zu. Steil nach Nordosten abfallend, erhebt sich an der rechten Flanke des Schutzgebiets das schroffe, von Norden schwer zugängliche Lauschangebirge. Ein einziger Weg führt aus der Wangkotschwang-Tsimo-Ebene über den Hotungpaß ins Schutzgebiet, und erst vom Mecklenburghaus an wird der Weg zur befahrbaren Straße. Weiter westlich schließt sich ein saumpfadartiger Übergang beim Kloster Talau kuan der neugebauten Marschpaßstraße an, deren Bogen nach Westen bei Talau und Tschaiko durch den Soldatenpaß abgeschnitten wird. Und schließlich führt ein dritter Weg längs der Flußufer des Paischaho von Westen, bei Yang tschia tsun den Paischaho überschreitend, auf die Marschpaßstraße, indem er sich kurz vor seiner Einmündung in einen anderen Saumpfad abzweigt, den Kletterpaß, der sich mit dem Marschpaß bei Hsiaho vereinigt.

Die westlichste Einbruchsstelle endlich lag an der Mündung des Paischaho bei Kou ta pu. Zwei gut ausgebaute Straßen führten hier parallel der Eisenbahn in das innere Schutzgebiet, die eine an den Tsangkouer Höhen vorbei und von diesen beherrscht, die andere durch das Gebirgstal zwischen Lau hou schan und Tung liu schui hindurch.

Im großen ganzen hatte man also mit drei Haupteinbruchstellen zu rechnen, die teils durch Gebirge, teils durch die Flußmündung für große Truppenmassen mit Fuhrwerk nicht leicht passierbar waren. Die bequemste, zuverlässigste und daher auch wahrscheinlichste für das Gros lag ohne Zweifel bei Kou ta pu. Hier bildete das natürliche Hindernis nur die Flußmündung.

Chinesische Flüsse mit ihren breiten Betten machen nun zwar auf den Nichtkenner der Verhältnisse als Hindernisse einen recht abschreckenden Eindruck. Wie alle Gebirgsströme, die sich durch kahlen Fels ohne Wald und mit magerem Humus schlängeln, sind sie aber nur in der Regenzeit und dann auch nur zeitweise wirklich unpassierbar und sogar gefährlich. Wenige Tage, ja beinahe Stunden, nachdem ein heftiger Regen eingesetzt hat, schwillt der Fluß lawinenartig zum reißenden, die Umgegend überschwemmenden Gebirgswasser an. Ebenso schnell verfällt er indessen wieder in seinen alten trägen Zustand, der meist nichts weiter als ein trockenes, von Geröll und Rinnsalen durchzogenes Flußbett erkennen läßt. In diesem Sinne, meist als völlig indifferent, unter

gewissen Verhältnissen aber für den Angreifer und Verteidiger gleich gefährlich, muß vom militärischen Standpunkte das ganze reiche Flußsystem des Schutzgebiets betrachtet werden. Wir, nicht minder als der Feind, sollten seinen bösartigen Charakter zur Genüge kennenlernen.

Aus diesen geographischen Aphorismen ergibt sich ohne weiteres, daß die erste vorbereitete Verteidigungsstellung des Vorgeländes bei den Tsangkouer Höhen, in dem Gebirgspaß zwischen Lau hou schan und Tung liu schui und auf dem rechten Flügel etwa bei Hsia ho zu liegen hatte. Für die zweite und letzte vor der Einschließung aber konnte nur der schon früher besprochene mittlere Höhenzug, die Kuschan-Taschan- und Walderseehöhen unter Mitbenutzung der Prinz-Heinrich-Berge, in Frage kommen. Man sieht, wie die erste Linie mit einer Landung außerhalb des Schutzgebiets und dem Anmarsch vorwiegend aus Norden rechnet, während die zweite, innere, allen Möglichkeiten gerecht wird.

Aber noch ein wichtiges, unterstützendes Moment drängte sich uns auf, falls der Gegner, von Norden kommend, wirklich die wahrscheinlichsten westlichen Anmarschwege benutzte. Von diesen Straßen führte wenigstens die eine dicht an der Innenbucht entlang. Unsere Schiffe konnten hier eine äußerst wichtige, für den Gegner gefährliche Flankenstellung einnehmen. —

Auch im näheren Vorgelände vor der Festungsfront wurde Ende August die letzte Hand angelegt. Es galt, das teilweise sehr unübersichtliche Gelände, soweit das Menschenhand vermochte, zu klären und schußfrei zu machen. Eine wahre Sisyphusarbeit. Wer das Gelände nicht aus eigener Anschauung kennt, kann sich keine Vorstellung von den Schwierigkeiten machen, mit denen hier der Verteidiger zu kämpfen hatte, und von den Vorteilen, die es dem Angreifer bot. Dicht vor der Front, kaum 1 km von ihr entfernt, zogen sich tief eingeschnittene, völlig unübersichtliche Ravinen hin, die, hinter deckenden Vorhöhen verlaufend, bis in die Bergkette der Kuschan-Walderseehöhen hineinreichten. Die natürlichsten Annäherungsgräben für den Feind, die ihm den Spaten bis auf diese Entfernung beinahe überflüssig machten. Zahlreiche Dörfer lagen in diesen Schluchten versteckt, dem Gegner willkommene Sammelpunkte beim Heranarbeiten und Unterschlupfe gewährend. Einige dieser Orte ließen sich niederlegen. Manche aber waren zu ausgedehnt. Be-

sonders unangenehm war die große, von vielen europäischen Häusern durchsetzte Ortschaft Syfang auf dem linken Flügel. Hier mußte der Gegner gleich nach der Einschließung festen Fuß fassen können, ohne daß wir ihn daran zu hindern vermochten. Und das gerade an einer Stelle, die an sich schon eine Schwäche für den Verteidiger bedeutete. Wir sahen das wohl, aber an eine Niederlegung gerade dieses Ortes war nicht zu denken. In Friedenszeiten hatte die Eisenbahn hier ihre Hauptreparaturwerkstätte und viele Beamtenwohnungen angelegt. Wie eine kleine Vorstadt Tsingtaus war er emporgewachsen.

Überhaupt hatte die Natur den linken Flügel für den Verteidiger recht mißgünstig bedacht. Da lag die Höhe Schuangschan mit ihrem tiefen breiten Talkessel dahinter, der sich unseren Augen von der Festung aus ganz verborgen hielt. Und schließlich hatte die Forstverwaltung hier ihre liebevollsten und am besten gelungenen Anpflanzungsversuche gemacht. Wie ein Schleier zog sich das dichte Erlenwäldchen an der Haipomündung vor J.-W. V hin, sich bis nach Syfang und dem Schuangschan ausdehnend. Acht Tage lang hatten Tausende von Chinesenhänden vollauf zu tun, es niederzulegen.

Um die Ravinen für den Gegner möglichst unbenutzbar zu machen, verseuchte man sie allenthalben mit Minen. Mit dieser so wirksamen und wegen ihres unheimlich unterirdischen Charakters von den Japanern besonders gefürchteten Waffe wurde auch in der Landverteidigung nicht gespart. Wir verfügten für unsere Verhältnisse über eine gewaltige Menge von Dynamit. —

Nach dieser notwendigen, nochmaligen Abschweifung in die Werkstätte unserer Vorbereitungen wende ich mich dem Gang der Ereignisse wieder zu.

Ganz wider Erwarten verlief der 23., ohne uns eine Spur vom Feinde zu zeigen. Der nächste Tag brachte ein niederschmetterndes Telegramm unseres Admiralstabes des Inhalts, daß der österreichisch-ungarische Kreuzer abrüsten und die Besatzung sich nach Tientsin begeben solle. Glücklicherweise wurde dieser Befehl nach einigen Tagen von der österreichisch-ungarischen Marinesektion widerrufen. Und obgleich der größte Teil der Besatzung bereits in Tientsin angelangt war, gelang es doch noch 310 Offizieren und Mannschaften, sich nach Tsingtau zurückzupirschen.

Am 27. endlich, um 7 Uhr morgens, waren sie da, die Japaner! Ein Geschwader, zwei große und zwei kleine Schiffe und eine Torpedobootsflottille, unter Vizeadmiral Kato, hielt in der Außenbucht und ersuchte einen Parlamentär hineinsenden zu dürfen. Wir wußten, was es damit auf sich hatte. Man wollte uns die Blockadeerklärung überreichen. Bei der Empörung aber, die gegen unseren neuesten Feind herrschte, lehnte das Gouvernement das Ansuchen unter Hinweis auf die Verbindung mit der Funkenstation ab. Bald traf dann auch durch Funkspruch die beabsichtigte Mitteilung ein.

Es war, wie vermutet, die Blockadeerklärung, die an das Gouvernement, den Kommandanten des österreichisch-ungarischen Kreuzers und den noch immer bei uns weilenden amerikanischen Konsul, den einzigen ausländischen Vertreter, gerichtet war, der sich entschlossen hatte, die Belagerung mitzumachen. Sie war in englischer Sprache abgefaßt und hatte folgenden Wortlaut:

„Heute, am 27. August 1914, erkläre ich die Blockade längs der ganzen Küste des Besitztums Kiautschou, das von Deutschland gepachtet ist. Die Blockade wird von den unter meinem Kommando stehenden Streitkräften aufrechterhalten werden und sich über den Seeraum 120° 10′ östl. Länge, 35° 54′ nördl. Breite und 120° 36′ östl. Länge, 36° 7′ nördl. Breite erstrecken und alles von dieser Zone Umgrenzte in sich schließen.

Ich erkläre weiter, daß ich allen Schiffen befreundeter und neutraler Mächte, die sich jetzt innerhalb der Blockadezone befinden, eine Gnadenfrist von 24 Stunden zum Auslaufen gewähren will. Nach Ablauf dieser Frist werden alle Schiffe, die die Blockade zu brechen suchen, nach dem internationalen Kriegsrecht und den Verträgen behandelt werden, die zwischen dem japanischen Kaiserreich und den neutralen Mächten bestehen.

An Bord des „Suwo", den 27. August 1914.

Kato Sadakichi
Vizeadmiral,
Befehlshaber des zweiten Geschwaders."

Bald dröhnten auch die ersten feindlichen Kanonenschüsse zu uns herüber. Die Japaner beschossen die in der Außenbucht liegenden kleinen Inseln, um sie bald darauf mit ihren Signalposten zu besetzen.

Inzwischen sollte am Vormittag dieses Tages eine Frage von nicht unerheblicher Bedeutung entschieden werden, die Frage, wo wir in dem zerklüfteten Gelände der Festung am besten unseren Fesselballon für die artilleristische Beobachtung und Erkundung des Vorgeländes verwenden könnten. Der Ballon war kurz vor Ausbruch des Krieges aus Deutschland angelangt. Mit größter Beschleunigung hatte man in den ersten Mobilmachungstagen eine Ballonhalle in geschützter Lage hinter dem Küstenkommandeurstand errichtet. Es war in dem bergigen Gelände der einzige Ort gewesen, der den Anforderungen an Schutz der Halle gegen Sicht wie an Platz zum Aufstieg einigermaßen entsprach. Aber die Versuche, von hier aus über die Kuschan-Walderseeberggruppe hinwegzusehen, waren völlig fehlgeschlagen. Man mußte den Ballon an anderer, mehr vorgeschobener Stelle unter Verzicht auf den Hallenschutz zu verwenden suchen, denn ein Basieren auf die Halle und ein schnelles Hin- und Herschieben des Ballons nach gerade geeigneten Plätzen, wie es in der heimischen Kriegführung üblich ist, verbot sich hier aus Mangel an geübter Transportmannschaft und wegen der vielen oberirdischen, die Straßen netzartig überspannenden Kabel- und Telephondrahtführungen. Nur von einem festen Platze aus konnte der Ballon verwendet werden, solange und so gut es ging.

Da fand man denn als halbwegs brauchbaren Ort ein Plätzchen innerhalb des Artilleriedepots hinter der Moltke- und Bismarckberggruppe heraus. Aber auch hier lehrte der erste Aufstieg, ganz abgesehen von dem mangelnden Platz zur Lagerung, daß der Fesselballon für die Verhältnisse Tsingtaus nahezu unbrauchbar sei.

So blieb für die wichtige Luftaufklärung und artilleristische Beobachtung unsere ganze Hoffnung auf die Rumplertaube des Oberleutnants zur See Plüschow beschränkt.

Die hochherzige nationale Flugspende der Deutschen Ostasiens hatte uns nämlich zwei Rumplertauben beschert, die mit ausgebildeten Fliegeroffizieren ebenfalls kurz vor Ausbruch des Krieges nach Tsingtau gelangt waren.

Hatten wir im Reichsmarineamt auf die Verwendungsfähigkeit des Fesselballons große Stücke gesetzt, so glaubten wir der Fliegerei in Tsingtau das allertrostloseste Horoskop stellen zu müssen. Die außerordentlich wechselnden Windverhältnisse wie vor allem das äußerst ungünstige, gebirgige Gelände sprachen zu sehr gegen eine Verwendung von Flugzeugen. Gleich bei ihrem ersten Probeflug war denn auch die eine der beiden Tauben mit ihrem Führer verunglückt und bis auf den Motor vernichtet. Plüschow blieb mit seinem Fahrzeug allein übrig. Würde er uns militärisch etwas sein können? Niemand wagte es zu hoffen.

Plüschow hatte sein kleines Reich auf dem Iltisplatz, dem Sportplatz Tsingtaus, aufgeschlagen. Dort war ihm als Schuppen für seinen Vogel in günstiger Lage, aber dem Feuer von See her ausgesetzt, eine Bude gebaut worden. Den Platz hatte man nach Möglichkeit für seine Zwecke hergerichtet. Es war in ganz Tsingtau die einzige Stelle, die zum Starten und Landen wenigstens den nötigsten Raum bot. Sonst hafteten ihr aber doch bedeutende Mängel an. Von steilen Bergen eingeengt, ließ Äolus hier seinen Launen freien Spielraum. Und er war eigentlich nie gut gelaunt. Fast immer versuchte er Plüschow, dem Vogelmaster, ein Schnippchen zu schlagen.

In scheinbarer Ruhe quirlte das Luftmeer über diesem Loch wie eine Szylla. Hatte der Vogel sich bis zu 50 m mühelos erhoben, so trafen ihn mit Sicherheit die ersten Fallböen, die ihn fast zu Boden schleuderten. Dabei war die Luft viel leichter als zu Hause. Das beste erhältliche Schanghaibenzin glich einem schlechten unreinen Öl; die Tourenzahl des Motors blieb stets hinter den Normalleistungen daheim zurück. Zu ungünstigen Luftverhältnissen trat also als weiteres erschwerendes Moment noch Flügellahmheit. Die ersten Versuche waren wahrhaftig nicht ermutigend. Plüschow mußte die Absicht, seine Flüge mit einem Beobachter auszuführen, ganz fallen lassen; die Maschine besaß nicht die Tragkraft.

Um das Maß des Unglücks vollzumachen, traten Propellerbrüche in schreckenerregender Häufigkeit auf. Die mitgegebenen Rumplerpropeller bewährten sich in diesem feuchten Klima gar nicht. Sie verbogen sich, gingen aus dem Leim, zersplitterten einige Male direkt beim Anspringen

vor dem Start. Die Werft mußte sich schleunigst auf Propellerkonstruktion werfen, eine Arbeit, deren Schwierigkeit gewiß jeder Fachmann bei einem dafür gar nicht vorbereiteten Institut voll zu würdigen wissen wird. Und wenn ich hinzufüge, daß diese neuen Propeller mit ihren empfindlichen vier bis fünf Leimschichten, ihrer an Uhrmacherarbeit grenzenden, genauen Kurvenführung bis zur Vollkommenheit gut gelangen, so schließt das in der Tat keine kleine Anerkennung für die Werft in sich.

So mußten uns die ersten Fliegerversuche äußerst pessimistisch stimmen. Nicht so Plüschow*). Plüschow, dieser kleine Sonnenkönig, besaß einen alles bezwingenden Optimismus. Der Sieg des Willens und der Glaube an sich und seine Sache war ihm von der Muttermilch mitgegeben. Plüschow hatte in diesen schweren Tagen nur für zwei Dinge Sinn und Interesse, für seinen großen Vogel und für seine Enten und Hühner. Unausgesetzt arbeitete er an dem Studium und der Erprobung seines Motors, studierte die Luftverhältnisse, mühte sich auf der Werft an seinen Propellern ab. Die kargen Mußestunden aber widmete er in seinem kleinen, dicht neben seinem Vogelstall gelegenen Häuschen seinen Haustieren. Ob er in ihnen ähnliche Eigenschaften vermutete, wie sie die Gänse des Kapitols besaßen? Ich weiß es nicht. Und wenn man ihn mit mutlosem Blick fragte: „Na, hoffen Sie wirklich, mit Ihrem müden Vogel noch etwas leisten zu können?" Dann strahlten hinter langen dunkeln Wimpern seine Augen, und durch das Gehege seiner blitzweißen Zähne strudelten mit unglaublicher Geschwindigkeit die Worte hervor: „Lassen Sie mich nur machen, ich werde die Sache schon schmeißen."

Plüschow dachte zehnmal so schnell wie jeder normale Mensch, und ebenso beweglich war auch seine Zunge. Als Flieger hatte Plüschow keineswegs den zarten Jungfernschmelz des von dem Fatum noch Unberührten. Bei einem Überlandflug hatte er in Hamburg einen Sturz aus 60 m Höhe gemacht. Der Apparat hatte sich in die Telephondrähte verstrickt und überschlagen. Plüschows Rippen waren dabei heftig in

*) Plüschow hat in seinem bekannten, mir aber unbekannten Buch gewiß das meiste, was ich hier über ihn zu sagen habe, schon erzählt. Auf die Gefahr hin, Bekanntes zu wiederholen, muß ich ihn im Rahmen dieser Schilderung noch einmal dem Leser vorstellen.

Mitleidenschaft gezogen worden, aber seine Nerven blieben wie aus Eisen. Plüschow war ein Original, ohne daß er es sein wollte. Auf dem Motorkasten seines Autos hatte er sich das zottige Püppchen eines tanzenden Bären gesetzt. Er fuhr meistens ohne Führer; auf dem Hintersitz des Wagens saß hoch aufgerichtet, im Vollgefühl der Würde, sein treuer Schäferhund, der ihm nicht von der Seite wich, solange sein Herr noch einen Fuß auf der Erde hatte. —

So war Plüschow, unser Vogelmaster. —

Vor unseren Toren zog inzwischen Tag für Tag die japanische Blokkadeflotte ihre Kreise. Viel merkte man in dieser ersten Zeit nicht von ihr. Hin und wieder flog eine Mine hoch, die japanische Zerstörer und später kleine Suchdampfer in der Außenbucht gefischt hatten. Dann und wann beschoß Huitschuenhuk ein zu keck sich vorwagendes Torpedoboot. Aber weder Schatsykou, noch Schantungtou, noch Kap Jäschke wurden ernstlich angegriffen. Wie vielgliedrige Seeschlangen, so wälzten sich im Vordergrund die langen Leiber der Torpedoboote in mehreren Kiellinien schweigend durchs Wasser, von Norden nach Süden und von Süden nach Norden ziehend, nach See zu einige Kreuzer und ganz am Horizont die Linienschiffe, auf die einzelnen Zonen verteilt. Die Schiffe wechselten häufiger, wurden dann und wann auch durch neue ergänzt. Und auch England durfte natürlich bei dieser gefahrlosen Demonstration nicht fehlen. Anfang September traf das durch die Dardanellenaktion nachmalig bekannter gewordene Linienschiff „Triumph" ein, um bei seinen japanischen Bundesbrüdern Batudienste zu übernehmen. Eine Liste der feindlichen Seestreitkräfte enthält Anlage 4.

Die Blockade war in ihrem ersten Stadium harmlos, aber sie rief durch das sichtbare Zeichen unserer Ohnmacht doch das erste drückende Gefühl in uns wach. Wir waren nicht mehr die Herren.

6. Kapitel.

Landung und Anmarsch der japanischen Operationsarmee.

Recht viel Kopfzerbrechen machte die Eisenbahnfrage. Was sollte und was konnte man mit unserer deutschen Schantungbahn machen, um sie uns so lange wie möglich, dem Feind aber keinesfalls nutzbar zu machen?

Kam der Gegner, wie noch immer unwahrscheinlich war, von Norden, also von Lungkou, so konnte er in Kaumi oder Kiautschou Anschluß an die Bahn suchen und seinen Vormarsch wie die Ergänzung des Kriegsmaterials mit Hilfe der Bahn wesentlich unterstützen und beschleunigen. Auch nach Tsinanfu hin war eine intakte Verbindung für ihn von Wichtigkeit. Und diese Bedeutung blieb ohne Zweifel bestehen, selbst wenn die Landung in der näher gelegenen Lauschanbucht bei Wangkotschwang oder gar im Schutzgebiet erfolgte.

Irgendwo also mußte die Bahn aus militärischen Gründen zerschnitten werden, solange wir ihrer noch Herr waren. Am erwünschtesten wäre sicher eine völlige Zerstörung der ganzen Bahn bis nach Tsinanfu in dem Augenblick gewesen, wo nicht mehr wir, sondern die Japaner von ihr anfingen Nutzen zu ziehen. Denn auch der wertvollste wirtschaftliche Teil des Kiautschougebietes, die Erzlager und Kohlengruben, lag ja an der Bahn, auf 200—300 km von Tsingtau entfernt. Nun war zwar die Bahn wie der Bergwerksbesitz Eigentum einer deutschen Aktiengesellschaft, somit als Privatbesitz nominell unantastbar. Und die Vertreter dieser Gesellschaft suchten sich wirklich einzureden, daß die ganze Aktion des ostasiatischen Inselvolkes sich nur gegen den Schutzgebietsbesitz und nicht auch gegen die mit ihm zusammenhängenden Privat-

gerechtsame des chinesischen Hinterlandes richte. Jeder vorurteilslos Denkende mußte aber anderer Meinung sein.

Was konnte denn für dieses eisenerzhungrige Volk nur die wesentliche Triebfeder seines kühnen Raubzuges gewesen sein? Doch nicht der Besitz des kleinen Schutzgebietsfleckens mit seinen imposanten Bergen, seinem bißchen Gartenland und seinem freundlichen, aber ohne den Hinterlandbesitz wertlosen Hafenstädtchen! Auch nicht das Bewußtsein allein, einen unbequemen Wettbewerber von seinem einzigen Besitz in China verdrängt, entwurzelt zu haben! Das alles waren wohl Gründe, aber keine entscheidenden. Japan wollte nicht nur ein großes politisches, es wollte auch ein sehr reales Geschäft in dem Erwerb der nötigsten Rohmaterialien für seine Industrie machen. Und hier lagen Eisen und Kohle dicht beieinander in einer Güte und Menge, wie sie kein anderer Ort der Erde unter so günstigen Verhältnissen aufzuweisen hat. Es war klar, Japan würde rücksichtslos unsere ganze Interessensphäre bis nach Tsinanfu hin mit Beschlag belegen.

Andererseits lag die Bahn zum überwiegenden Teil im chinesischen Hoheitsgebiet, und China hatte, um sie zu schützen, erhebliche Truppenmassen an ihr zusammengezogen. Eine Zerstörung der Bahn auf chinesischem Grund und Boden hätte uns also nicht nur der Neutralitätsverletzung schuldig gemacht, sondern unsere Zerstörungstruppen womöglich noch in Konflikt mit dem chinesischen Militär gebracht.

Alle diese Überlegungen sprachen dafür, eine Zerstörung zunächst nur an der Schutzgebietsgrenze ins Auge zu fassen, weitere Maßnahmen aber von der Haltung Chinas und dem Anmarsch der japanischen Truppen abhängig zu machen und bis auf den letzten Augenblick zu verschieben.

In unerwarteter Weise kamen uns die Ereignisse zu Hilfe, um diese letzten Entschlüsse zu erleichtern.

Aus Peking wurde bekannt, daß Japan mit China wegen Freigabe eines beträchtlichen Streifens von Nordost-Schantung für den Durchmarsch nach Tsingtau verhandele, und daß die Verhandlungen dem Abschluß nahe seien. Die zugestandene Kriegszone sollte im Osten und Norden vom Meere begrenzt, im Westen durch eine Linie längs des Kiautschouflusses nach Weihsien und, von hier nach Süden bis zum Meere verlaufend, eingeschlossen sein. Der Hafen Lungkou lag in dieser

Zone. Das war die flagranteste Vergewaltigung Chinas, die man sich denken konnte, denn vom ersten Augenblick an mußte klar sein, daß es sich hier nicht einfach um ein Durchmarschgebiet handele, für dessen Zwecke wesentlich bescheidenere Grenzen ausgereicht hätten. Festsetzen wollte man sich in Ostschantung, und die Operationen gegen das Schutzgebiet waren nur eins der Ziele, und vielleicht nicht einmal das größte, die Japan in China verfolgte. Es würde ja auch, das war ganz klar, nicht bei diesem westlichen Grenzstreifen bleiben. Und diese friedliche Zerstückelung mußte sich der ohnmächtige Koloß, ohne mit der Wimper zu zucken, gefallen lassen. Alle chinesischen Truppenansammlungen zum Schutze der Neutralität waren nichts weiter als eine lächerliche Theatergeste. Nun konnte erst der Sinn des hartnäckig sich wiederholenden Gerüchts von der Landung des Belagerungsheeres in Lungkou verstanden werden. Nicht aus Furcht vor den deutschen Waffen, nicht aus schwer verständlichem Sicherheitsbedürfnis wollte man diesen Riesenanlauf von Lungkou aus nehmen, sondern um sich eine Operationsbasis in China für alle weiteren Unternehmungen zu verschaffen.

Und England und Amerika? Wie konnten sie eine so unverständliche Scheuklappenpolitik betreiben, ihren Einfluß, ihre Interessen in China für ein Linsengericht zu verkaufen? Über diesen Punkt wird uns, wenn man die Geschichte dieses Krieges schreibt, vielleicht noch einmal eine interessante Aufklärung zuteil werden.

Für uns aber hatte mit dem Bekanntwerden dieser Verhandlungen jede Rücksicht auf chinesische Neutralität, die ja tatsächlich nicht mehr bestand, aufgehört. Alles war seit Ablauf des japanischen Ultimatums für die Zerstörung der Eisenbahnstrecke bis über Kiautschou hinaus, wenigstens streckenweise, durchdacht und vorbereitet. Seit jenem Tage hatte man Pendelzüge eingerichtet, die zwischen Tsingtau und Kiautschou verkehrten und hier den Anschluß an die Züge von und nach Tsinanfu vermittelten. Ein Zerstörungszug stand auf dem Tsingtauer Bahnhof Tag und Nacht bereit, um bei dem ersten drohenden Anzeichen mit einem Pionierdetachement nach Kiautschou abzudampfen und die Kunstbauten gründlich zu zerstören. Es handelte sich um das Sprengen verschiedener großer Brücken, das Aufnehmen von Schienenstücken auf längeren Strecken und die Zerstörung der Weichen.

Am 30. August wurde mit der Arbeit begonnen. Sie war jedoch noch längst nicht beendet, als eine Naturkatastrophe von unerhörter Heftigkeit ihre Fortsetzung überflüssig machte. Es war die Sintflut, die über Nordschantung hereinbrach.

Mit Septemberbeginn pflegt in der Regel in Nordchina die Regenzeit ihr Ende erreicht zu haben. Und so schroff ist der Wechsel, daß man in diesem Monat schon fast nur noch lachenden Sonnenschein und einen Himmel von so wolkenlosem, strahlendem Blau, von so duftiger, bezaubernder Klarheit erlebt, wie man ihn kaum an einem anderen Ort der Erde wiederfindet. September und Oktober sind meist von märchenhafter Schönheit in diesem Teile Chinas. Anders im Kriegsjahr 1914. Es schien, als ob auch der Wettergott in diesem Jahr die ganze Schale seines Zornes über so viel menschliche Ruchlosigkeit ausgießen wollte.

Am Abend des 30. August setzte mit taifunartigem Regen die große Wasserkatastrophe ein. Alle Flüsse sind bald weit über ihre Ufer getreten und stürzen in wildem Brausen dem Meere zu. Die Betten sind kaum noch erkennbar. In den Dörfern stürzen die Hütten wie Kartenhäuschen zusammen. Die Truppen im Vorgelände wissen nicht mehr, wo sie ihr müdes Haupt hinlegen, wie sie sich und ihre Ausrüstung schützen sollen. Am Tschantsunfluß versuchen drei Soldaten mit einem Karren eine zerstörte Furt zu kreuzen und verlieren dabei alle drei ihr Leben. Der eine wird sofort weggeschwemmt, ohne Fuß fassen zu können. Der zweite erhascht den Zweig eines Baumes und sucht sich krampfhaft daranzuklammern, bis der dritte, der ihm zu Hilfe eilt, ihn aus seiner furchtbaren Lage befreit. Als dieser sich ihm aber mit letzter Anstrengung nähert, verlassen beide die Kräfte, und auch sie werden fortgerissen dorthin, wo der erste Kamerad ihnen voraufging; der Strudel ist zu stark.

Die meisten Dörfer waren nach dieser fast 14 Tage dauernden Wassersnot nicht wiederzuerkennen. Wie halb versandete Ruinen sahen sie aus. Und viele Chinesen mußten ihr Leben lassen. Vielleicht, ja wahrscheinlich fanden sie einen milderen Tod als mancher ihrer überlebenden Landsleute, die später in die Hände der Japaner fielen.

Solchen elementaren Naturgewalten gegenüber halten die besten, solidesten Kunstbauten nicht stand. Die höher gelegenen Fahrstraßen

wurden stückweise zerrissen, fielen ein, wurden weggeschwemmt. Am Kaiser-Wilhelm-Ufer stürzte auf große Strecken die stark gemauerte Uferböschung ein, die Straße selbst wurde auf 150 m völlig zerstört. Die starken, aus schweren Steinquadern gebauten Furten in den Flüssen mußten der Gewalt des Wassers weichen. Die Verbindung mit den schwer leidenden Truppen im Vorgelände war tagelang unterbrochen.

Nicht minder traurig sah es in den Infanteriewerken und den neugeschaffenen und noch im Ausbau befindlichen Schützengräben und Unterkunftsräumen im Zwischengelände aus. Einzelne tiefer gelegenen Wachträume in den Werken standen unter Wasser, und die Werke selber glichen Gebirgsruinen, die müde ihre verfallenen Häupter aus einem unermeßlichen, brodelnden, gurgelnden See emporreckten. Das Haupthindernis und die Werkhindernisse wurden völlig vom Wasser verschlungen, und die Grabenmauer stürzte an mehreren Stellen ein. Die Ravinen, diese 10—15 m tiefen Schluchten, in denen sich die Truppen des Zwischengeländes in wochenlanger saurer Arbeit eine kleine unterirdische Stadt anzulegen bestrebten, stürzten zusammen. Man stand beinahe vor einem Nichts und mußte von neuem beginnen.

Ernste Störungen traten bei den Wasserwerken ein. Tagelang mußte die Wasserversorgung der Festung durch Brunnen ausgeführt werden, ein Vorgeschmack der Belagerung.

Tsingtau verfügte über zwei Wasserwerke. Das beim Dorfe Litsun gelegene Hauptwerk war nur für Friedenszwecke vorhanden; mit der Einschließung der Festung mußte es in die Hände der Feinde fallen und somit für uns wertlos werden. Um den Kriegsbedürfnissen Rechnung zu tragen, hatte man ein zweites, bombensicheres und von Gasmotoren betriebenes Werk am Haipofluß dicht vor J.-W. V gebaut; die Leistungen dieser kleinen Anlage standen weit hinter den Friedensbedürfnissen zurück. Während das Litsuner Werk täglich 6000 cbm zu liefern hatte, gab das Haipowerk auf Kraft gerade 800 cbm her. Um Schwierigkeiten zu vermeiden, hatte man daher mit Beginn der Mobilmachung die zahlreichen in der Stadt vorhandenen Brunnen als notwendige Ergänzung ins Auge gefaßt, sie abgedeckt und 85 Pumpen eingebaut.

In den letzten, schlimmsten Tagen der großen Wasserkatastrophe nun

wurde die Druckleitung des großen Werkes bei Litsun auf etwa 30 m mit ihrem 12 m hohen Damm zerrissen und weggeschwemmt. Gleichzeitig etwa war das Wasser in das Kriegswerk am Haipo eingedrungen und hatte sämtliche Motoren überflutet und die elektrischen Zünder völlig zerstört. Ehe der Feind noch vor den Toren stand, sah sich die Festung in ihrer Wasserversorgung plötzlich allein auf die Stadtbrunnen angewiesen.

Durch geeignete Maßregeln und scharfe Kontrolle ließ sich dieser glücklicherweise nur einige Tage währende Zustand ohne ernste Schädigung der Besatzung überwinden. Der Eindruck aber, den er uns hinterließ, war keineswegs ermutigend für die Zukunft. Vorbildlich hat die Tiefbauverwaltung unter Marinebaumeister Rickert gearbeitet, um all dieser Schäden Herr zu werden.

Geradezu verheerend hatte die Flut gegen die Eisenbahn und überhaupt in den flacheren Teilen der Provinz Schantung gewütet. Das ganze Gelände außerhalb des Schutzgebietes fast bis nach Kaumi hin war ein einziger großer See. Die zahlreichen Brücken zwischen Kaumi, Weihsien, Kiautschou, besonders die große Brücke über den Weiho, die Brücke über den Paischaho und den Litsunfluß waren auf lange Zeit unbenutzbar gemacht. Das Wasser hatte die schweren, teilweise betonierten Pfeiler geradezu fortgespült. Manche Brücken wiesen nur noch die Trümmer eines Eisengerüstes auf; der Bahnoberbau war verschwunden, und die Schienen ragten als letzte Reste einstiger Herrlichkeit in die Luft.

So hatte die Natur in vollkommenerer Weise, als Menschenkraft es je vermocht hätte, vollbracht, was unseren Pionieren noch zu tun übriggeblieben war.

Das Schutzgebiet glich einer Insel, die zu Lande und zu Wasser von der Außenwelt abgeschnitten war. Um die zur Ergänzung der Materialien, vor allem aber zur Heranführung der noch einkommenden Mannschaften notwendige Verbindung aufrechtzuerhalten, richtete man schließlich einen regelmäßigen Bootsverkehr mit dem Dörfchen Taputur über die Kiautschoubucht hinweg ein. Von hier aus suchte man Anschluß an die Stadt Kiautschou.

Naturgemäß zerriß auf große Strecken auch der Telegraph. Die Nachrichtenübermittlung schrumpfte auf die F.-T.-Verbindung über

Schanghai zusammen und gelegentliche Meldungen durch Brieftauben. Zu einem Zeitpunkt, wo, wie wir aus Peking und Tschifu hörten, die Japaner nun wirklich zur Landung ihres Belagerungsheeres schritten, wuchs sich diese Nachrichtenbeschränkung zur ernsten Kalamität aus. —

In den ersten Septembertagen drangen immer positivere Meldungen von japanischen Truppenlandungen in Lungkou zu uns herüber. Fama malte wieder in den krassesten Farben. Eine unabsehbare Zahl von Kriegs- und Transportschiffen hätte sich in der Lungkoubucht versammelt, um eine Belagerungsarmee von 50 000 Mann auszuschiffen. Mit unglaublicher Schnelligkeit würden Landungsbrücken gebaut und die Truppen an Land geworfen.

Tatsache an diesen Gerüchten war die am 2. September in Lungkou erfolgte Landung. Japan schien wirklich, wie das ja auch in seinen in Peking gepflogenen Verhandlungen zum Ausdruck gekommen war, seine Hauptstreitkräfte durch Nordostschantung gegen das Schutzgebiet ansetzen zu wollen. Nachdem das äußerst ungünstige Wetter an der Schantungküste einigen Aufenthalt bereitet hatte, gelang es Admiral Kamimura, in der Bucht von Lungkou aus 26 Transportschiffen, die von 36 Kriegsfahrzeugen bedeckt wurden, das Expeditionskorps zu landen. Die ganze so übertrieben groß dargestellte Operationsarmee bestand zunächst nur aus der in Kurume für Expeditionszwecke in erhöhtem Bereitschaftszustande gehaltenen kriegsstarken 18. Division unter Generalleutnant Kamio, verstärkt wahrscheinlich durch ein Regiment schwerer Artillerie und technische Truppen. Sein Chef des Stabes war der langjährige Chef der Zentralabteilung des Großen Generalstabes, Generalmajor Yamanashi. Die beiden Brigaden wurden von den Generalmajoren Yamata und Horiuchi geführt. Zum Leiter der Belagerungsartillerie hatte man den Generalmajor Watanabe bestimmt.

Erst viel später, Ende September und Ende Oktober, erhielten diese Truppen erhebliche Verstärkungen. Ende September landeten die Engländer ein Bataillon South Wales Borderers, 9 Offiziere und 910 Mann, ein Bataillon indischer Sikh, 450 Mann, zusammen mit japanischem Zuzug in der Lauschanbucht bei Wangkotschwang. Und Ende Oktober wurde noch die 29. Brigade aus Shizuoka und Hamamatsu

nachgezogen. Nach der Einschließung traten außerdem noch die ganze Belagerungsartillerie und Marinetruppen hinzu, deren genaue Zahlen mir unbekannt geblieben sind.

Wie ich zum Schluß näher ausführen werde, hat sich die gesamte Operationsarmee zwischen 50 000 und 63 000 Mann gehalten, die im Lauf der Belagerung in Schantung und vor Tsingtau versammelt wurden.

So traurig die Folgen der Wetterkatastrophe für uns wurden, so mußte der Gegner doch bei seinem abenteuerlichen Vormarsch durch die völlig unwegsame, vielfach von Gebirgen mit reißenden Gebirgsströmen durchzogene Provinz Nordschantung noch weit mehr darunter leiden. Das war unsere große Chance, die uns das Schicksal so sichtbarlich in die Hand spielte. Der Feind hatte eine Strecke von 180 km bis zur Schutzgebietsgrenze, in Morästen versinkend, ständig mit den Fluten kämpfend, schwimmend, watend in einem der Hungersnot preisgegebenen Lande, das menschenwürdige Unterkunftsmöglichkeiten kaum bot, zurückzulegen. Er mußte viel Kriegsmaterial und vor allem Zeit verlieren. Und der Zustand der Truppen ließ sich unter so barbarischen Verhältnissen unmöglich auf der gewünschten Höhe halten.

Der Vormarsch sollte ursprünglich von Lungkou aus in drei Kolonnen ausgeführt werden (s. Skizze): über Leichoufu auf Weihsien, über Tschauyuan auf Pingtu, über Tsi hsia-Laiyang auf Kinkiakou. Vorgetriebene Kavallerie stellte sehr bald die Unbenutzbarkeit der Straße über Tschauyuan fest, und ebenso ist, soweit bekannt, der östliche Weg Tsi hsia-Laiyang nicht benutzt worden, wie überhaupt der Landungsplatz bei Kinkiakou zugunsten Wangkotschwangs aufgegeben zu sein scheint. Nach den amtlichen Meldungen hat sich in Wirklichkeit der Vormarsch in zwei Kolonnen, einer westlichen auf Kiautschou und einer östlichen über Tsimo abgespielt. Besondere Kräfte sind außerdem über Laichoufu nach Weihsien abgezweigt worden. Größere Proviantämter wurden in Lungkou und Huangshien eingerichtet. Das Hauptquartier befand sich nacheinander in folgenden Plätzen: Laichoufu, Pingtu, Tsimo, Liuting und nach der Einschließung in Tunglitsun und Foushanhou.

Nach den Berichten chinesischer Spione, auf die wir zunächst allein angewiesen waren, hat sich der Vormarsch nur unter Aufbietung des

letzten, was Menschen und Tiere herzugeben vermochten, durchführen lassen. Viel Material, darunter auch schwere Geschütze, sollen in den Morästen und Sümpfen steckengeblieben und versunken sein. Bald traten große Pferdeverluste ein, und schwere Erkrankungen unter der Truppe nahmen einen erschreckenden Umfang an. Am 8. September trafen die ersten japanischen Vorposten in Pingtu ein, und am 10. September bekamen unsere hierhin entsandten Reiterpatrouillen die erste Fühlung mit japanischer Kavallerie. —

Am 12. September hatte sich endlich der Himmel aufgehellt, und Plüschow hatte seinen Vogel für diesen Moment schon bereit gestellt. Bei noch ziemlich böigem Wetter flog er nach Pingtu, Kinkiakou, Wangkotschwang, Tsimo, um ein möglichstes Gesamtbild von den Fortschritten des japanischen Vormarsches zu erlangen. Dieser erste Überlandflug gelang vollkommen. In Pingtu wurden größere Mengen Infanterie festgestellt.

Als die Japaner den feindlichen Flieger ankommen sahen, von dessen Vorhandensein sie bis dahin nichts gewußt hatten, bewiesen sie sofort eine ausgezeichnete Flugzeugdisziplin. Mehrere Reihen Zelte waren um Pingtu herum aufgeschlagen, und eine größere Truppenmasse zog wie ein langer Wurm die Straße entlang. Sofort wurde in zwei Reihen eingeschwenkt, und alles blieb bewegungslos wie angewurzelt stehen. In dem Augenblick aber, als sich der Flieger über ihren Köpfen befand, erhielt er ein gewaltiges Feuer aus Hunderten von Gewehren. Plüschow war auf solchen Gruß nicht gefaßt gewesen und hatte sich mit seiner Taube in der dünnen Luft mühsam bis auf 1500 m emporschrauben können. Diese Höhe lag aber noch im Bereich des wirksamen Gewehrfeuers. So wurden die Flügel seines Vogels von einer Menge von Geschossen durchbohrt, ohne daß glücklicherweise er, der Motor oder der Propeller etwas abbekamen. Plüschow bemerkte übrigens die ganze Schießerei erst, als er die Leinwand seiner Flügeldecken an verschiedenen Stellen aufreißen sah; das Motorgeräusch übertönte alles.

Unser Vogelmaster hatte die Feuertaufe erhalten und war gewitzigt geworden. Seine Meldungen brachten uns in zweifacher Hinsicht wertvolle Aufklärung über den Stand des japanischen Vormarsches: das Gros suchte sich trotz aller Geländeschwierigkeiten nach Lanti zu weiter vor-

zuarbeiten, die Buchten Kinkiakou und Wangkotschwang und die Wege dorthin waren vom Feinde frei.

Nachdem einmal die Sonne wieder die Herrschaft angetreten hatte, machte das Vortreiben der Kavallerie keine großen Schwierigkeiten mehr. Schon am 13. September wurden kleinere japanische Kavallerietrupps bei Liuting an unserer westlichen Schutzgebietsgrenze gemeldet. Schwieriger gestaltete sich das Umfassen nach der Bucht zu. Nach Kiautschou und damit an die zerstörte Bahn gelangten die ersten Reiter erst am 17. September. Die Besetzung dieses Ortes und die darauf folgende Umzingelung der Bucht durch stärkere japanische Kavalleriepatrouillen bis nach Kap Jäschke hin bedeutete die militärische Abschließung des Schutzgebiets nach Land zu. Die Dampfbootverbindung mit Taputur wurde nunmehr als zwecklos eingestellt. —

Ein tragisches Schicksal ereilte den Direktor der Schantung-Eisenbahngesellschaft, Schmidt. Bis zum letzten Augenblick hatte er auf seinem Posten in Tsingtau ausgehalten, um dann, als hier nichts mehr für ihn und die Interessen seiner Gesellschaft zu tun blieb, mit einer der letzten Bootsgelegenheiten nach dem Innern zu gehen und von hier aus die Interessen der Bahn, soweit sie im Einklang mit den militärischen Forderungen der Festungsverteidigung standen, wahrzunehmen. Schmidt war langjähriger Ostasiate und glaubte die Japaner gründlich zu kennen. Seine Erfahrungen, so meinte er, würden es ihm sicher ermöglichen, mit den Japanern zu einem Einvernehmen betreffs der Bahn zu gelangen, das alle Teile befriedigte und natürlich seine Gesellschaft möglichst wenig schädigte. Er täuschte sich gründlich. Als er auf die Nachricht von der Besetzung Kiautschous dorthin eilt, um mit dem japanischen Befehlshaber zu verhandeln, wird er samt den Betriebsbeamten, deren man habhaft werden konnte, einfach gefangen gesetzt. Alle Vorstellungen waren zwecklos. Die Japaner besetzten sehr bald die ganze Bahn bis nach Tsinanfu, also weit über die sogenannte Kriegszone hinaus.

Kein besseres Los traf, wie zu erwarten war, die Bergwerke in Fangtse, Hungschan und die Eisenerzlager bei Tschin ling schen. Die Gruben stellten natürlich rechtzeitig den Betrieb ein, und das Wasser tat das seine, um sie für lange Zeit unbrauchbar zu machen. Als die Japaner sahen, daß sie aus eigener Kraft wohl nicht Herr des Grubenbetriebes

werden würden, boten sie alles auf, um mit List oder Gewalt sich der Person des Bergwerkdirektors Brücher zu bemächtigen.

Dr. Brücher war als Leutnant d. R. bei unseren Pionieren eingetreten. Nach der Verwaisung der Gesellschaft durch die Gefangennahme von Direktor Schmidt hielt das Gouvernement es aber für geboten, ihn freizugeben, damit er sich der Interessen seiner Gesellschaft annehmen könne. Mit gutem Erfolg machte er den recht waghalsigen Versuch, durch die inzwischen vollkommen gewordene Einschließungskette der Japaner nach Tsinanfu durchzubrechen.

Offenbar hatte man sich ganz unverständlicherweise über die Besitzverhältnisse der Bahn und der Bergwerke in Japan einer völligen Täuschung hingegeben. In Japan gibt es fast kein größeres verkehrstechnisches oder industrielles Kolonialunternehmen, bei dem nicht der Staat als Finanzmann beteiligt ist, es kontrolliert, ihm in wirtschaftlich schwierigen Zeiten neuen Odem einflößt, es vor allem aber durch reichliche Spendung von Hilfsgeldern in die Lage versetzt, jede Konkurrenz zu unterbieten. In diesem Lande macht ja überhaupt der Staat alles, natürlich auf Kosten des Unternehmungsgeistes und der Selbstverantwortlichkeit des einzelnen. Aus dieser Anschauungsweise heraus wurde seitens der japanischen Behörden unser Schantung-Bergwerks- und Eisenbahnunternehmen beurteilt. Sie konnten es sich einfach nicht anders vorstellen, als daß von den 64 Millionen Mark Aktienkapital ein großer, wenn nicht der größere Teil Besitz des deutschen Staates sei. So meinten sie mit ihrem Feldzug mühelos die Erbschaft des wertvollsten wirtschaftlichen Teiles unseres Schutzgebiets anzutreten. Ihre Enttäuschung ließ sie lange Zeit der sachlichen Darstellung über die wirklichen Besitzverhältnisse keinen Glauben schenken. Und wenn ich recht berichtet bin, hat man, als man diesen Standpunkt nicht mehr aufrechterhalten konnte, versucht, sich in irgend einer Form über die rechtlichen Folgen des Privatbesitzes hinwegzusetzen.

Nicht viel glücklicher waren die Eroberer in ihrer Spekulation von dem, was sie in Tsingtau selbst an Werten zu gewinnen hofften. Doch darüber später. —

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Ereignisse vor Tsingtau während der ersten Septemberhälfte.

Das ungünstige Wetter hatte auch bei dem japanischen Blockadegeschwader seine Spuren hinterlassen. Ein Torpedobootszerstörer war in der Nacht vom 30. August bei der Insel Lientau auf Grund geraten und im Sturm zerschellt. Sturm, Unsichtigkeit und Regen lähmten die Tätigkeit der Schiffe. Als aber der japanische Vormarsch sich dem Schutzgebiet näherte, wurde sie sichtbar reger. An allen Stellen der Außenbucht, vor allem aber bei Schatsykou setzte ein lebhaftes Minensuchen ein. An sichtigen Tagen nahmen hier die Torpedobootszerstörer Lager und Artilleriestellung am Strande unter Feuer, ohne indes nennbare Erfolge zu erzielen. Nach Postenbeobachtungen vor Schatsykou bestand ein reger Verkehr zwischen den japanischen Torpedobooten und chinesischen Dschunken, die sich besonders nachts in auffallender Zahl der Bucht und der diese begrenzenden Insel Groß-Futau näherten. Mit ziemlicher Sicherheit hatte man auch ausgemacht, daß die Insel von Japanern besetzt sei. Kurz, es wurde immer klarer: mit der Schatsykoubucht hatte der Gegner seine eigenen Absichten. Zweifel bestanden nur, wenigstens für einige Zeit, ob diese Absichten vor oder nach dem Vorbringen des Gros ins Schutzgebiet verwirklicht werden würden.

Am 5. September bereitete uns das Blockadegeschwader die größte Überraschung des Krieges. Der Himmel stand noch voller Wolken, nur hier und da lugte das Blau hindurch. Plötzlich saust in den ersten Vormittagsstunden ein Doppeldecker über unsere Köpfe hinweg. Wir standen wie vor einem Rätsel. Wo kam er her? Von den Wolken verhüllt, war er bis zu den Iltisbergen gelangt, ohne daß man ihn bemerkt hatte, scheinbar aus der Richtung von Schatsykou. In der Nähe des Kommandeurstandes der Landartillerie eine Bombe werfend, hatte er sich dem Bismarckberg zugewendet, hier ebenfalls eine Bombe fallen gelassen, und dann, wie um sich zu orientieren, den Iltisplatz, die Bismarckkaserne und den Hafen mehrere Male umkreist, schließlich nach See zu verschwindend. Die Bomben hatten ihre Ziele nicht erreicht, ihre Wirkung schien überhaupt gering zu sein. Die Tatsache aber, daß wir in Zukunft mit einer Waffe, vor allem einem Aufklärungsmittel zu rechnen hatten, auf das wir nicht gefaßt und vorbereitet waren, gab sehr zu denken.

In fieberhafter Eile ging man nun daran, dem unheimlichen Gast

bei seiner Wiederkehr einen würdigen Empfang zu bereiten. In den Kasernen, den Forts wurden Gewehre bereitgehalten, und die Mannschaften erhielten eingehenden Unterricht über Visier und Haltepunkt. Mit Spannung, wie der Jäger sie empfindet, der einem seltenen scheuen Wilde nachstellt, erwartete die ganze Besatzung, und nicht nur sie, sondern auch alles, was noch den Rock des Bürgers trug, die Wiederkehr des feindlichen Vogels. Daß er auch gefährlich sei, daran dachte niemand.

Schon am nächsten Tage wiederholte der Doppeldecker seinen Besuch. Wir saßen gerade beim Mittagessen, als er erschien. Alles stürmte hinaus, um seine Pflicht zu tun. Es waren Stunden klaren Wetters.

In 1500—1800 m Höhe sauste er heran, ein Wasserflugzeug, Doppeldecker vom Farmantyp, hinten die Propeller, vorn die Höhensteuer. Er war sehr wendig und schnell und wurde mit bewundernswerter Sicherheit geführt; unter den Fängen strahlte als Abzeichen die rote japanische Sonne. Dieses Mal stattete er dem Hafen zuerst einen Besuch ab, wo „Kaiserin Elisabeth" und „Jaguar" lagen. Es fielen einige Bomben, die aber ihr Ziel verfehlten. Dann steuerte er auf die Stadt und die Bismarckkaserne zu. Den Mannschaften war eingeschärft, nicht einzeln, sondern nur in Salven, ruhig zielend, und nur dann zu schießen, wenn das Flugzeug mit dem Gewehr wirklich erreichbar sei, keine Munition zu verschwenden. Als es sich aber den ersten Gruppen näherte, die wie auf ein elektrisches Signal sich allerorts gebildet hatten, brach ein wahres Höllenkonzert von Gewehrfeuer los, wie auf einer Treibjagd, überall sich fortpflanzend, wohin das gehetzte Wild sich wandte. Man sah, wie es stutzte, einen scharfen Haken schlug, um auszuweichen, sich steil aufbäumte. —

Aha, jetzt haben wir ihn! Nun muß er fallen. —

Keine Spur, ein Spiel war's, das der Adler mit seinem erregten Jäger trieb. Nur zu größerer Höhe hatte ihn die Vorsicht getrieben. Ruhig zog er seine Kreise weiter, um nach seiner Beute zu stoßen. Diesmal galt die Bombe unserem Vogelkäfig auf dem Iltisplatz, aber sie fehlte ihn und verletzte eine in der Nähe gelegene Villa, deren Besitzer mit einem Freunde gerade Siesta auf der Veranda hielt und wie durch

ein Wunder dem tödlichen Eisen entging. Und immer wieder von neuem setzte das „Rrrrack, Rrrrrack“ der Treibjagdkette ein. Es war, als ob mehrere Kompanien Maschinengewehre sich im heißesten Nahkampf befänden. Und doch waren es nur Gewehre.

In der Stadt kannte der Jagdeifer keine Grenzen. Der brave Bürger im Rocke des Landsturmmannes hatte zu allem gegriffen, was ihm gerade zur Hand war, Schrotflinte, Browning, nicht weil er glaubte, damit zu treffen, sondern aus dem Gefühl heraus: „Ich muß mal schießen.“ Diese wohltätige Auslösung einer allzu langen Nervenspannung ist unbeschreiblich. Sie wirkt wie bei einem vollblütigen Menschen der Aderlaß.

Wie wir später aus japanischen Nachrichten erfuhren, soll das Flugzeug tatsächlich einige Verletzungen der Tragflächen davongetragen haben. Eine greifbarere Wirkung hat unser erster Flugzeugabwehrversuch aber nicht gehabt, uns hingegen eine erhebliche Anzahl Tausend Patronen gekostet, und — die herabfallenden Geschosse hätten leicht die eigene Besatzung gefährden können. Es war klar, die Methode mußte verbessert werden.

Nur noch unter dem Kommando von Offizieren stehende Gruppen durften sich in Zukunft an der Abwehr beteiligen. In jedem Werk und in den belegten Kasernen hatten sich solche Gruppen bereitzuhalten. Alle übrigen Personen aber hatten beim Erscheinen von Flugzeugen Kopfdeckung zu suchen. Die 15-cm-Geschütze der Werke sollten versuchen, mit Schrapnells sich an der Abwehr zu beteiligen. Vor allem aber ging man mit aller Beschleunigung an die Konstruktion von Flugzeugabwehrgeschützen. Baurat Langenbach von der Werft fand eine ebenso sinnreiche wie einfache Lafettenkonstruktion, die an den beiden Landungsgeschützen des österreichisch-ungarischen Kreuzers angebracht wurde. Ein so eingerichtetes Geschütz erhielt seinen Platz am Hafen, das zweite auf dem Hügel des Observatoriums.

Die feindlichen Spähflüge, die ganz systematisch stets 6—7 Bomben diesem oder jenem Teile der Festung, wohl auch der Stadt, vorwiegend aber den Schiffen im Hafen, spendeten, wiederholten sich häufig im Laufe des September und bald auch mit mehreren Flugzeugen. Ein großer Flugzeugdampfer, mit Decksaufbauten und starken Kränen ausgerüstet,

brachte die Maschinen an den Ort des Starts. Hier wurden sie ins Wasser gesetzt und stiegen auf. Mit neidischen Blicken sah Plüschow, wie unabhängig von Aufstiegplatz und Wetter im Gegensatz zu seiner Taube diese Doppeldecker waren, die nach japanischen Nachrichten stets zwei, oft drei Menschen trugen, und wie sie trotz dieser Mehrbelastung anscheinend spielend größere Höhen erreichten, als seinem Flugzeug mit größter Anstrengung zu erzielen möglich war. So faßte er den Plan, sich auf der Werft aus den Trümmern der zweiten verunglückten Taube, deren Motor man wiederhergestellt hatte, ebenfalls ein Wasserflugzeug (Doppeldecker) bauen zu lassen. Die konstruktiven Unterlagen wurden von dem österreichischen Linienschiffsleutnant von Klobučar geliefert, der aus seiner früheren Tätigkeit als Flugzeugführer und Konstrukteur die Leitung des Baues zu übernehmen vermochte. Techniker Rollke von der Werft führte nach seinen Angaben die Konstruktion durch. Gegen Ende Oktober war die schier unmöglich scheinende Arbeit geleistet; zum Aufstieg aber sollte der Doppeldecker nicht mehr kommen.

Trotz heißen Bemühens und raffinierter Durchbildung der Mittel, soweit wir dazu imstande waren, vermochten wir mit unserer Flugzeugabwehr keinen Erfolg zu erzielen. Das Ziel war für die geringe Fluggeschwindigkeit der österreichischen Kanonen und die immerhin nur primitive Lafettenkonstruktion zu schnell. Den 15 cm von Huitschuenhuk aber wußten die Flugzeuge weise auszuweichen. Es zeigte sich dabei, wie ungemein schwer es ist, geschickt geführte Flugzeuge herunterzuholen. Schrapnell- oder Gewehrkugeltreffer in die Tragflächen haben fast niemals die gewünschte Wirkung. Selbst Einzeltreffer in den Motor zwingen noch nicht unbedingt zum Landen. Um das zu bewirken oder das Flugzeug zum Stürzen zu bringen, müssen die Steuerorgane, die Propeller oder der Führer getroffen werden.

Aber auch die Bombenwürfe des Gegners richteten kaum nennbaren Schaden an. Einige Chinesen wurden getötet oder verletzt, in den meisten Fällen infolge eigener Unachtsamkeit. Einmal traf ein unglückliches, durchs Fenster eindringendes Sprengstück auch einen Europäer im gedeckten Schuppen. Die Schiffe, gegen die sich im September vorwiegend die Angriffe richteten, blieben unverletzt. Zum Schutz hatte man die Decks mit Eisenplatten und Sandsäcken gepanzert. Auch unser Flug-

zeugschuppen war ein beliebtes Ziel. Hier hatte aber Plüschow vorgesorgt, um jede Zufallsverletzung unserer wertvollen Taube nach Möglichkeit auszuschließen. Außer dem freistehenden, gut sichtbaren Hauptschuppen war weit davon entfernt auf der gegenüberliegenden Platzseite, an einen Hügel gelehnt, versteckt, und auch gegen das Feuer der Schiffsgeschütze gedeckt, ein zweiter Stall gebaut worden. Hier weilte unsere Taube in der Gefahrzeit, während vor den weitgeöffneten Toren des Hauptschuppens als wirksamer Köder eine von Plüschow angefertigte Attrappe die Aufmerksamkeit des Gegners auf sich zog.

7. Kapitel.

Die Kämpfe im Vorgelände.

Der langsame Anmarsch der Japaner und ihre vorsichtige, allen Überraschungen und handstreichartigen Unternehmungen fremde, pedantisch methodische Art in dem Verhalten des Blockadegeschwaders brachte uns nicht nur wertvollen Zeitgewinn, sondern, was noch wichtiger war, unseren leitenden Männern und den Truppen ein hohes Maß von Zuversicht.

Es war nun Mitte September.

In unermüdlicher Arbeit, den ungünstigen Wetterverhältnissen trotzend, hatte der Artillerieoffizier vom Platz, Fregattenkapitän Boethke, mit seinem Personal, vor allem dem nie erlahmenden Feuerwerksoberleutnant Ruge und Baurat Langenbach, die Fundamente für die zahlreichen neuen Geschützaufstellungen nahezu fertiggestellt. Eine zeitraubende, undankbare Arbeit, deren Brauchbarkeit, da praktische Erfahrungen nicht vorlagen, keineswegs von allen Seiten im voraus anerkannt wurde. Besonderes Kopfzerbrechen hatte die Aufstellung der langen 15 cm der „Kaiserin Elisabeth" mit ihrer schweren Lafettierung und den 50 mm starken Panzerschilden gemacht. Zur Verankerung waren hier Betonklötze von 4 × 5 m Stärke benutzt, die man durch Eisenanker mit mehrfachen Lagen dicker Holzbalken verbunden hatte. Über den Holzbalken waren schließlich, um jedes Ziehen und Springen der Geschütze zu verhindern, Eisenbahnschienen einbetoniert. Diese Methode der Aufstellung bewährte sich später ausgezeichnet. Geringere Sorgen machten die 8,8 cm. Hier genügte eine mehrfache Balkenlage mit Schienenabdeckung und Betonkranz zur Verbindung mit dem Boden.

Im Vorgelände war die letzte Hand an den Ausbau der beiden Verteidigungsstellungen gelegt. Aus den ursprünglich nur als flüchtige Anlagen gedachten Schützengräben waren starke Feldstellungen geworden mit Drahtverhauen, vorgelagerten Minenfeldern, Scheinstellungen. Besonders gut hatte man die Tsangkouer Höhen ausgebaut. Links der Spitzberg trug Einschnitte für die Feldbatterie, rechts die Höhen waren mit Schützenstellungen für die Infanterie des Detachements Kleemann versehen.

Die Tsangkouer Stellung hatte ohne Zweifel einiges Anrecht auf diese Bevorzugung. Wie schon früher erwähnt, boten einem von Norden eindringenden Gegner die westlichen Anmarschstraßen, die zum Teil von diesen Höhen beherrscht wurden, die bequemsten Annäherungswege. Wenn man sich aber die riesige Frontausdehnung dieser ersten Verteidigungsstellung ansah, die sich von Tsangkou über Schangwang pu tschuang am Tung liu schui, weiter über Hsiaho-Kouyai nach der Schatsykoubucht ausdehnte, 18 km umfassend, und sich klar machte, daß nicht mehr als fünf Kompanien mit etwas Artillerie für diese Front verfügbar waren, so mußten doch Zweifel kommen, ob die Aufgabe nicht zu hoch gesteckt sei.

Weit bessere Chancen eines dem Gegner fühlbaren Widerstandes bot ohne Zweifel die kaum halb so ausgedehnte zweite Linie an den Kuschan-Walderseehöhen. Mit Recht wurde diese Linie daher auch besonders stark mit Artillerie ausgestattet. Vom rechten Flügel beginnend, hatte man auf Höhe 60 bei Tamaitau zwei 9 cm unweit des Strandes unter Leutnant a. D. Trendel, zwei 12 cm unter Feuerwerksleutnant a. D. Mobbe bei den Walderseehöhen in ausgezeichneter, das Tschangtsun- und Litsuntal beherrschender Stellung postiert; bei Koutsy an der Litsunstraße und südlich Schuitschinkou an der Tsangkoustraße waren je zwei 12 cm unter Oberleutnant zur See Schulz und Leutnant d. Res. Lüycken, schließlich auf dem Kuschan zwei 9 cm unter Oberleutnant zur See Strachler aufgestellt worden. Bis zu dieser zweiten Verteidigungslinie konnte man auch auf Mitwirkung der drei schweren Feldhaubitzen rechnen.

In der zweiten Septemberhälfte kam man außerdem noch auf die Idee, auf den Prinz-Heinrich-Bergen einen Beobachtungsstand einzurichten, der, die Festung über die Vorgänge hinter der Kuschan-Waldersee-

linie durch Signale auf dem laufenden haltend, möglichst lange nach der Einschließung noch bestehen sollte. Auch hier kam wieder das Bestreben zum Ausdruck, den gefürchteten Schleier der Kuschan-Walderseelinie auf irgend eine Weise zu durchbrechen.

Die Idee, auf gleicher Linie mit dem Gegner, beinahe in dessen Rücken, einen Beobachtungsposten halten zu wollen, hatte ohne Zweifel etwas Phantastisches an sich. Nüchterne Begründung gab ihr lediglich das schwierige, beinahe unzugängliche Gelände. Die Karte läßt deutlich in dem Bergmassiv der Prinz-Heinrich-Berge vier schroffe, steile Erhebungen erkennen, im Südwesten die Höhe 273, durch tiefen Sattel von ihr getrennt die Höhe 380, dann folgend die Höhen 247 und 346. Was nicht aus der Karte ersichtlich ist, sind die jähen, gen Himmel strebenden Zacken, die diese Höhen krönen. Nach Norden fällt das Massiv so steil ab, daß es von hier aus kaum zu ersteigen ist. Von der Wasserseite führt über das Märkerhaus und den Tempel Fouschanmiau ein Pfad auf die Höhen 380, 247, 346, während die Höhe 273 von der Südwestseite aus auf auch für Artillerie befahrbarem Wege erreichbar ist. Zwischen den Graten sind tiefe Einschnitte, in die sich kleinere Trupps, gut gegen Sicht von Land und See gedeckt, festsetzen können. Der Aufstieg zu diesen Graten ist mühsam und läßt sich von oben vorzüglich unter Feuer halten.

Kurz, dies Bergmassiv forderte durch seine natürliche Stärke geradezu heraus, sich darin festzusetzen, nicht mit der Absicht, von dort aus zu kämpfen — denn eine Kampftruppe mußte unweigerlich abgeschnitten und schließlich von überlegenen Kräften bezwungen werden —, sondern, solange es gehen wollte, möglichst geräuschlos zu beobachten. Zur Übermittlung der Beobachtungen an die Festung konnte man zunächst das Telephon über das Märkerhaus und, sobald dieses unbenutzbar, Winkflaggen und den Heliographen gebrauchen. Als die japanischen Vortruppen in das Schutzgebiet eindrangen, also in der zweiten Septemberhälfte, war dieser von uns Adlernest getaufte Beobachtungsstand nahezu fertig ausgerüstet. Oberleutnant Grabow und Leutnant d. Res. Böseler herrschten hier mit etwa 60 Unteroffizieren und Mannschaften.

In unserer Truppenaufstellung im Vorgelände hatten sich inzwischen

einige Verschiebungen vollzogen, nachdem beinahe zur Gewißheit geworden, daß der Feind innerhalb des Schutzgebiets nicht landen, sondern auf den nördlichen Zugangsstraßen eindringen werde. Eine allgemeine Orientierung nach Norden und Verteilung in der ersten Bereitschaftsstellung hatte stattgefunden.

Bei Schatsykou auf dem rechten Flügel stand das etwa 60 Mann starke Detachement Trendelburg, bei Kouyai an der Marschpaßstraße das verstärkte Detachement Anders, dem die Verteidigung des rechten Flügels oblag. Es setzte sich aus der Kompanie Graf Hertzberg, den vier Geschützen der Reserve-Feldbatterie unter Oberleutnant Graenzer, einem Zug Maschinengewehre und einigen Reitern zusammen. In loser Verbindung mit ihm, und jedenfalls diesem Abschnitt noch zugehörig, stand die bei Hsiaho an der Litsunstraße postierte Kompanie Perschmann. Die Überwachung des Kletterpasses war dieser Kompanie hauptsächlich zugewiesen.

Den linken Flügel befehligte Oberstleutnant Kuhlo von Litsun aus mit der Kompanie v. Strantz bei Lotschuentschien in dem Tal zwischen Tung liu schui und Lau hou shan. Bei den Tsangkouer Höhen stand Major Kleemann mit der Kompanie Schaumburg, der berittenen Kompanie, einem Maschinengewehrzug unter Oberleutnant v. Schlick und der Marine-Feldbatterie unter Hauptmann Stecher. Unweit des Dorfes Schykou rechts der Tsangkouer Höhen hatte ein Maschinengewehrzug unter Leutnant d. Res. Merk Aufstellung genommen.

Die Grenze wurde an den Haupteinbruchsstellen von den Reitern der 5. Kompanie bewacht. Stärkere Infanteriepostierungen standen unter Leutnant d. Res. Below im Mecklenburghaus am Herzogin-Elisabeth-Tal und am Marschpaß im Irenetal an der Yang-tschia-tsun-Pagode unter Vizefeldwebel Rammling.

Die Stellungen waren telephonisch untereinander und mit den Abschnittskommandeuren in Litsun und Kouyai und diese untereinander verbunden.

Für ihre sehr wichtige Flügelaktion hatten sich die Schiffe das Tsangkouer Tief ausgebojt und Signalposten bei Tsangkou und auf dem Kuschan postiert.

Am 17. September herrschte in den Grenzorten Liuting, Wali, Tsimo

reges Leben. In beträchtlicher Zahl standen japanische Vortruppen überall zum Einbruch in das Schutzgebiet bereit. In Schatsykou hatte die Aktivität der japanischen Schiffe zugenommen. Nicht mehr die Zerstörer allein erledigten in den Vormittagsstunden ihre Schießübungen gegen das Lager, auch die größeren Schiffe beteiligten sich daran. Trotzdem die Baracken durch eine Anhöhe nach See zu teilweise verdeckt waren, trafen einige Granaten in den Pferdestall und den Garten. Das Lager mußte geräumt und in eine Ravine verlegt werden. An diesen Schießereien versäumten die Landbatterien natürlich nicht, sich zu beteiligen mit dem Erfolg, daß die Zerstörer sich wohl hüteten, in den 4000-m-Bereich der alten Schatsykou-Kanonen zu kommen. Am 18. nahm die Beschießung einen besonders heftigen Charakter an. Gleichzeitig konnte man deutlich beobachten, wie eine ganze Flotte von Transportdampfern unter Bedeckung von Torpedobootszerstörern und kleinen Kreuzern in die Lauschanbucht bei Wangkotschwang einlief. Es war klar, daß das Blockadegeschwader diese Demonstration gegen Schatsykou unternommen hatte, um die Aufmerksamkeit von dem Landungsversuch in der Nachbarbucht abzulenken.

Unter dem Feuer der Schiffsgeschütze ging die Landung in der Lauschanbucht außerhalb des Schutzgebiets ohne Störung von statten. Unsere schwachen, in der Ebene vor dem Lauschan stehenden Patrouillen mußten, um nicht Gefahr zu laufen, von überlegenen Kräften abgeschnitten zu werden, bald das Feld räumen und sich in das Gebirge auf den Hotungpaß zurückziehen. —

Die Lauschanbucht bei Wangkotschwang wurde nun zur Hauptbasis für alle weiteren Unternehmungen des Gegners. Hier faßte die dritte Kolonne Fuß, die über das Gebirge von Nordosten in das Schutzgebiet eindringen sollte. Und hier wurde in den nächsten Wochen der Landungsplatz für den Nachschub von Truppen, Proviant, Geschützen und Munition hergerichtet. Naturgemäß waren umfangreiche Bauten dazu erforderlich. Zwei solide, mit Kränen ausgestattete Piers trieb man bis ins tiefe Wasser. Eine Feldeisenbahn nahm hier ihren Ausgangspunkt, um über Tsimo, Liuting, zwischen dem Lau hou schan und Tung liu schui, der Straße folgend, und gegen das Feuer unserer Schiffsgeschütze gedeckt, allmählich nach der Besetzung des Vorgeländes bis nach Litsun

und weiter über Tunglitsun nach der Schatsykoubucht geführt zu werden, die später als Nebenbasis benutzt wurde. Zweige dieser Bahn verbanden nach der Einschließung Litsun mit den einzelnen Artilleriestellungen des Gegners. —

Gleich nach der Ausschiffung drangen die japanischen Truppen noch am 18. September bis auf den Gebirgskamm vor. In überlegener Zahl, und mit Gebirgsartillerie ausgestattet, vermochten sie sich leicht in den Besitz des Hotungpasses zu setzen. Auch das Mecklenburghaus wurde am nächsten Tage nach schwerem Ansturm genommen. Der Zug unter Leutnant Below hatte sich hier verschanzt und leistete bis zum äußersten Widerstand. Dreimal stürmte der Feind gegen unsere kleine Abteilung an, ohne sie aus der Stellung werfen zu können. Erst als die Gefahr einer völligen Umzingelung entstand, entschloß sich der mutige Führer, die Stellung zu räumen. Das Haus wurde in Brand gesteckt, und im Herzogin-Elisabeth-Tal zog sich die tapfere Schar auf die Kompanie Hertzberg zurück, nicht ohne vorher den einzigen für Fahrzeuge benutzbaren Übergang über das Tal, die steinerne Cecilienbrücke, gründlich zu zerstören.

Nun waren die japanischen Vortruppen Herren des nordöstlichen Lauschangebirges. Im Westen und Norden hatten die feindlichen Truppen den Peischaho noch nicht überschritten, unsere Grenzwachen standen aber in ständiger Fühlung mit dem Gegner. Offenbar war das Gros der beiden von Norden kommenden Kolonnen noch nicht heran.

Am 18. fand ein Gefecht zwischen einer stärkeren japanischen Kavalleriepatrouille und einem Zug Reiter statt, der von Leutnant d. Res. im 3. Gardeulanenregiment Frhr. Riedesel zu Eisenbach geführt wurde. Die Gegner platzten bei Liuting-Wali im Peischahobett an der westlichen Einbruchstelle aufeinander. Das Feuergefecht spielte sich in dem seichten, jeder Deckung baren Flußbett ab und brachte dem Feind so erhebliche Verluste, daß er den Platz räumen mußte. Hier wie auch bei dem Gefecht am Mecklenburghaus, wo unsere Truppen zum ersten Male mit den Japanern die Waffen kreuzten, waren die Schießleistungen der feindlichen Infanterie minderwertig.

Leider brachte uns das Gefecht bei Liuting den ersten schmerzlichen Verlust. Leutnant Riedesel, der junge Diplomat aus Peking, erhielt einen

Beinschuß und verblutete, ohne daß es dem nächsten seiner Reiter möglich wurde, ihm Hilfe zu bringen. Mit allen militärischen Ehren trug man ihn auf dem Garnisonfriedhof in Tsingtau zu Grabe. Der erste Verlust macht in so kleinen Verhältnissen, wo alles sich persönlich kennt und miteinander vertraut ist, immer nachdenklich und drückt die Stimmung herab. Leutnant Riedesel, dieser sonnige, frische Offizier, aber wurde von allen, die ihn näher kannten, besonders schmerzlich vermißt.

Wenn die Japaner auch im Westen die Peischaholinie zunächst nicht überschritten, so mußten unsere Reiter doch überall der sich von Tag zu Tag mehrenden Übermacht weichen und hinter den Fluß zurück. An einer Stelle trat dieser Rückzug so plötzlich ein, daß der Grenzposten seine Wachtmäntel mitzunehmen vergessen hatte. Der Gefreite Zanzinger wurde abgeschickt, um sie zu holen. Ohne Besinnen reitet der unerschrockene Mann in das alte Lager nördlich des Flusses zurück und hat die verlorenen Stücke auch schon glücklich seinem Pony aufgeladen, als eine starke feindliche Patrouille unter Führung eines Offiziers ihn umringt und ihm bedeutet, abzusteigen und sich zu ergeben. Lachend ruft Zanzinger den gelben Zwergen ein paar kerndeutsche Worte zu, die in schickliches Deutsch übersetzt, etwa lauteten: „Blast mir den Hobel aus, erst müßt ihr mich haben." Sagt's, gibt seinem Gaul die Sporen und jagt auf den Fluß zu. Hinter ihm sausen die blauen Bohnen der Japaner. Das Unglück will's, daß er beim Durchreiten des Flusses zu langsamem Tempo gezwungen wird. Eine Kugel reißt ihm zwei Fingerglieder der Zügelhand fort, eine zweite geht ihm durchs Gesäß und eine dritte durch die rechte Schulter. Das aber kümmert Zanzinger wenig. Er streift sich die Zügel über die linke Faust und jagt weiter, die Japaner bald aus dem Gesicht verlierend, den Kletterpaßweg entlang nach Kouyai, um hier zu melden, daß er den Auftrag ausgeführt habe. Als ihn der Detachementsführer zu seiner braven Tat beglückwünscht, hat Zanzinger nur die trockene Antwort: „Ach, die Kerle können ja nicht schießen." — Am nächsten Tage wurde der Gefreite Zanzinger zum Unteroffizier befördert.

Die im Gebirge festsitzende Kolonne schob ihre Vortruppen bald auch durch das Felsental nach dem Marschpaß vor. Hier wußte der Vizefeldwebel Rammling bei der Yang-tschia-tsun-Pagode seinen Posten

längere Zeit gegen erhebliche Übermacht zu halten. Und als er sich schließlich unter fortgesetztem Fechten auf den Marschpaß nach Hengtau und Kouyai zurückzuziehen genötigt sah, verstand er durch geschickte Führung dem Feinde Verluste beizubringen, ohne selbst einen Mann zu verlieren. —

Unter den eigentümlichen Verhältnissen dieser Kriegsaktion spielte das Spionen- und Verkleidungswesen eine besondere Rolle. Man vergegenwärtige sich: Das Kriegsgebiet war angefüllt mit einer Bevölkerung, die nicht unseres Blutes war, indifferent von Natur, in ihren Interessen zwar stark mit der Schutzgebietsverwaltung verkettet, aber doch ganz Opportunitätsmenschen, die den Japaner zwar nicht liebten, ihn aber doch als den neuen Herrn ansahen; die die Dankbarkeit nicht kannten, wohl aber einen ausgesprochenen Sinn für materiellen Gewinn hatten. Unter solchem Volk mußten sich Helfershelfer leicht finden lassen, zumal wenn die Werbung den Druck der Gewalt nicht fehlen ließ. Die japanischen Soldaten haben nach der Einschließung die Chinesen nicht nur des Schutzgebiets, sondern auch der Provinz Schantung oft, wie uns berichtet wurde, grausam behandelt, sie beraubt, ihre Weiber genotzüchtigt und die Männer mißhandelt. Und trotz oder gerade wegen dieser Herrenallüren fanden sie bei den friedlichen Chinesen die gewünschte Unterstützung, sobald ihnen darum zu tun war. Das schließt natürlich nicht aus, daß auch unsere Agenten gut bedient wurden, sobald der Dollar rollte, wiewohl in einzelnen Dörfern, die besonders stark unter japanischer Fuchtel standen, die deutsche Schutzgebietsverwaltung in effigie verbrannt und unsere Agenten beinahe gesteinigt wurden.

So war hüben wie drüben der chinesische Spion und Führer zu finden. Die Japaner hatten aber den Vorteil, daß sie sich nur einen Zopf anzustecken und einen Tschang überzuziehen brauchten, um sich selbst als harmlose chinesische Kulis in unsere Reihen einschmuggeln zu können. Wir konnten, wie dem Leser bekannt ist, bei unseren Befestigungsarbeiten diese chinesischen Kulis nicht entbehren. Bis zum Schluß haben sie die Hauptarbeitskräfte gestellt. Um zu verhindern, daß sich Japaner mit einschlichen, wurden von Zeit zu Zeit Körperuntersuchungen vorgenommen, gewissermaßen Stichproben. Zwei Hauptunterscheidungsmerkmale waren, abgesehen von der Perücke, meist untrügliche Zeichen: der abstehende große

Zeh des Japaners, den der Chinese, weil er andere Fußbekleidung trägt, nicht hat, und der lange Oberkörper, zusammen mit auffallend kurzen Beinen. Die Untersuchungen waren meist ergebnislos. Daß aber durch die Verwendung chinesischer Arbeitskräfte viele Einzelheiten, z. B. die Lage von Minenfeldern verraten sind, hat sich gleich nach dem Einbruch der Japaner schon vor Tsangkou gezeigt. Ebenso ist das vorzügliche Orientiertsein der japanischen Truppen in dem schwierigen Schutzgebietsgelände lediglich auf gute chinesische Führung zurückzuführen. —

Doch zurück zu unseren Kämpfen im Vorgelände.

Die im Gebirge stehenden Vortruppen der Japaner hatten sich allmählich bis zum Kletterpaß ausgedehnt und die Hanhosenke besetzt. Das Gebirge ist hier besonders zerklüftet. Zwischen steilen Felswänden zieht sich der Kletterpaß als tiefer Einschnitt entlang. Von Kouyai, dem Lager des Detachement Anders, sah man deutlich mit bloßem Auge die feindlichen Vorposten auf dem Hange stehen.

Teils um der eigenen Truppe unter günstigen Verhältnissen Gelegenheit zu geben, sich mit dem Gegner zu messen, teils um den Feind unsere Waffen kennen zu lehren, wurde für den 23. September ein Vorstoß des Detachement Anders gegen den Kletterpaß beschlossen.

Um 10 Uhr vormittags schob sich die Kompanie Perschmann an der westlichen Seite des Passes, die Kompanie Graf Hertzberg an der östlichen gegen die Höhen 409 und 240 vor. Im Rücken hatte etwa auf Höhe 182,5 Oberleutnant Gränzer mit seiner Reservebatterie Stellung genommen, an einem dem Gegner verborgenen Hang. Oberleutnant Dobenecker führte die Spitze der Kompanie Hertzberg und befand sich mit dem Maschinengewehrzug Rogalla am weitesten vorn. Die Japaner, etwa 50—60 Mann stark, hatten in ausgearbeiteten Schützenstellungen die Hänge voraus und an der Seite besetzt. Sie glaubten zunächst offenbar an keine ernste Unternehmung.

Die deutsche Spitze erhält Feuer. Kaum wirbeln aber die heranzischenden Geschosse die kleinen Steine zu ihren Füßen auf, als die deutschen Spitzenmannschaften auch schon hinter den nächsten Felsblöcken verschwunden sind. Und wie sie ist der Heerwurm im Tale hinter den nächsten Bergvorsprüngen verschwunden. Ein tückisches Maschinengewehr- und Gewehrfeuer sendet aus unsichtbaren Falten und Gesteinvorsprüngen

seine Kugeln gegen den vom Feinde besetzten Hang, nicht ohne Wirkung. Wohl zehn Minuten lang wird hin und her geschossen. Immer weiter arbeiten sich die einzelnen deutschen Infanteriegruppen unter dem Schutze überhängenden Gesteins den steilen Hang hinauf. Links klimmt Oberleutnant Rothenberg mit der Spitze der Kompanie Perschmann in unverdrossener Kletterarbeit vorwärts. Rechts schiebt sich die Kompanie Hertzberg hinauf. Da platzen dicht vor den Spitzentruppen die ersten Schrapnells der Batterie Gränzer. Und — ist's Zufall, ist's Routine — mitten in die feindliche Hangmannschaft, in die Zelte, die Bagage speien die Geschosse ihre Kugeln. Dieses Zusammenwirken und Zusammenklingen von Infanterie und Artillerie ist zu viel für die Nerven der Japaner. In wilder Flucht springen sie aus ihren Stellungen auf, keine Rücksicht mehr auf Deckung. Und mit drei Hurras haben unsere ersten Gruppen den Kamm genommen. Inzwischen ist ein Halbzug der Kompanie Graf Hertzberg unter Vizefeldwebel Ornth, den Major Anders als Reserve zurückbehalten hat, unter Umgehung des linken feindlichen Flügels auf den Kamm gelangt und hat sich hier in einem Feuergefecht mit dem Gegner festgebissen. Nachdem der Feind den Paß heruntergeworfen, die erbeutete Bagage und das Zelt in Besitz genommen sind, zieht sich das Detachement um 1 Uhr in seine alte Vorpostenstellung bei Kouyai zurück. Nur Ornth mit seinem Halbzug vermag sich so schnell nicht zu lösen. Bis zur Dunkelheit hat er auf dem linken feindlichen Flügel das Gefecht noch weiter geführt, den Gegner in dem Glauben lassend, als sei die ganze eine Hälfte des Kletterpasses noch von unseren Truppen besetzt.

Dieser so günstig für uns verlaufene Vorstoß — wir hatten keine, der Gegner sicher einige Verluste — zog dem weiteren Vordringen der japanischen Vortruppen im Gebirge eine Grenze, bis am 26. die Ankunft der Haupttruppen der beiden von Norden anmarschierenden Kolonnen das Signal zum allgemeinen Vormarsch gab.

Am 26. vormittags drangen die Japaner in erdrückender Stärke über den Peischaho und besetzten die Dörfer links der Tsangkouer Straße zwischen Lau hou schan und Tung liu schui dicht vor unseren Stellungen. Vom Detachement Kleemann wurde die Stärke des Feindes, vor den Tsangkouer Höhen allein, auf neun Kompanien, sechs Maschinengewehre

und einige Batterien festgestellt. In ähnlicher Stärke hatte sich der Feind vor der Stellung Strantz bei Lot schuen tschien eingenistet.

Bis gegen 4 Uhr nachmittags blieb alles ruhig. Dann begann gegen den Paß zwischen Lau hou schan und Tung liu schui allmählich eine umfassende Vorwärtsbewegung. Der Gegner schien über unsere Stellungen und ihre Stärke gut unterrichtet. Aus der Art, wie er zuerst die schwach besetzte Stellung Strantz annahm, ging hervor, daß er sie leicht zu umgehen hoffte. Ihre größte Stärke waren die beiden steilen Bergrücken rechts und links. Schon hier aber zeigte sich, wie in der Folgezeit noch häufig, daß dem Japaner nicht in dem Maße wie uns Berge Hindernisse bedeuteten. Der japanische Infanterist klettert mit einer Schnelligkeit und Beweglichkeit über das zerklüftete Gelände hinweg, die unsere Infanterie ihm nicht nachmacht. Mit Einbruch der Dunkelheit erhielt der linke Flügel der Kompanie Strantz von hinten Feuer. Ihr Führer, der sich auf dem rechten Flügel befand, glaubte die Meldung zunächst cum grano salis nehmen zu müssen. Vielleicht, ja wahrscheinlich eine vorbeigeschlichene feindliche Patrouille, nicht mehr. Er ließ stärker nach der Richtung, wo das Feuer herkam, sichern, glaubte sich aber bald davon überzeugen zu müssen, daß in der Tat bereits größere feindliche Truppenkörper in seinem Rücken standen.

Nunmehr schien ihm seine Stellung nicht länger haltbar. Nachdem er die Oberleitung in Litsun und das Detachement Kleemann benachrichtigt hat, daß er umgangen werde, zieht er sich zurück.

Detachement Kleemann hatte im Laufe des Nachmittags für seine Geschütze auf dem linken Flügel und später auch die Maschinengewehrabteilung auf dem rechten Flügel unter Oberleutnant von Schlick lohnende Ziele gehabt. Unter ihrem Feuer mußte der Gegner sich in den Dörfern links der Tsangkoustraße versammeln und vor der deutschen Stellung entwickeln. Seit 4 Uhr feuerte die feindliche Artillerie hauptsächlich gegen unsere Artillerièscheinstellungen und ohne Erfolg.

Die Nacht brach an.

Erdrückend schien die Übermacht des Feindes. Wenn dieser trotzdem es nicht wagte, die Tsankouer Höhen einfach zu überrennen, so mußte er wohl über ihren Ausbau gut unterrichtet sein. Und in der Tat verriet die Art des japanischen Vorgehens guten Späherdienst. Drahthinder-

nisse und Wolfsgruben wurden ängstlich vermieden, und in den Minenfeldern bemerkten unsere Truppen plötzlich weiß gekalkte Steine an den Orten, wo Minen gelegt waren. Kein Zweifel, die zur Arbeit verwandten Chinesen dienten dem Feind als Führer.

Gegen 10 Uhr abends erhält Kleemann von Strantz die Nachricht, der Feind sei am Lau hou schan durchgebrochen, die Kompanie befinde sich auf dem Rückzug.

Das ist eine üble Botschaft. Was tun? Mit stärkeren feindlichen Abteilungen im Rücken ist auch die so-schön vorbereitete Tsangkouer Stellung nicht zu halten. Schweren Herzens entschließt sich nun auch Kleemann seine Position aufzugeben. Da greift der Führer von Litsun aus ein und weist das Detachement an, eine rückwärts am Tsangkouer Bahnhof liegende zweite Stellung zu beziehen, und Strantz, südlich Schang wang pu tschuan zu halten. Nur für Stunden, denn ein ernster Widerstand angesichts eines weit überlegenen Gegners ist hier nicht möglich. Mit Morgengrauen rückt das Detachement und die Kompanie nach Litsun ein, um die zweite vorbereitete Stellung südlich des Flusses zu besetzen.

Leutnant der Reserve Merk, der mit zwei Maschinengewehren und einem Infanteriezug unter Feldwebel Rüdger auf einer Höhe unweit Schykou postiert war, hatte die Nachricht vom Abzug des Detachements nicht erhalten. Er beobachtete in dem grellen Scheinwerferlicht, das „Jaguar" vom Tsangkouer Tief dann und wann über die feindlichen Schützengräben wirft, wie die Japaner sich im Laufe der Nacht bis dicht an die Tsangkouer Stellung herangearbeitet haben, gewinnt auch selbst Fühlung mit den ersten feindlichen Vortruppen. Immer rätselhafter wird ihm unsere Schweigsamkeit in der Tsangkouer Stellung. Da ertönt plötzlich ein wildes Banzaigeschrei, der Feind stürmt die Stellung, um — sie geräumt zu finden. Das Fehlen jeglicher Gegenwehr läßt Merk das nur zu deutlich erkennen.

Von seinem Gros abgeschnitten, den Feind in Front und vielleicht auch schon im Rücken, befindet sich der Maschinengewehrzug wirklich nicht in beneidenswerter Lage. Schnell abbauen, vielleicht gelingt's noch durchzuschlüpfen. Schon sind die Maschinengewehre auf die Tragtiere gepackt, da erhält er aus nächster Nähe, auf 4—500 m Entfernung,

Feuer. Der Morgen dämmert. Merk erkennt eine im Vorgehen begriffene feindliche Schützenlinie vor sich, läßt die Maschinengewehre in aller Hast nochmals feuerbereit machen und schießt, was die Gewehre hergeben, in die lohnenden Ziele. Immer näher kommt sprungweise in weit auseinander gezogenen Gruppen der Feind. Da geht eine Mine nahe seiner Stellung los. Ganz haben die Japaner doch nicht unsere Minenfelder zu meiden gewußt. Unter dem Eindruck der Bestürzung und Verwirrung und wohl gedeckt durch das Feuer des Zuges Rüdger werden die Maschinengewehre schleunigst wieder abgebaut. Und fort geht's in fluchtartiger Geschwindigkeit auf Litsun zu, links die Maschinengewehre, rechts nach der Tsangkouer Straße zu sichernd der Zug Rüdger. Werden sie noch vor dem Feind Litsun erreichen?

Nur einen Augenblick dämmert die Hoffnung durchs Gehirn. Die Straßen vor ihm sind bereits mit feindlicher Kavallerie und Infanterie besetzt, die ebenfalls nach Litsun streben. Ein letzter Versuch, unter Vermeidung der Wege und vor allem des Dorfes, über die Flußmündung zu setzen, wird gemacht — und gelingt. Die Mündung ist zwar unpassierbar, aber Merk trifft durch Zufall gegenüber dem Wasserwerk eine Furt, die er durchwatet, und Rüdger gelangt mit seinem Zuge über die Eisenbahnbrücke und schließt sich in Schuitschingkou wieder seinem Detachement an. Merk begibt sich zu seiner auf den Höhen südlich Honan postierten Maschinengewehrabteilung. Hier ist am Vormittag des 27. das Zentrum der deutschen Stellung.

Oberstleutnant Kuhlo, der beim Morgengrauen das Wasserwerk von Litsun hatte zerstören und das Bezirksamt in Brand stecken lassen, gab in den ersten Morgenstunden Befehl zum Rückzug aus Litsun. Der Zug des Oberleutnant Gaul hatte ihn zu decken. Er hat dabei namentlich auf den Höhen von Honan beträchtliche Verluste.

Etwa um 8 Uhr vormittags des 27. sind die deutschen Truppen des linken Flügels und Zentrums folgendermaßen postiert: Vorlich Schuitschingkou das Detachement Kleemann mit der Batterie Stecher. Auf den Höhen rechts und links von Honan der Zug Gaul, die Kompanie Strantz, die Maschinengewehrabteilung Schlick und zwei Feldgeschütze unter Leutnant Martin. Als Merk, der bereits verloren Geglaubte, plötzlich dicht vor den Japanern mit seinen Maschinengewehren auf-

taucht, ruft ihm Kuhlo ganz gerührt zu: „Ich könnte Sie küssen, Merk. Wie haben Sie das fertig gebracht? Wir alle zählten Sie bereits zu den Toten." —

Was ist nun inzwischen auf dem rechten Flügel geschehen? Als hier das Detachement Anders und die Kompanie Perschmann die verhängnisvolle Nachricht vom Durchbruch bei Tsangkou erhielten, waren auch ihre Stellungen nicht länger mehr zu halten. Noch in der Nacht wurde abgebaut und nach Litsun aufgebrochen. Nachts in der Nähe des Dorfes biwakierend, zogen sich die Truppen mit Morgengrauen langsam über die Litsuner Höhen nach dem Tschangtsunfluß zurück.

Die dritte feindliche Kolonne hatte zwar aus dem Lauschangebirge in der Nacht vom 26. zum 27. noch keinen merkbaren Druck nach Westen ausgeübt, aber das Detachement Trendelburg in Schatsykou mit so überlegenen Kräften angegriffen, daß es den Rückzug auf den Straßen nach Westen nicht mehr antreten konnte. Nach Zerstörung der Artillerie und Sprengung der Gebäude führte Trendelburg seine kleine Schar den einzigen noch benutzbaren, unwegsamen Pfad über den Kaiserstuhl nach Schantungtou, sich mit dem hier postierten Infanteriezug unter Oberleutnant Kuhr vereinigend.

So stehen am 27. vormittags, dem eigentlichen Beginn des Kampfes im Vorgelände, unsere Truppen südlich des Litsunflusses gruppiert und überall angelehnt an die Bergkette und die Artilleriestellungen der zweiten Verteidigungslinie, der Kuschan-Waldersee-Prinz-Heinrich-Berge.

Als um 9 Uhr vormittags etwa der Gouverneur mit seinem Stabe auf der Höhe 136 eintrifft, dem Standort Oberstleutnants v. Kessinger, ist unser allgemeiner Eindruck der eines immer stärker anschwellenden Artilleriegefechtes auf beiden Seiten. Der Gegner, der neben zahlreicher Feld- und Gebirgsartillerie bald auch schwere Artillerie des sechsten schweren Artillerieregiments in Stellung gebracht hat, versucht mit viel Geschick unsere Artillerie zu zersplittern, niederzuhalten, um seine mindestens zwei Brigaden starken Infanteriemassen auf seinem rechten Flügel über den Litsunfluß, links gegen unseren rechten Flügel umfassend, vorzutreiben. Das Manöver kommt auf der Innenbuchtseite aber bald durch die ausgezeichnete Flankenwirkung unserer Schiffe, der

„Kaiserin Elisabeth“ mit ihren 15 cm, des „Jaguar“ und von „S. 90“ ins Stocken.

Vollgepfropft mit japanischen Truppen aller Waffengattungen ist die Tsangkouer Straße von den Höhen bis zur Mündung des Litsunflusses. Und in diese wallende, sich drängende Menschen- und Tiermasse speien die Schiffe mit guter Zielverteilung ihre Sprenggranaten. Ein ununterbrochenes Aufblitzen der Schüsse stundenlang, ein Donnerrollen, wie wenn viele Gewitter aufeinanderplatzen.

In auffallender Weise beinflussen unsere Schiffe das taktische Vorgehen des Feindes. Der rechte gegnerische Flügel kommt nicht recht zur Entwicklung, um so stärker wird im Laufe des Vormittags der Druck aus dem Gebirge heraus über die Litsuner Höhen und am Tschangtsunfluß entlang auf unseren rechten Flügel.

Ein heißer Kampf, an dem auch unsere Maschinengewehre ruhmreichen Anteil haben, tobt am Litsunfluß im Zentrum unserer Stellung von Tschükotsch bis Tunglitsun. In diesen Flußknick ist der Gegner bereits mit starken Infanteriemassen eingedrungen, ehe ihm unsere Schiffe vom Tsangkouer Tief aus den Zustrom abschnitten. Welle auf Welle sich entwickelnder feindlicher Gruppen wälzt sich aus dem Dorfe Litsun in das Flußtal hinab, aber sie kommen nicht weit. Auf den Honanhöhen sorgen die Geschütze des Leutnant Martin dafür, und die Batterie Stecher hemmt heftig den Übergang bei den Mandarinengräbern. Was bis ins Flußtal dringt, wird von den Maschinengewehren des Oberleutnant v. Schlick wirkungsvoll beschossen. Das geht so, bis die feindliche Artillerie unser längeres Verweilen auf den Honanhöhen unmöglich macht.

Inzwischen sind unsere 12 cm bei Koutsy und auf den Waldersee-höhen auch nicht träge gewesen.

Es war vorauszusehen, daß die Batterie Modde auf den Walderseehöhen als Flügelschutz bei Umfassungsbewegungen gegen unseren rechten Flügel einen schweren Stand haben würde. Ihre Stellung war ausgezeichnet. Außerhalb befahrbarer Straßen, gut gedeckt hinter einem Höhenzug, und auf dem rechten Flügel durch die langgestreckte Kette der Prinz-Heinrich-Berge geschützt, mit großem Bestreichungssektor, der von Schantung tou über das Tal des Tschangtsun, das Dorf

Litsun bis zum Wasserwerk reichte, mußten dieser Batterie wichtige Aufgaben erwachsen. Demgemäß hatte der Kommandeur der Landfront ihr befohlen, bis zum Äußersten auszuharren und nach Zerstörung der Geschütze erst zurückzugehen, wenn die Stellung unhaltbar geworden sei. Die Geschütze mit zurückzunehmen, hätte auch schon ihre mangelhafte Bewegungsfähigkeit in den alten Lafetten verboten.

Um 6 Uhr nachmittags wird am Südwestausgang des Dorfes Tschangtsun feindliche Infanterie, sich in Marschkolonnen längs der Flußufer südwestwärts bewegend, sichtbar und von der Batterie Modde unter lebhaftes Granatfeuer genommen. Der Feind sucht in den naheliegenden Dörfern Deckung und wird hier unter dauerndem Feuer gehalten, eine weitere Vorwärtsbewegung stockt. Unser rechter Flügel Anders hat inzwischen auf seiner Rückwärtsbewegung die Höhe 88, etwa 2 km nordostwärts der Walderseehöhen, erreicht, erhält aber Schrapnellfeuer, das ihn bis zu den Walderseehöhen zurücktreibt. Langsam fühlt sich die gegnerische Batterie bis zu diesen Höhen heran und nimmt nun Batterie Modde und den einzigen zu ihr hinaufführenden Weg nach Kloster Yükuan zuerst unter mäßiges, bald aber unter lebhaftes Schrapnellfeuer. Die unglückliche Reservebatterie unter Oberleutnant Gränzer hat bisher in dem zerklüfteten, nur für Gebirgsartillerie geeigneten Gelände keinen passenden Standort finden können. Am Nachmittag tastet sie sich zur Batterie Modde hinauf, um von hier aus mitzuwirken.

„Wenn ich nur die verfluchte Batterie fände, die uns hier fortgesetzt mit Schrapnells behagelt,“ ruft Modde. „Ach,“ antwortet Gränzer, der ein besonders geübtes Auge hat, „die wollen wir schon finden. Sehen Sie, nach der Längenstreuung muß sie in der Richtung des oberen Tschangtsunflusses auf seinem linken Ufer liegen. Und dort links von Wuschanmiau hinter der Bergfalte sehe ich Rauch aufsteigen in kurzen schnellen Stößen.“

Sofort sind die Geschütze auf die Stelle gerichtet. Zehn Schrapnells finden mit tödlicher Sicherheit den Weg, den ihnen der Meister weist, und nach wenigen Minuten ist das feindliche Feuer zum Schweigen gebracht.

Bald aber wechselt das Bild. 1 km nördlich Schantung tou setzt

sich japanische Infanterie fest, die nun unter lebhaftes Feuer genommen und unter sichtbaren Verlusten zurückgetrieben wird. Hinter den Bergfalten ist der Gegner bald verschwunden. Beobachtungsposten „Adlernest" meldet bei Dunkelwerden: „Der eben beschossene Feind in Stärke eines Bataillons hat 1km Nordost Schantungtou Biwak bezogen."

Was die Geschütze an Granaten hergeben, wird nun in die gemeldete Stelle hineingestreut mit dem Erfolg, daß das Lager nach erneuter Meldung des Beobachtungspostens bald fluchtartig verlassen ist.

Der Zug Kuhr hat in Schantungtou mit diesen ersten vordringenden feindlichen Infanterietruppen des linken Flügels ein Gefecht gehabt, in das in völliger Verkennung seines Zwecks der Beobachtungsposten aus dem Adlernest mit eingegriffen hat. Kuhr muß sich im Laufe des Nachmittags vor dem überlegenen Gegner auf die Festung zurückziehen. Ebenso geht die Batterie Trendel auf Befehl von Höhe 60 bei Tamaitau in die Festung zurück. Das nunmehr völlig isolierte Adlernest wird aber infolge seines Eingreifens Gegenstand besonderer feindlicher Aufmerksamkeit. Nach späteren Berichten hielten die Japaner es für ein Außenfort der Festung. Gegen Abend beginnt, allerdings ohne Wirkung, die feindliche Artillerie mit Schrapnells gegen seine schroffen Spitzen zu feuern. Deutlich kann man beobachten, wie die weißen Rauchflocken höher und höher kriechen. —

Mit bestem Erfolg betätigt sich am Nachmittag dieses denkwürdigen Kampftages auch die 15-cm-Haubitzenbatterie von Koutsy aus gegen feindliche Artilleriestellungen in der Richtung nach Litsun. Und gegen 4 Uhr nachmittags greift die Festungsartillerie in den Kampf ein. Der linke japanische Flügel drängt immer ungestümer vor. Eine Umfassung bei den Walderseehöhen kann nur durch Einsetzen unserer ganzen artilleristischen Kraft vermieden werden.

Das schwer bedrängte Detachement Anders ist inzwischen durch das Detachement Trendelburg und zwei Züge aus den J.-W. verstärkt.

Ein Bild ernster Größe und doch trotz der Leere des Schlachtfeldes von kaleidoskopischer Vielseitigkeit eröffnet sich dem Beschauer. Auf unserer Seite ist ohne Zweifel die artilleristische Überlegenheit. Die japanische Artillerie schießt nicht schlecht und bringt uns Verluste bei, aber sie kann gegen die Geschütze der zweiten Kampflinie, die Schiffs-

geschütze und die Iltisbergbatterie sowie die 21 cm auf dem Bismarckberg nicht aufkommen. Vom Adlernest werden diese Festungsbatterien geleitet — die erste und leider auch die letzte Unterstützung durch diesen so schön gedachten Beobachtungsposten.

Als die Sonne sich neigt, hat der Kampf seinen Höhepunkt erreicht. Ein unaufhörliches Blitzen und Donnern von den Schiffen aus dem Tsangkouer Tief, von den Geschützen unserer Landfront. Das feindliche Artilleriefeuer wird schwächer. Es gelingt, die Höhenzüge der Kuschan=Walderseegruppe zu halten. Warum uns das ermöglicht wurde, ist wohl vielen von uns ein Rätsel geblieben.

Völlig unbeteiligt, als ob sie nur müßige Zuschauer wären, kreuzen die feindlichen Schiffe bei Maitau. Der Eindruck wird uns allen unvergeßlich bleiben. Da kämpfen überlegene feindliche Truppenmassen gegen starke und gut geleitete deutsche Artillerie um jeden Zoll Bodens, um eine völlige Überflügelung unserer rechten Flanke und damit ein Abschneiden deutscher Truppenkörper von der Festung zu erreichen. Der Erfolg winkt, wenn die feindlichen Schiffe unsere Festungsartillerie stumm machen. Warum tun sie es nicht?

Erst später haben wir aus englischen Berichten*) den wahren Grund erfahren: Man wollte am 27. nicht über die Kuschan=Walderseelinie hinaus. So hatte man sich das Programm gesetzt, und die Sitzung der Kommandanten hatte am 27. früh beschlossen, erst am 28. die Schiffe in den Kampf zur Unterstützung der Landtruppen eingreifen zu lassen. Oh, heiliger Bureaukratius! Ob wir wohl bei Lüttich mit einem ähnlichen Schwergewicht der Vorherbestimmung gearbeitet haben?

Die Nacht vom 27. zum 28. verlief ruhig. Die Feldartillerie nebst den 12 cm bei Koutsy und auf Höhe 58,5 war mit den Maschinengewehren in die Festung geschickt, um am nächsten Morgen früh wieder die alten Stellungen zu beziehen. Detachement Kuhlo hielt den linken Flügel von Pauerl bis zum Kuschan besetzt. Detachement Anders nächtigte im Kloster Yükuan bei den Walderseehöhen.

Mit Tagesgrauen entbrennt der Kampf von neuem. Von unserer

*) Amtlicher englischer Bericht über die Tätigkeit von „Triumph" bei der Belagerung von Tsingtau, veröffentlicht in North China Daily News vom 19. Juni 1915.

Seite ein letztes Aufflammen, denn lange können wir die Stellungen nicht mehr halten. Der Gegner setzt seinen gestern eingeleiteten Umfassungsversuch auf unserem rechten Flügel fort, während der Druck auf den äußersten linken Flügel infolge der Anwesenheit unserer Schiffe gleich Null ist.

Als der Morgen die ersten fahlen Schatten wirft, sieht sich die Besatzung des Adlernest von Nordost her völlig umzingelt. Nachts hat sich der Feind in über Bataillonsstärke auf strohgebundenen Sohlen hinaufgeschlichen bis zu dem Absatz, wo der letzte jähe Anstieg beginnt. Die Besatzungen der drei Höhenstellungen sind bald voneinander getrennt. Ein Infanteriekampf unter für unsere Leute auf die Dauer zu ungünstigen Verhältnissen beginnt. Zwar schützen die steilen Grate, zwischen denen unsere Stellungen eingenistet sind, aber die Verteidigung nach allen Seiten gegen so gewandte Kletterer ist für unsere Handvoll Leute nicht lange durchzuführen. Es gibt Verluste auf beiden Seiten, angeblich auf japanischer erhebliche. Dann aber kommt der Augenblick, wo eine Höhe nach der anderen sich ergibt. Nur die südwestlichste ist vom Feind noch nicht völlig abgeschnitten. Sergeant Pauly haust hier mit 8 oder 9 Mann. Er sieht auf den Vorhöhen die weißen Flaggen wehen und hört wohl auch von einem der Offiziere herüberrufen, jeder solle für sich selbst handeln. Schnell und kurz entschlossen, nutzt er den Augenblick, den einzigen, letzten, und zieht sich auf dem freien Pfad über das Märkerhaus mit seinen Leuten nach der Festung zurück.

Zwei Offiziere und etwa 50 Mann wurden von den Japanern im Adlernest gefangen genommen. Oberleutnant Grabow, der älteste Offizier, war am Fuße verwundet.

Inzwischen sind Batterie Modde und die 15-cm-Haubitzbatterie wieder in voller Tätigkeit. In Massen bricht feindliche Infanterie über den Tschangtsun nach Süden vor, die von der Walderseebatterie unter heftiges Feuer genommen wird, während das Detachement Anders sich vor den Höhen ihr entgegen zum Gefecht entwickelt. Bald mischt sich auch die feindliche Artillerie ein; erst tropfenweise, dann in schnell aufeinanderfolgenden Salven krachen die Schrapnells über der Batterie und dem einzigen Zugang zu ihr, dem Weg nach Kloster Yükuan. Noch einmal tobt auf dieser Flanke der Artilleriekampf in ganzer Heftig-

keit. Die Walderseebatterie muß schließlich zeitweise, um schwere Verluste zu vermeiden, das Feuer einstellen. Endlich gelingt es ihrem Batteriekommandeur, die feindliche Batterie, die ihn beschießt, ausfindig zu machen. Noch ein kurzes Hin und Herschießen, dann macht ein unglücklicher Schrapnelltreffer eine ganze Geschützbedienung der deutschen Batterie kampfunfähig; vier Mann werden schwer, einer leicht verwundet. Es ist gegen 8 Uhr vormittags. Die schweren Feldhaubitzen bauen ab, Batterie Schulz geht zurück. Die Walderseebatterie hat ihre ganze Munition — über 300 Schuß — bis auf zwölf Schuß verfeuert. Die feindliche Infanterie rückt immer näher. Will der Batteriekommandeur seine nicht verwundete Mannschaft noch heil in die Festung bringen, so ist jetzt der Augenblick für die Geschützzerstörung gekommen.

Kurze Zeit noch kämpft Detachement Anders bei den Walderseehöhen, um dann nach nicht unerheblichen Verlusten ebenfalls seinen Rückzug anzutreten. Unter den Toten befindet sich Leutnant d. Res. von Fries, ein durch seine Kühnheit als Vorpostenführer besonders ausgezeichneter Offizier, dem auch der Feind seine Hochschätzung nicht versagt, indem er über seinem Grab ein schlichtes, aber ehrenvolles Denkmal errichtet.

Um unseren rechten Flügel gegen den feindlichen Druck zu unterstützen und seinen Rückzug zu ermöglichen, setzt kurz nach 8 Uhr die Festungsartillerie ein. Nur einige Minuten. Denn um 8,45 Uhr greift nun endlich das feindliche Geschwader ein. Durch heftiges, feindliches Schiffsgeschützfeuer werden die Iltis- und Bismarckbergbatterien niedergehalten.

Auf ausgebojtem, von Minengefahr freiem Kurs steuern die vier Linienschiffe „Suwo“, „Iwami“, „Tango“, „Triumph“ jenseits der Insel Maitau außerhalb der Schußweite unserer Batterien und überschütten den ganzen Bergkamm der Iltis-, Bismarck- und Moltkeberge mit einem Hagel 30,5- und 25-cm-Geschosse. — Die erste, nach der gestrigen Untätigkeit der Schiffe, völlig unerwartete Feuertaufe der Festung.

Der Gouverneur hat sich wenige Minuten vor Beginn des Bombardements mit dem Chef des Stabes nach dem Dorf Taitungtschen begeben, um von hier aus Zeuge der letzten Kampfphase im Vorgelände zu sein.

Oberstleutnant v. Kessinger mit seinem Stabe leitet vom Bismarck-

später Moltkeberg aus diesen Schlußakt. Der Befehl zum Rückzug in die Festung ist schon gegeben. Batterie Stecher soll ihn auf dem linken Flügel decken. Größere Truppenkörper bewegen sich innerhalb des von der feindlichen Schiffsartillerie bestrichenen Sektors noch nicht; nur einzelne Meldereiter werden auf der Major-Müller-Straße und dem Kasernenplatz der Bismarckkaserne vom feindlichen Feuer überrascht. Einigen werden die Pferde von den Sprengstücken unter dem Leibe erschlagen, aber die Menschen bleiben wie durch ein Wunder unverwundet. Ein Reiter wird durch den Luftdruck einer vorbeisausenden Granate aus dem Sattel gehoben und besinnungslos in eine Ravine geschleudert. Vorbeieilende finden das herrenlose Pferd und den Tropenhut. Einige Zeit später erst entdeckt man auch den Reiter. Korvettenkapitän Sachse, kommt, ahnungslos nach dem Artilleriedepot reitend, mitten in den Granathagel hinein, seinem Pferd wird ein Vorderbein fortgerissen. Als es abgesattelt wird, findet man, unter der Sattelklappe eingezwängt, ein Sprengstück von etwa 10 kg Gewicht.

Besonders stark unter Feuer steht außer dem Gebirgskamm der Iltisplatz und die Ravine an der Bismarckkaserne. Während die Riesengeschosse mit furchtbarem Krachen um die Batterien herum krepieren, schwarze Rauchsäulen gen Himmel sendend, zischt und heult es in der Luft, wie in der Walpurgisnacht. Die bis 30 kg schweren Sprengstücke sausen in der Luft herum, als ob sie kleine Steinchen wären, mit denen Malwurf gespielt wird. Und eben jene Schluchten suchen sie sich zur Ruhe aus. Bis zur Hafenseite fliegen die Sprengstücke und selbst einzelne Geschosse. Und die Stadt ist keineswegs sicher vor ihnen. Bei den eng an die Stadt angelehnten Werken zieht eben jedes Bombardement der Festung meist auch die Stadt in Mitleidenschaft.

Ein Geschoß fliegt durch das Dach und die Küche der Iltiskaserne, während der Koch seelenvergnügt im Kessel ein Linsengericht bereitet. Die Außenwand wird herausgerissen; die Türen fliegen aus ihren Angeln. Die Detonation aber tritt erst außerhalb des Raumes ein, so daß der pflichtbewußte Koch nach kurzem Schrecken ruhig an seinen Linsen weiterkochen kann. Tatsächlich spurlos vom Erdboden fortgeblasen wird der Schweinestall an der Bismarckkaserne.

Unter den wenigen in der Festung zurückgebliebenen Offiziersfrauen

befindet sich auch Frau Haß, die Gattin des Kommandeurs der Seefront, mit ihren beiden kleinen Jungen. In ihrem Häuschen am Iltisplatz, wo viele Offizier- und Beamtenwohnungen liegen, wird sie am Morgen durch das Getöse des Bombardements überrascht. Nichts Böses kommt der Dame zunächst in den Sinn; wie gewöhnlich schießen mal wieder unsere Batterien. Erst als sie vom Balkon aus die schwarzen Sprengwolken auf dem Kamm und dem Platz sieht, die Sprengstücke zischen und sausen hört, wird ihr die unmittelbare Gefahr klar, in der sie mit ihren Kindern schwebt. Alles stehen und liegen lassend, reißt sie ihre beiden Buben an sich und eilt in wilder Flucht über den Bergrücken der Stadt zu, um nie wieder das ominöse Haus zu betreten.

Etwas nach 10 Uhr schweigt die feindliche Schiffsartillerie. Dank der großen Zahl von Blindgängern ist die Wirkung der Beschießung sehr gering. Keine Batterie ist beschädigt, nur ein Chinese, der göttliche Sauhirt aus dem Bismarckstall, getötet, aber freilich unsere Festungsbatterien haben während dieser Zeit schweigen und unseren Truppen die Unterstützung versagen müssen.

Und nun tritt wie auf der Bühne ein Augenblick ein, wo einem vor Spannung der Atem stockt. Es ist gegen 11 Uhr vormittags. Unsere Truppen rücken in die Festung. Wird der Gegner nachstoßen? Wohl bot sich bei seiner gewaltigen Überlegenheit Aussicht auf Erfolg. Man male sich nur einmal die Verwirrung aus, die ein von übermächtigem Druck erzeugter Vorstoß unter der auf Überraschungen nicht vorbereiteten Festungsbesatzung hervorgerufen hätte. Ich glaube, unsere, von feindlichen Schiffen niedergehaltene Festungsartillerie, ebensowenig wie die schmale, durch gegnerisches Landartilleriefeuer eingeschüchterte J.-W.-Linie wären solcher Situation gewachsen gewesen. Einmal im Zwischengelände, wäre es ein Leichtes gewesen, sich der Werke zu bemächtigen.

Heute noch müssen wir es dem Gegner danken, daß er diesen einzigen Augenblick, ohne viel Blutvergießen die Festung zu überrennen, ungenutzt ließ. Ihm wurde durch die regelrechte Belagerung eine schwierige und verlustreiche Aufgabe zuteil, uns die Möglichkeit einer ehrenvollen Verteidigung. —

Mit Grün geschmückt und mit stolzen, frohen Gesichtern, so zogen die Truppen durch das Haupthindernis in die Festung ein, im gemütlichen

Schlenderschritt, als kehrten sie vom Manöver zurück. Nur die allerletzten, die Mannschaften der Batterie Strähler auf dem Kuschan, hatten es eiliger. Wahre Spießruten mußten sie nach Zerstörung ihrer Geschütze laufen durch feindliches Artillerie- und Infanteriefeuer, um die Festung zu erreichen.

Der Verlust in diesen, für unsere Truppen gewiß ehrenvollen Kämpfen im Vorgelände war lächerlich gering auf unserer Seite. Außer den im Adlernest gefangenen hatten wir nur etwa 50 Mann an Toten und Verwundeten zu beklagen. Was der Gegner in diesen Tagen verlor, ist naturgemäß nicht bekannt geworden.

8*

8. Kapitel.

Die Einschließung.

Hinter den letzten einmarschierenden Truppen hatten sich die spanischen Reiter als Straßensperrung in die Erde gesenkt, wie vor der Entscheidung im Drama noch einmal der Vorhang fällt. Es galt nun den letzten Akt zu spielen.

Zu Beginn dieses Aktes befand sich die Festung in der vorteilhaften Lage eines Duellanten, der den ersten Schuß hat. Sie auszunutzen, ehe des Gegners Waffen gerüstet waren, mußte das ganze Bestreben der Festungsartillerie sein. Wohl hatten sich alle berufenen Geister die Köpfe zerbrochen, wie bei den mancherlei Schwächen unserer Artillerie, im Schutz nicht weniger als in der Munitionsausrüstung, die Waffe am vorteilhaftesten zu verwenden sei. Die Idee, den Kraftzuwachs sämtlicher Seeforts vom Beginn der Einschließung in der Landfront nutzbar zu machen, vermochte sich erst allmählich durchzuringen, je mehr die Überlegung an Wahrscheinlichkeit verlor, daß die gegnerische Flotte einen ernsten Angriff, eine Forcierung wagen werde. Nur Huitschuenhuk sollte sich zunächst ganz möglichen Aufgaben nach der Seefront erhalten.

So bot sich denn ein, in der Geschichte der Festungskriege gewiß höchst selten erlebtes Schauspiel: Der ganze, um die Stadt gelagerte Kranz von Artillerieforts feuerte, teils über die Häuser hinwegschießend, nach der schmalen Landseite, wo die Aufstellung und die Vorbereitungen des Feindes sich hinter einem undurchdringlichen Bergschleier vollzogen. Für die Bewohner der Stadt war dieses Bombardement aus der Festung kein Genuß. Besonders wenn die Hsiauniwabatterie aus ihren großen Schlünden heulte, erbebten die in der Schußrichtung gelegenen Häuser bis in die Grundfesten, und manche Fensterscheibe mußte daran glauben.

Unser Schießen verfolgte in erster Linie den Zweck, die Aufstellung der feindlichen Belagerungsartillerie, ihre Heranführung an die Aufstellungsorte und die Heranschaffung der Munition zu verhindern oder wenigstens hinauszuzögern. In zweiter Linie kamen die Lagerstellen des Feindes, seine sich allmählich heranarbeitenden Truppen in Betracht. Es waren also vor allem die Hauptstraßen, die wahrscheinlichen Aufstellungs- und Depotsplätze unter Feuer zu nehmen. Direkte Ziele gab es anfangs überhaupt nicht und später nur selten. Man mußte nach Beobachtungen schießen, die uns unser Flieger und die Agenten von den Arbeiten des Feindes übermittelten. Jede Artilleriestelle hatte ihre Quadratkarte, nach der sie ein von der Zentrale aus geleitetes Planschießen machte. Vorgeschobene Beobachtungsstände mußten, soweit es gehen wollte, das fehlende Auge der Batterie ersetzen.

Daß diese, im Festungskampf ja allgemein gebräuchliche Methode des Abstreuens und Belegens bestimmter Gebiete mit Granaten und Schrapnells, nicht für einen kurzen Zeitraum, sondern während langer Wochen und Monate, fabelhafte Munitionsmengen voraussetzt, ist leicht ersichtlich. Bei unserer notorischen Munitionsknappheit mag sich der Leser selbst den inneren Kampf ausmalen, den die verantwortliche Leitung bei allen Feuerbefehlen in ihrem Herzen zu bestehen hatte. Die großen Unbekannten in der sonst klaren Rechnung waren ja immer: wielange wird die feindliche Artillerie bis zur Aufstellung gebrauchen, und wielange werden wir dann im gegenseitigen Feuerkampf die Festung noch halten können?

Unter keinen Umständen durfte sie aus Mangel an in vielleicht diesem ersten Stadium unserer Feuerüberlegenheit verschwendeter Artilleriemunition vor der Zeit sturmreif werden. Andererseits ließ sich ein Sparen in dieser ersten Phase ebensowenig vertreten, wenn man die Überzeugung hatte, daß die ungeschützten Batterien mit dem Aufleben der feindlichen Artillerie schnell niedergekämpft werden und womöglich gar nicht zum vollen Verbrauch ihrer Munition kommen würden.

Es waren das Spekulationen, die jeder mit der Bearbeitung dieser jetzt schwerwiegendsten Frage Betraute nach seinem Temperament, seinem Gefühl anstellte. Der Seeoffizier neigte seiner ganzen Berufsausbildung nach mehr zur Sparsamkeit in dieser ersten Kampfphase, wo es sich um

ein Streuen und Schießen ohne Zielerkennung handelte; er wollte selbst die Wirkung seines Schusses sehen. Der Armeeoffizier schätzte die Widerstandskraft unserer ungeschützten Artillerie gering ein und war mehr für ausgiebige Ausnutzung unserer Feuerüberlegenheit in diesem ersten Abschnitt mit dem Ziel, das Aufleben der feindlichen Artillerie dadurch möglichst hinzuzögern. Zwei Seelen rangen, ach, in unserer Brust, und sie rangen bis zum Schlusse!

Man wird ohne weiteres zugeben, daß die artilleristischen Fragen in unserer Lage wesentlich schwieriger waren, als sie sonst in einer belagerten Festung zu sein pflegen. Viel für die Beantwortung dieser Fragen hing auch von der Beurteilung der Präzision des Steilfeuers ab, das wir von gegnerischer Seite ja vorwiegend zu erwarten haben würden. Und da, wie überhaupt bei der Beurteilung dieser ganzen Materie, waren uns zwei dem Stabe Oberstleutnants v. Kessinger zugeteilte Armeeoffiziere der Fußartillerie von allergrößtem Nutzen. Die Hauptleute a. D. Ahlers, z. Zt. Vertreter der Kruppwerke in China, und Bleyhöfer, Instrukteur in chinesischen Diensten, waren beide ausgezeichnete, mit reichen Erfahrungen versehene Fachleute. Im Verein mit dem Kommandeur der Landartillerie und, wo es sich um das Eingreifen der Seeforts handelte, auch mit dem Kommandeur der Seefront fanden sie bald das richtige Ausmaß für die Munitions- und Zielverteilung, die Art des Feuers, kurz alle die verwickelten Dinge, die in den Feuerbefehlen zu berücksichtigen waren. Wesentlich war, daß das Feuer Tag und Nacht nie ganz abreißen, dem Gegner niemals eine bestimmte Ruhezeit für seine Arbeiten geben durfte, und daß die Ziele in sachgemäßer Weise mit den Fortschritten dieser Arbeiten wechselten. Da gab es anfangs ein ständiges Abstreuen der Zufahrtstraßen, der Lager- und Schanzbauten, später ein zeitweise sehr energisches Bearbeiten der vermutlichen Artilleriestellungen. Niemals durfte der Gegner mit einer bestimmten Reihenfolge der Beschießung rechnen. Tag und Nacht mußte er in Unsicherheit schweben. Und besonders beliebt wurden plötzliche Feuerüberfälle vermuteter feindlicher Lager zu beliebigen Nachtstunden. Meist waren es die 10,5 cm und 12 cm der Iltisbatterie, die für solche Überfälle benutzt wurden. Nachdem die Tageseinflüsse nach Beobachtung erschossen waren, setzte plötzlich zu einer Zeit, wo die Menschen der Ruhe pflegen,

ein wildes Bombardement eines bestimmten Lagerplatzes ein. Daß wir mit unseren Feuermethoden den gewünschten Erfolg hatten, haben uns Agentennachrichten, wie der Feind selbst, später bestätigt. —

Noch einmal wurde gleich nach der Einschließung der Fesselballon praktisch erprobt. Es war der letzte Versuch. Vom Artilleriedepot aus stieg er mit Leutnant d. Res. von Weihe auf. Kaum hatte die Luftgondel das ausgelaufene Seil gestrafft, als ein Schrapnellhagel sich über Ballon und Flieger ergoß. Gleich die erste Salve lag dicht am Ziel. Man sah, wie die weißen Wölkchen mit unheimlicher Sicherheit bis ganz nahe an den gelben Riesensack herankrochen. Mit der zweiten Salve schon war der Ballon so durchlöchert, daß er schleunigst eingeholt werden mußte. Unbeschädigt entstieg ihm der Beobachter, um zu bestätigen, daß ein zweiter Versuch zwecklos sei. — Auch die Japaner haben übrigens ihren Ballon nur ein einziges Mal für ganz kurze Zeit steigen lassen. —

Gleich nach der Einschließung begann sich der Gegner in seinen Stellungen einzurichten. Er hatte wohl erkannt, daß sich sein rechter Flügel, solange unsere Schiffe noch vom Tsangkouer Tief und der Innenbucht gegen ihn zu wirken vermochten, nicht in beneidenswerter Lage befinde. Wohl bot das für den Verteidiger äußerst schwierige und unübersichtliche Gelände zwischen Kuschan und dem linken Festungsflügel den Japanern die Möglichkeit, sich mit ihrer Infanterie in Syfang und den Ravinen hinter dem Schuangschan einzunisten. Allein eine ruhige Arbeit hinter dem Bergschleier war nicht möglich, solange unsere Schiffe die westliche Anmarschstraße und die Stellungen hinter dem Kuschan einsehen und beunruhigen konnten. Eigens zu dem Zweck einer Gegenwirkung gegen diese Flankenstellung hatte der Feind vier 15-cm- und vier 12-cm-Geschütze mitgebracht, die von einer Marinetruppe bedient wurden. Diese Kanonen fanden hinter dem Kuschan dicht an der Innenbucht Aufstellung und konnten ihre gewichtige Stimme bereits am 4. Oktober erheben. Angeblich sind dann später noch sechs 24-cm-Marinegeschütze ebenfalls hinter dem Kuschan aufgestellt worden, offenbar, um die äußersten Schußentfernungen bis zum Seefort Hsiauniwa zu beherrschen. Ein englischer Bericht*) gibt die Stärke der für diese

*) North China Daily News vom 19. Juni 1915.

Batterie vorgesehenen und unter dem Kommando eines Seeoffiziers stehenden Marinetruppe mit 500 Mann an.

Es ist kaum nötig hervorzuheben, daß unsere Schiffe mit aller Energie dem Emporwachsen dieser Geschützbatterien entgegenarbeiteten. Die ersten Oktobertage fanden sie in stetem Bombardement dieses japanischen rechten Flügels, und besonders „Jaguar", unter Korvettenkapitän von Bodecker, leistete höchst Anerkennenswertes an Kühnheit und Schneid. Sein geringer Tiefgang und seine ausgezeichnete Manövrierfähigkeit machten ihn für diese Vorstöße bis weit ins Tsangkouer Tief geeigneter als die „Kaiserin Elisabeth".

Allein einmal mußte die Stunde kommen, wo die feindlichen Batterien sich unsere Schiffe vom Leibe zu halten vermochten. Die Unübersichtlichkeit des Geländes hatte ihre Aufstellung begünstigt. Von nun an verbot die Pflicht der Selbsterhaltung bis zur Stunde des Entscheidungskampfes den Schiffen die Befahrung des Tsangkouer Tiefs. Auch ihren Liegeplatz im Großen Hafen mußten sie aufgeben. Der Artilleriekampf spielte sich später etwa zwischen den Bojen A und B der Innenbucht ab.

Im übrigen schwieg die gegnerische Artillerie, und die feindliche Infanterie, deren linker Flügel zunächst das Dorf Fouschanso und die Höhe 58 noch unbesetzt ließ, setzte langsam, von den Ravinen vor der Kuschan-Waldersee-Gebirgsgruppe ausgehend, mit ihrer Maulwurfsarbeit ein. Starke Patrouillen der Festung wurden täglich bis in die Dörfer und Ravinen vor dem Festungsgürtel vorgetrieben.

Indessen durften wir uns an der einfachen artilleristischen Beschießung des Gegners nicht genügen lassen. Für den 2. Oktober, also knapp fünf Tage nach der Einschließung, wurde ein Ausfall geplant. Nach gründlicher Artillerievorbereitung sollte der Angriff zur Dunkelheit um 8 Uhr abends auf den Hexenkessel, den Schuangschan, stattfinden. Die drei Kompanien des Ostasiatischen-Marine-Detachements unter Oberstleutnant Kuhlo waren dazu ausersehen. Die 1. Kompanie unter Graf Hertzberg hatte von der Straße nach Litsun aus die rechte Seite des Berges, also die Höhe 45,5 anzugreifen, während die 2. Kompanie unter Hauptmann Schaumburg, mit ihrem linken Flügel an die Straße Taitungtschen-Syfang angelehnt, gegen die linke Seite, die Höhe 58, bis zum Dorf Hsiautsunschuang vorgehen sollte. Bei der 3. Kompanie

unter Hauptmann v. Strantz befand sich Oberstleutnant Kuhlo. Sie sollte an der Litsunstraße eine Reserve- und Aufnahmestellung bilden.

Über die Stärke des hinter dem Schuangschan vermuteten japanischen Lagers war nichts bekannt. Die Nacht war rabenschwarz.

Während der linke Flügel der Kompanie Schaumburg nach der Entwicklung zur Schützenlinie, fast ohne Widerstand zu finden, vordrängt, gerät ihr rechter, Fühlung mit der Kompanie Graf Hertzberg suchender Flügel bald in starkes feindliches Maschinengewehr- und Gewehrfeuer. Die Fühlung des Flügelzuges Bernhardi geht auch nach links verloren. Die feindliche Übermacht, auf mehrere Züge Infanterie und zwei Maschinengewehre geschätzt, wird zu groß. Bald erhält Bernhardi von rechts her auch aus der Flanke und von hinten Feuer. Er kann seine Aufgabe, die Höhe 54 zu besetzen, nicht lösen.

In eine noch schwierigere Lage ist Graf Hertzberg mit seiner Kompanie gelangt. Hier auf unserem äußersten rechten Flügel liegt der Gegner mit überwältigender Übermacht in dem unwegsamen, ravinendurchschnittenen Gelände verborgen. Ob er von diesem Ausfall etwas geahnt und durch die Artillerievorbereitung gleich auf den richtigen Punkt hingelenkt ist, wer will es sagen? Genug, er hatte seine Stellung ausgezeichnet gewählt. Graf Hertzberg, der auf dem rechten Flügel seiner Kompanie steht, wird mit einem Teil seiner Leute von seiner Truppe abgeschnitten und verschwindet. Das aus nächster Nähe kommende Feuer der Japaner wirkt um so verwirrender, als nicht das geringste Mündungsfeuer zu erkennen ist. Aber das „Tack, Tack" der Maschinengewehre wie das Gewehrfeuer wird bald in unserer Front, bald im Rücken und in der rechten Flanke gespürt. Um die Schwierigkeit der Lage noch mehr zu steigern, blitzen einzelne Scheinwerfer und Wallampen der Festung auf den Kampfplatz herüber, und die 3,7-cm-Maschinenkanonen unseres linken Flügels versuchen im Scheinwerferlicht dort, wo sie den Gegner zu erkennen glauben, unseren gefährdeten rechten Flügel zu entlasten. Eine gewiß gut gemeinte, aber recht zweischneidige Unterstützung. Der Japaner ist sowohl im geräuschlosen, unsichtbaren Heranschleichen als auch mit dem Auge unseren Truppen bei Nacht ohne Zweifel überlegen. Das Scheinwerferlicht unterstützt ihn noch, indem es stellenweise auch die Position unserer Leute bloßlegt.

Sofort erkennt Oberstleutnant Kuhlo die außerordentliche Gefahr für die 1. Kompanie und setzt rücksichtslos seine Reserve Strantz ein, um Graf Hertzberg herauszuhauen. Es gelingt, eine Umzingelung zu verhüten, und den Rückzug der 1. Kompanie zu decken.

Inzwischen ist der linke Flügel der Kompanie Schaumburg an der Syfangstraße weiter vorgedrungen. Oberleutnant Schedler, der die Seitendeckung hat, gelangt ungefährdet bis in die Nähe des Dorfes Hsiau tsun schuang, während Vizefeldwebel Rüdger mit zehn Mann abgeschickt wird, um die verlorene Fühlung der Kompanie mit dieser Seitendeckung zu suchen, und sogar bis in das Dorf gelangt, ohne Bemerkenswertes vom Feinde wahrzunehmen. Hauptmann Schaumburg hat die Höhe 58 erreicht, findet dort einen verlassenen Schützengraben, aber immer noch keinen ernsteren Widerstand. Ihm wird die Lage unheimlich. Er hört den starken Gefechtslärm zu seiner Rechten und im Rücken. Sollte der verschmitzte Japaner ihn in eine Mausefalle locken, indem er ihm den Rückzug abschneidet? Schnell entschlossen, wendet er sich an seinen Zugführer, den des Japanischen mächtigen Leutnant der Reserve Voigt: „Schimpfen Sie einmal ordentlich los, damit wir die Kerle endlich vor die Augen und die Flinten bekommen.“ Und Voigt donnert wie ein Götz von Berlichingen in die Nacht hinaus:

„Kommt endlich raus aus dem Busch, ihr elenden Feiglinge, und zeigt euch, wenn ihr Männer sein wollt.“

Kaum ist diese freundliche Herausforderung seinem Mund entfahren, als ein wildes Gewehrgeknatter von allen Seiten auf die deutschen Schützen herunterprasselt. Es war so, wie Schaumburg vermutete. Aber die Durchführung der List scheiterte an japanischer Empfindlichkeit. Hauptmann Schaumburg zieht sich nun, nachdem er das Feuer kräftig erwidert hat, mit seinen beiden Zügen langsam zurück, um nicht abgeschnitten zu werden.

Etwa gegen 1 Uhr ist alles wieder in der Festungsumwallung. Die 3. Kompanie geht als letzte, den Rückzug deckend, hinter die Haipobrücke zurück. Der Ausfall hat uns einen Verlust von 1 Offizier und 28 Mann gekostet; Graf Hertzberg befindet sich unter den Gefallenen. Ein zu hoher Preis für unsere kleine Besatzung, um zu einer Wiederholung in diesem Umfang anzuregen.

Die Erkenntnis aber prägte sich uns wieder ein, daß der kleine gewandte Japaner mit seiner gelbbraunen, der Bodenfarbe völlig angepaßten Uniform in diesem unübersichtlichen Gelände unserer Infanterie bei nächtlichen Unternehmungen überlegen war.

Emsig arbeitete man hüben wie drüben in diesen Oktobertagen an der Vervollständigung der Wehr. In fast vollkommener Unsichtbarkeit grub sich der Gegner an die Festung heran. Unser fortgesetztes intensives Bombardement brachte ihm, wie wir von den Kundschaftern erfuhren, nicht unbedeutende Verluste bei, größere, als er erwartet hatte, und nötigte ihn zu großer Vorsicht. Gelegentliche Äußerungen über die immer schlechter werdende Stimmung im japanischen Lager bestätigten das auch auf dem Wege Peking-Schanghai. Nicht nur Mache war das. Immer wieder hieß es in solchen Stimmungsberichten: Wir wollen keine Verluste wie bei Port Arthur, Tsingtau scheint stärker zu sein, als wir anfänglich glaubten. Wir wollen ruhig und langsam vorgehen, ohne blutiges Drauflosstürmen. Wir haben Zeit und können die Festung auch durch Hunger zur Übergabe zwingen.

Im Zusammenarbeiten wie in der schnellen Erfassung von Sonderzielen hatten es unsere Batterien bald zu einer gewissen Virtuosität gebracht. Eines Tages verweilte ich bei der Iltisbergbatterie, die der Feind besonders hoch einschätzte, weil, allen Bemühungen der schweren Schiffsgeschütze zum Trotz, ihre Kanonen immer wieder in die feindlichen Stellungen hineinfegten, als seien sie unverwundbar. Eben erst hatte eine wütende Kanonade von See her auf diese Batterie ohne Wirkung ihr Ende gefunden. Da entdeckt man auf den Feldern nordöstlich Fouschanso, wo der kleine Fluß viele Rinnsale hat, eine so merkwürdige Bewegung unter den Kaulianggarben, die die Felder an vielen Stellen bedeckten. Oberleutnant Maurer, der unentwegte Beobachter am Scheerenfernrohr im Kommandostand der Landfront, bemerkt jede, auch die kleinste Veränderung, im Vorgelände. Er stutzt. Das hat es bisher noch nicht gegeben, daß Garben Eigenbewegung haben. In gravitätischem Rhythmus schieben sich langsam die weit über die Felder zerstreuten Fruchtbündel nach den Flußläufen zu. „Halt, das sind Japanerbeine, die dieses seltsame Naturphänomen zustande bringen!" Kaum bemerkt er es, als die beiden 10,5 cm sich auch schon ihre Ziele

gesucht haben. Ein wildes Schnellfeuer setzt auf die wandernden Garben ein. Und nun fallen die Masken. Aus den wundersamen Umhüllungen hat sich bald ein Knäuel japanischer Soldaten entwickelt, der, jetzt nicht mehr an Abstand als bestes Schutzmittel denkend, sich in geballtem Haufen wild dahin fliehender Leiber zusammenfindet. In wenigen Minuten hat die Batterie die Arbeit getan. —

Eine recht peinliche Überraschung bereitete dem japanischen Führer gleich in den ersten Tagen nach der Einschließung die Batterie 15, die am Krähenpaßwege aufgestellten 15 cm der „Kaiserin Elisabeth". Mit der zarten Sorgfalt, die man einem heißgeliebten Gegenstand zuwendet, hatte der junge Fregattenleutnant Beierle die Batterie ausgebaut, splittersichere Mannschafts- und Munitionsunterstände und aus alten 8,8-cm-S.-K.-Schilden einen Kommandostand geschaffen, die Geschütze zum Schutz gegen die Flieger mit Grün zugedeckt, kurz alles getan, um seine beiden Kanonen irdischen Zufällen gewachsen zu machen. So versteckt und sicher schien die Lage, so Ausgezeichnetes hatte man durch Kunst hinzugetan, daß Beierle selbst den Namen „Batterie Lebensversicherung" prägte.

Als die Kunde kam, daß sich das japanische Hauptquartier in Litsun befinde, wurde das Dorf sofort zum Zielpunkt dieser Batterie gemacht. Unter sehr günstigen Tageseinflüssen waren ihre langen Geschütze nämlich die einzigen, die bis nach Litsun reichten. Die Bestürzung der Japaner, die sich im Dorfe absolut sicher wähnten, war um so größer, als gleich die ersten Schüsse in der Nähe des Hauptquartiers gute Arbeit verrichteten, dort, wo angeblich auch der Befehlshaber des englischen Hilfskorps mit seinem Stabe saß. Es war der General Barnardiston, derselbe, der seinerzeit als Militärattaché in Belgien eine so aktive Rolle in der Vorbereitung dieses Weltbrandes gespielt hat. Schleunigst wurde das Hauptquartier nach Tunglitsun verlegt. Die Batterie aber wurde seitdem bei unseren Gegnern besonders gefürchtet. Sie erhielt im feindlichen Lager den ehrenvollen Beinamen „Litsun-Expreß".

Seitdem gehörte auch diese Batterie zu den Sonderzielen, die sich die japanischen und englischen schweren Schiffsgeschütze für ihre fast täglichen kleinen Schießübungen ausgesucht hatten. Ihre Lage war indessen trotz eingehender Fliegererkundungen doch zu wenig genau zu

erfassen, um wirklich gefährdet zu sein. Nur Zufallstreffer vermochten ihr von See her etwas anzuhaben. Die aber verirrten sich einige Male bis in die Nähe der Moltkekaserne.

Am heftigsten biß sich naturgemäß die gegnerische Schiffsartillerie an unserem einzigen, in die Augen springenden Seefort Huitschuenhuk, an der Batterie Iltisberg und an dem ebenfalls scharf markierten J.-W. I fest. Außer auf die Betroffenen machte die Kanonade meist wenig Eindruck. Es war immer dieselbe langgestreckte Ellipse hinter Maitau, auf der die feindlichen Linienschiffe, nacheinander feuernd, angriffen. Ein bis zwei kleine Kreuzer waren regelmäßig zur Beobachtung seitlich aufgestellt. Man erkannte von der Festung aus, wenn der Gegner sich für seine Schießübung rüstete. Sofort ging dann auf unserer Signalstation ein schwarzer, weithin sichtbarer Zylinder als Warnungssignal für die Stadt hoch.

Den größten Materialschaden durch Schiffsfeuer erlitt J.-W. I. Zwar auch nicht mehr, als bequem und in kurzer Zeit wieder ausgebessert werden konnte, aber all die Verbesserungsbauten, die der unermüdliche Werkkommandant, Hauptmann Weckmann, in Gestalt eines eingedeckten Verbindungsweges nach den Schützenstellungen, gedeckter Maschinengewehraufstellungen angelegt hatte, litten mehr oder weniger durch diese Beschießungen. Und die Besatzung wurde durch das häufige Herumhämmern auf ihren Köpfen doch mürbe.

Wenig Leid hingegen verursachte das häufige und intensive Feuer der Iltisbergbatterie. Soviel ich weiß, ist nur ein einziges Mal ein gewisser Materialschaden entstanden. Eine 30,5-cm-Granate traf auf die abgeschrägte Betonwand eines Munitionsraumes unter dem äußerst steilen Einfallwinkel von etwa 60°. Die Decke war nur 1,5 m stark und dennoch vermochte die Gewalt der Detonation sie nicht zu sprengen. Nur strahlenförmige Risse, allerdings bis in die innerste Kalkverkleidung hinein, und außen ein trichterförmiges Loch von etwa 50 cm Tiefe kennzeichneten den Schuß. Mit großer Befriedigung wurde diese erste Probe auf unsere Betonbauten allenthalben aufgenommen. Die Besatzungen, namentlich der J.-W., wußten nun, daß ihnen auch das Steilfeuer schwerster Kaliber wenig antun könne.

Der nie versiechende Humor unserer Iltisbatteriebesatzung schuf aus

den zahllosen Granattrümmern dieser zahlreichen Schiffsbeschießungen ein sinniges Denkmal, das bei der Kapitulation samt der Inschrift an dem Portal der Kasematte den staunenden Siegern übergeben wurde. An einer schußsicheren Stelle der Batterie setzte man eine 30,5-cm-Granate aus Splittern zusammen. Rund herum wurden sinnige Zeichnungen, Marineembleme, Anker usw. ebenfalls aus Geschoßtrümmern in den Sand eingelassen. Darüber prangte als Aufschrift der tiefgründige Spruch: „Bruchstücke des englisch-japanischen Bündnisses.“ Über dem Portal aber las man:

Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt!
S.M.S. Iltis 1896. S.M.S. Iltis 1900.
Iltisberg 1914.
Es lebe Seine Majestät Kaiser Wilhelm II.
Hurra!
Die Verteidiger Tsingtaus.
Eine Abteilung, Ein Bataillon
gegen ein Kaiserreich und die übrigen Feinde Deutschlands.

Wenig System lag in den häufigen Beschießungen von Huitschuenhuk, trotzdem die störende Wirkung dieses Forts auf alle Angriffsbewegungen der Schiffe wohl eine methodische Niederkämpfung gerechtfertigt hätte. Immer wieder das ängstliche Bestreben, die Schiffe außer Feuerbereich der Landgeschütze zu halten. Bei dem großen Schußweitenunterschied, der leider zwischen unseren 24 cm und den feindlichen modernen 30,5 und 25 cm vorhanden war, blieb unserer kampfeswütigen Besatzung meist nichts anderes übrig, als zähneknirschend still zu halten und festzustellen: wir können den Gegner uns nicht langen. Die Schußweiten, auf denen die feindlichen Schiffe sich hielten, bewegten sich zwischen 155 und 140 hm, während unsere 24 cm günstigenfalls bis zu 135 hm reichten. Natürlich hatte auch der Gegner bei der auf diese Entfernungen vorhandenen großen Streuung nur höchst mangelhafte Treffresultate. Es war reine Munitionsverschwendung. Aber trotzdem —, es war zu ärgerlich. Und Kapitänleutnant Kopp, der Batteriekommandeur, erwirkt sich die Erlaubnis, die Höhenbegrenzung der Rohre

zu lösen und mit größerem Höhenwinkel die Schußweite zu vergrößern. Wieder kamen eines Tages die Linienschiffe, „Triumph" als Schlußschiff, um ihre Turmladungen nacheinander gegen Huitschuenhuk und die Iltisbergbatterie zu schleudern. Huitschuenhuk antwortet, wie gewöhnlich, mit seinen 24 cm, sobald ihm die Entfernung auch nur den geringsten Erfolg zu versprechen scheint. Die Salven schlagen immer dicht vor den Schiffen ein, da kommt „Triumph" als letzter und feuert. Huitschuenhuk antwortet, und gleich die erste Salve sitzt. Man erkennt deutlich einen riesigen Feuerschein und eine große schwarze Rauchwolke am Großmast. Die Schüsse fielen auf 142 hm. Hurra, der verhaßte Engländer ist getroffen! Wie ein Lauffeuer verbreitet sich das Gerücht allenthalben. Ich glaube dieser eine Treffer wog in den Herzen unserer Besatzung schwerer, als wenn alle Japaner etwas abbekommen hätten. Der glückliche Turmkommandeur war Oberleutnant zur See Hashagen und der Geschützführer Art.-Maat Helmes. —

Nachdem sich am 10. Oktober kühn zwei Offiziere, Major Dinkelmann und Hauptmann König, durch den Belagerungsgürtel durchgeschlichen hatten, um in Peking nützlichere Arbeit zu tun, ging am 15. Oktober gemäß Vereinbarung der Auszug der Nichtkombattanten über die Innenbucht, Taputur, Kiautschou vonstatten. Es waren nur äußerst wenige, die sich dieser Gelegenheit, ihr Leben in Sicherheit zu bringen, bedienten. Der amerikanische Konsul Peck, der einzige noch vorhandene fremde Vertreter, hatte von seiner Regierung Anweisung erhalten, die Festung zu verlassen. Außer ihm befanden sich nur noch zwei deutsche Frauen unter den Emigranten, die beide zufällig in Tsingtau weilten. Etwa 300 Frauen und Kinder blieben in Tsingtau zurück.

Kaum finde ich Worte, die Standhaftigkeit und den Mut dieser Frauen zu schildern, die hier teils ihren Männern zuliebe, teils aus allgemeiner Menschlichkeit sich bewußt ohne Anwandlung von Schwäche und Kleinmut den größten Gefahren aussetzten. Heldinnen waren unter ihnen. An anderer Stelle wies ich bereits kurz auf ihre Tätigkeit hin. Die meisten widmeten sich in den Lazaretten oder Privatwohnungen der Krankenpflege. Die es nicht taten, griffen wieder, was ja sonst in China der Frau etwas völlig Unbekanntes ist, zu Kochtopf und Kochlöffel und sorgten für die notwendige Verpflegung ihrer im Dienste des Vater-

landes stehenden Männer. In der ganzen großen Familie der Festung hatte sich ja eine gewaltige soziale Umwälzung seit der Belagerung vollzogen. Das sonst schier unabsehbare und so unerläßliche chinesische Dienstpersonal: die Köche, deren Laufburschen, die Diener, sie waren fast bis auf den letzten Mann entflohen. Und da es europäisches weibliches Dienstpersonal nicht gibt, so mußten die Frauen alle Pflichten der Köchin, des Stubenmädchens, der Kinderwärterin selbst übernehmen. Und sie, die sonst so Verwöhnten, taten es, ohne mit der Wimper zu zucken.

Für die ganz kleinen Kinder bis zu 7 oder 8 Jahren hatte die junge Frau Hoeft in ihrem Gebäudeviertel einen Kindergarten eingerichtet, um die Mütter für ihre neuen Pflichten zu entlasten. Die ganzen umfangreichen Geschäftsräume der Firma waren, wie ich schon an anderer Stelle erwähnte, als Lazarett eingerichtet. Herr und Frau Hoeft haben sich wirklich in dankbar anzuerkennender Weise in den Dienst der großen gemeinsamen Sache gestellt.

Eine Freude war's, die halbwüchsigen Knaben und Mädchen zu beobachten. Sie standen an Begeisterung und glühendem Interesse für die große Tragödie, die sich hier abzuspielen im Begriff stand, ihren Altersgenossen in der Heimat sicherlich nicht nach. Die Jungmannschaft wurde als Radfahrer, ja selbst als Autofahrer im Ordonnanzdienst verwandt. Und wer solche verantwortliche Tätigkeit noch nicht zu übernehmen vermochte, suchte sich irgendwie sonst nützlich zu machen. Begeistert begrüßte die Jugend die ersten Fliegerbomben und Granatenschauer und sammelte die Splitter etwa mit demselben Interesse, mit dem die Buben die Graupeln bei ungewöhnlichen Hagelschlägen aufzufangen suchen. Unvergeßlich aber werden mir immer zwei Mädels von 12—13 Jahren bleiben, Töchter eines Beamten, die in unserem Flieger Plüschow den Helden sahen, an dem sie, wie Kätchen von Heilbronn an ihrem Ritter, hingen. Fast bei jedem Start und bei jeder Landung waren sie zugegen, unbekümmert darum, ob die Granaten oder Fliegerbomben auf den Platz hagelten, mit einer Treue und einem Gottvertrauen, die wirklich etwas Rührendes hatten. —

Und wahrhaftig, Plüschow verdiente diese Heldenverehrung in vollstem Maße. Nachdem der Gegner sich vergeblich bemüht hatte, die kühne

Taube auf ihren zahlreichen Flügen über seinen Stellungen endlich einmal zu erlegen, wechselte er die Taktik. Alles, was er an Flugzeugen hatte — und es waren eine ganze Menge, Land- und Wasserflugzeuge, für welch letztere die Schatsykoubucht als Basis eingerichtet war —, wurde bald in den Dienst der einen Sache gestellt, die Taube in der Luft oder auf dem Startplatz zu vernichten. Eine Batterie — wahrscheinlich die 12 cm hinter dem Kuschan — mußte mit Argusaugen die Stelle hinter den Iltisbergen überwachen, die dem verhaßten Vogel als Startplatz diente. Eingeschossen war sie vorzüglich. Und sobald beim Starten das Vöglein seine Fittiche eben über den Iltisbergen erhob, prasselten die Schrapnells wie die Schrotkugeln einer ganzen Treibjagdkette auf das arme Wild hernieder. Aber dem Kühnen gehörte immer wieder das Glück. Hatte er sich auf 1500—1800 m emporgewunden — viel höher trug ihn ja sein Phönix nicht — so segelte er, wohlgerüstet, nach den feindlichen Stellungen ab. Ohne Beobachter, vor sich die Quadratkarte und einen Notizblock, im Gürtel die Pistole und zur Linken Bomben, die er sich aus Blechbüchsen selbst gebaut hatte. Mit den Füßen das Fahrzeug lenkend und auf seine Haupttugend, die große Stabilität, vertrauend, umkreiste er das, was er sehen wollte. So machte er seine Notizen und Kartenvermerke mit einer Ruhe und Sicherheit des Blickes, als ob es sich um eine einfache Schreibtischarbeit mit Zirkel und Lineal handelte. Plüschow hatte Adleraugen und das abnorme Orientierungsvermögen dieses Vogels. Was er uns brachte, stimmte immer. Niemals hat er sich geirrt, wie wir durch Kanonen und Kundschafter feststellen konnten.

Nun aber kam die zweite Stufe des Fegefeuers. Während die feindlichen Batterien von unten auf ihn schossen und die Schrapnells oft genug so nahe explodierten, daß durch den Luftdruck der Vogel wie ein Trunkener schwankte, stießen die beflügelten Neidlinge aus der Luft von allen Seiten auf ihn. Dies war's, was ihm besondere Pein verursachte. Denn seine gegnerischen Konkurrenten waren mit ihren besseren Flugzeugen ihm weit über in bezug auf Flugleistungen; leicht vermochten sie ihn zu überhöhen, und dann war's übel. Sobald daher ein feindlicher Doppeldecker in gefahrdrohende Nähe und Höhe kam, zog er sich wohlweislich zurück. Bis dahin hatte er aber mit blitzartiger Geschwindig-

keit meist seine Aufgabe gelöst, die im genauen Erkunden der feindlichen Artilleriestellungen und der Depots und Mannschaftslager bestand. Dazwischen warf er auf dieses oder jenes lohnende Ziel, z. B. feindliche, in Ruhe befindliche Flugzeuge seine Bomben ab, die aber wohl kaum jemals Schaden getan haben. Einmal fand er sogar Gelegenheit zu einem Pistolenkampf mit einem feindlichen Flugzeug, das sich unter ihm befand und von ihm regelrecht zur Landung gezwungen wurde.

Und dann kam die Rückfahrt und die dritte Stufe des Fegefeuers. Gehetzt von feindlichen Stoßvögeln, nähert er sich dem Iltisplatz. Kaum aber senkt er sich zum Abstieg, als jene verflixte Kuschanbatterie auch schon wieder den Landungsplatz dicht bei dicht mit Schrapnells belegt. Noch einmal heißt es durch den Kugelregen durch. Und hat er dann glücklich die Mutter Erde wieder unter den Füßen, so fliegen ihm mit Sicherheit einige Bomben der verfolgenden feindlichen Doppeldecker nach.

Einmal war ich Zeuge eines solchen Abstieges. Im Sturzflug kam er heruntergesaust, hinter ihm her ein japanischer Doppeldecker. Kaum steht die Taube auf dem Platz, da saust auch schon eine Bombe unweit von ihr in die Erde. Plüschow hatte gerade noch Zeit mit einem kühnen Sprung aus seinem Flugzeug heraus und unter die Brücke eines seichten Grabens zu stürzen.

Die japanischen Bomben hatten nämlich allmählich ihre ursprüngliche Harmlosigkeit abgestreift. Ladung und Wirkung waren bedeutend gesteigert worden.

So war denn jeder Aufstieg und jede Landung mit hundertfältiger großer Lebensgefahr verbunden. Plüschow bildete sich bald eine Art System heraus, um sie nach Möglichkeit zu vermindern. Beim Aufstieg segelte er, sobald das Flugzeug sich vom Boden erhoben hatte, dem Gegner also noch nicht sichtbar war, auf die Bucht hinaus nach Kap Jäschke hinüber, um sich hier erst zur vollen Höhe emporzuschrauben. Das ließ sich machen, wenn die Luftverhältnisse nicht zu ungünstig waren. Beim Abstieg aber stürzte er mit einer Virtuosität kerzengerade aus 1500 m Höhe herunter, die unseren kühnsten Jagdfliegern daheim die größte Ehre gemacht hätte. Die Diagramme seines Barographen zeigten ohne Übertreibung eine völlig senkrechte Linie von 1500 bis zu 100 oder noch weniger Meter.

Plüschows Bericht brachte jedesmal ein ausgezeichnetes Bild von den Arbeiten in der feindlichen Front. Nach Quadraten genau bezeichnet, sprach er aus, wo schwere Artillerie des Gegners bereits in Stellung gebracht, wo größere Depots, Kraftzentralen, Mannschaftslager, Beobachtungswarten zu finden seien.

Die Ziele wurden dann auf unsere Batterien verteilt und sofort unter Feuer genommen. So gelang es, eine bei dem Dorf Hohsi aufgestellte, beinahe fertige schwere Batterie mit unseren 28-cm-Haubitzen kampfunfähig zu machen. Die Stellung mußte aufgegeben werden. Die sämtlichen Hauptstraßen wurden da, wo sie dem Gegner für die Heranführung der Geschütze und Munition von Wichtigkeit waren, durch unsere Artillerie so gründlich zerstört und ständig unter Feuer gehalten, daß der Feind sich entschließen mußte, Nebenstraßen anzulegen. Depots und Geschützstellungen wurden häufiger gewechselt.

Das englische Lager befand sich zuerst auf dem linken feindlichen Flügel bei Fouschanhou. Plüschow hatte es an der abweichenden Zeltform erkannt. Ein Feuerüberfall wurde darauf seitens unserer Artillerie in den Nachtstunden von 12—4 Uhr und gerade während einer neu einsetzenden Regenperiode angesetzt. Die verhältnismäßig hohen Verluste der britischen Truppen — nach englischen Quellen etwa 70 Mann — sind vermutlich auf diese Nacht zurückzuführen, denn am Kampf und Sturm haben sie sich nach japanischer Aussage nicht beteiligt. Vielmehr legten sie Wert darauf, sich möglichst zurückzuhalten. Und als ihnen die Situation auf dem linken Flügel ungemütlich wurde, zogen sie allmählich bis auf den rechten Flügel hinüber. —

Neben Plüschows Tätigkeit hatte sich ein gut organisierter und ausgezeichnet arbeitender chinesischer Kundschafterdienst entwickelt. Der Polizeichef Welzel rief ihn mit Hilfe seiner braven deutsch-chinesischen Polizeitruppe ins Leben und leitete ihn unter tatkräftigster Unterstützung seiner gewandten deutschen Polizeiwachtmeister mit großem Geschick. Unbeirrt von der zwiefachen Gefahr, die ihnen beim Überschreiten der Festungsgrenze von deutschen und in der Einschließungszone von japanischen Soldaten drohte, gingen die freiwillig sich für diesen Spionagedienst meldenden und besonders ausgesuchten Chinesenpolizisten als Landleute verkleidet zum Feinde über, vermieteten sich für 1—2 Tage

als Kulis oder suchten sonst Anschluß bei der ihnen bekannten Landbevölkerung. Mit großem Geschick wußten sie sich über den Fortgang der Arbeiten des Gegners bis auf Einzelheiten, wie Kaliber der Belagerungsartillerie, über Stimmungen und Absichten zu informieren. Und für je einen solchen Kundschaftergang erhielten sie doch immer nur einige Dollar.

Über die Fortschritte der Einschließung im näheren Vorgelände brachten uns schließlich mit viel Schneid und Umsicht ausgeführte Patrouillengänge unserer Besatzung manche wertvolle Aufklärung. So gelang es dem Feldwebel Bunge aus J.-W. II in der dritten Oktoberwoche durch die feindlichen Linien hindurch bis zur Höhe 209 östlich Kloster Yükuan vorzudringen und einen tiefen Einblick in die Mitte der japanischen Stellung zu tun. Aber solche Erkundungsgänge forderten häufig auch ihre Opfer. Bei einem von Teilen der Besatzung J.-W. I, II und III vorgenommenen gewaltsamen Vorstoß auf Tientschiatsun fiel Leutnant d. Res. Hemeling. Rührend in seiner schlichten Größe war das Ende des Unteroffiziers Diehl von J.-W. I. Mit einigen Leuten machte Diehl eines Nachmittags einen Patrouillengang bis hinter das Dorf Foushanso. In der Nähe des Dorfes erhält er einen Schuß durch einen Oberschenkel, der starken Blutverlust hervorruft und Diehl bewegungslos macht. Sein Begleiter versucht die Wunde abzubinden und den Unteroffizier zurückzuschleppen. Aber Diehl sieht bald, daß sie dann beide verloren sind. Er gibt also den Befehl ihn liegen zu lassen und allein zurückzukehren. Sofort wird von J.-W. I ein Sanitätsauto nach der Unfallstelle geschickt. Als toter Mann wird Diehl aufgelesen. Der Schuß hatte die Schlagader verletzt. Mit letztem Kraftaufwand hatte Diehl versucht, mittels seines ausgezogenen Rockes das Bein abzubinden. Neben der Leiche lag ein Notizbuch. Darin waren, offenbar kurz vor Verlust des Bewußtseins, die Worte eingetragen: „Ich sterbe einen schweren Tod, aber ich sterbe ihn gern für meinen Kaiser.“ — —

Es war nun allgemach die Zeit gekommen, wo das Gouvernement sich über die Verwendung seiner noch intakten Seestreitkräfte klar werden mußte. „S. 90“ fand in der Innenbucht keinen Tätigkeitskreis mehr. Hingegen konnte man gerade in dieser vorgeschrittenen Zeit der Blockade, die den Gegner allmählich lässig gemacht hatte, auf einen erfolgreichen

Torpedobootsangriff rechnen. Manchen, vom Standpunkt des Torpedobootskommandanten gewiß nicht von der Hand zu weisenden Bedenken Kapitänleutnant Brunners gegenüber, ließ unser energischer Chef des Stabes, Kapitän Saxer, die Seele der Verteidigung, nicht locker. Der 17. war der große Tag, an dem der Ausbruch gewagt werden sollte. Kapitänleutnant Brunner war ein alter erfahrener Torpedobootsfahrer. All die Abende vorher hatte er sich über die Positionen der Schiffe bei Sonnenuntergang wie der Jäger über den Wechsel des Wildes zu unterrichten Gelegenheit gehabt. Die Nächte waren in jenen Tagen besonders dunkel, der Himmel meist bewölkt. Alles günstige Vorbedingungen für ein Gelingen. Und dennoch gab es bei Brunner Zweifel über die Durchführbarkeit des Unternehmens. Ein einzelnes Boot gegen eine ganze, allerdings unaufmerksame Flotte. Von systematischem Suchen konnte ja keine Rede sein. Nur ein günstiger Zufall vermochte ihm das Wild vor die Flinte zu treiben. Und dann nachher. Gelang es wirklich, unbemerkt die feindliche Torpedobootsmasse zu durchbrechen und die außerhalb derselben kreuzenden Schiffe aufzufinden, wie sollte das Boot durch den aufmerksam gewordenen Blockadegürtel wieder zurückgelangen?

Allein dieser Punkt durfte bei den Überlegungen keine Rolle spielen. Hatte der Torpedoschuß sein Ziel gefunden, so war damit die Pflicht des Bootes vollauf erfüllt. Dann mochte es zugrunde gehen. Genau betrachtet, war diese Sorge gar nicht so groß. Wurde der Rückzug verlegt, so blieb immer noch das Anlaufen eines neutralen Hafens, wie Schanghai oder Tientsin, übrig. Diese Anweisung erteilte denn auch das Gouvernement mit dem Hinzufügen, nach Auffüllung von Kohlen und Proviant von dort aus weitere Vorstöße zu versuchen.

Nach Einbruch der Dunkelheit lief „S. 90" am 17. abends aus. Unbemerkt durchbrach es die Blockadelinie und holte auf südlichem Kurse bis weit hinter die Blockadefront aus, wendete und traf um 1 Uhr nachts auf den auf dem äußersten linken Flügel patrouillierenden alten Kreuzer „Takatschiho". Das Schiff wurde völlig überrascht. Kein Scheinwerfer blitzte, keine Kanone donnerte, als „S. 90" auf gute Schußweite seine drei Torpedoschüsse abfeuerte. Das Schiff sank binnen wenigen Minuten. Von den 270 Mann der Besatzung wurden nur drei

gerettet. Es war eine so völlige Überraschung für die Japaner, daß man zunächst annahm, das Schiff sei auf eine Mine gelaufen. Unbemerkt konnte sich „S. 90" der Verfolgung entziehen.

Kapitänleutnant Brunner entschied sich, weder nach Tsingtau zurück noch nach Schanghai zu gehen, wahrscheinlich weil er fürchtete, von alarmierten feindlichen Streitkräften abgefangen zu werden. Um 7 Uhr morgens am 18. erhielt das Gouvernement die F.-T.-Nachricht, daß das Boot nördlich Yitschou an der Südküste Schantungs auf Strand gesetzt und gesprengt sei. Einige Tage später fanden es dort eifrig suchende japanische Torpedoboote in völlig wrackem Zustand. Die Besatzung aber entkam wohlbehalten in das Innere Chinas. Sie wurde während der Kriegsdauer von den Chinesen in Nanking interniert und nach dem Eintritt Chinas in die Reihe unserer Gegner dort gefangen gehalten. —

Von den übrigen vorhandenen Kriegsfahrzeugen waren „Kormoran", „Iltis" und „Luchs" bereits Ende September an einer tiefen 50-m-Stelle bei Yunuisan versenkt worden. „Tiger" folgte ihnen Ende Oktober nebst den anderen kleinen Fahrzeugen, als die allgemeine Beschießung einsetzte. Es waren Stunden tiefster Wehmut, diese zwar ihrer Waffen beraubten, aber sonst noch völlig intakten Schiffe durch Selbstvernichtung, ohne daß sie Anteil am Kampfe gehabt hatten, ins nasse Grab sinken zu sehen. Aber es mußte sein. Keins sollte dem Feinde als Beute in die Hände fallen. Dort unten mochten sie ausruhen von tatenfrohem Leben unter der ruhmreichen schwarz-weiß-roten deutschen Flagge.

Herbststimmung war's, die einen bei aller Kampfesfreude angesichts dieses langsamen Zerstörungswerks an unserem stolzen, schönen Gut überkam. Herbststimmung, die mit leisem Frösteln überleitete zu dem alles vernichtenden Winter. Wie lange noch, und all die herrlichen blühenden Schöpfungen in und um Tsingtau würden ebenfalls der Vernichtung preisgegeben sein, mehr oder weniger ein Trümmerhaufen!

Bei jedem Spaziergang, auf allen dienstlichen Fahrten innerhalb des Festungsbereichs, auf den wir ja seit Oktober ganz angewiesen waren, bohrte diese Herbststimmung in jedem von uns wie ein tiefer Seelenschmerz. Oft bin ich hinausgewandert, um Abschied zu nehmen von diesem oder jenem Lieblingsplatz im Forst, im Gouverneursgarten, von diesem

oder jenem unvergleichlich schönen Blick in die wunderbare Natur. Wo immer man stand, um das alte reine Bild in sich aufzunehmen, sei's auf dem Bismarckberge, den Iltisbergen, der Paßkuppe, überall sah man die Krallen des Feindes sich enger und enger schließen.

Meist führte der Weg an drei gähnenden, großen Gruben, einer auf dem Friedhof, einer zweiten auf dem rechten und einer dritten auf dem linken Flügel vorbei. Es waren die Massengräber für die zu erwartenden Verluste. Jedermann wußte, was sie bedeuteten, aber es gab wohl keinen, dem nicht dieser anfangs befremdliche Anblick allmählich etwas Liebes, Vertrautes bekommen hätte. Es waren die Heimstätten.

Wer in der Bismarckkaserne untergebracht war und sich schnell durch einen Blick über die Seeseite orientieren wollte, stieg auf den Küstenkommandeurstand. Ein eigenartiges Idyll war's, das der furchtbare Ernst dieser Wochen und Monate hier gelassen hatte. Der Kommandeur der Seefront, Fregattenkapitän Haß, hauste hier mit Korvettenkapitän Mündel und seinem Adjutanten nebst etwa 10 Mann, die zum Telephonieren und Messen gebraucht wurden, und — Ursula.

Ursula war ein junges Zicklein von der unter den Tsingtauer Familien in den letzten Jahren allgemein eingeführten und beliebten milchreichen Sorte. Jetzt spielte sie den letzten Mohikaner. Alle ihre Kameradinnen waren dahin. Ein Böcklein nur noch tummelte sich als Gegenstück auf der Signalstation. Wie ein Gemslein sprang Ursula die steilsten Felsvorsprünge auf und ab und trat als treuer Wächter jedermann entgegen, der sich dem Kommandeurstand näherte. Die Leute liebten sie wie einen Haushund, und auch die Klugheit dieser Tiere hatte sie sich allmählich angeeignet. Vor allem war Ursula sich ihrer Sonderstellung wohl bewußt und verteidigte sie mit der Hartnäckigkeit ihres Geschlechts. Ihr sanft anschmiegsames Temperament konnte in Wallung kommen, wenn es sich um die Vertretung prinzipieller Fragen handelte. In des Wortes wahrster Bedeutung konnte sie sich dann auf die Hinterbeine stellen und so lange und wütend boren, bis sie sich durchgesetzt hatte. Derartig kolerische Seelenregungen machten sich stets bemerkbar, wenn sich andere Vierbeiner ihrem Reich zu nahen wagten. Kam Plüschows großer schlackfiger Hund — und der kam häufig, weil Plüschow auf dem Kommandeurstand zeitweise wohnte —, dann gab's stets einen Kampf, in

dem Ursula immer die Siegerin blieb, d. h. das Feld behauptete. Glückliches Idyll in schwerer, ernster Zeit! Wer, der dich kennenlernte, gedenkt deiner nicht jetzt noch in wehmutvoller Freude! Als die Japaner bei der Kapitulation sich des Kommandeurstandes bemächtigten, war Ursula, die sich durch das Bombardement nicht im geringsten hatte einschüchtern lassen, verschwunden. —

Es ging in das letzte Oktoberdrittel, und noch immer machte der Feind keine Anstalten zum allgemeinen Angriff. Mit seiner Maulwurfsarbeit war er bis auf etwa 1500 m an das Haupthindernis herangekommen. Die Bergkuppen krönten Beobachtungsstände, die aber von unserer Artillerie in weiser Überlegung erst mit Beginn des Artilleriekampfes unter Feuer genommen werden sollten. Auf den Prinz-Heinrich-Bergen war, wie wir später erfuhren, eine bombensichere Beobachtungszentrale eingerichtet, die mit sämtlichen Artilleriestellungen und der Land-F.-T.-Station in Verbindung stand, auf diese Weise auch dem Feuer der Schiffe als seitliche Beobachtungsstelle dienend.

Die Ursache des ungewöhnlich langen Hinzögerns wurde uns in den Telegrammen aus Peking angedeutet und später in ihrem vollen Umfange bekannt: Die Geschütze und die Munition waren noch immer nicht zur Stelle. Vom 15.—17. Oktober hatte böses Wetter den Hauptlandungsplatz bei Wangkotschwang erheblich mitgenommen und die angelegte Feldbahn streckenweise zerstört. Die Wege waren unpassierbar geworden. Noch einmal zeigten die hoch angeschwollenen Flüsse ihre ganze tückische Gewalt. Viele Trümmer von feindlichen Ausrüstungsstücken, Proviant usw. schwemmten sie in die Innenbucht. Der Transport der schweren Geschütze und der Munition wurde durch die Naturgewalten um 8—10 Tage verzögert.

Uns kam das unerwartet, aber sehr gelegen. Mit großer Tatkraft hatten alle Stellen der Verteidigung, der Kommandeur der Landfront und die Truppenkommandanten, unterstützt vom Ingenieuroffizier vom Platz und vor allem durch die Oberleutnants der Landwehr Marcks und Steinmetz sich um den weiteren Ausbau des Zwischengeländes bemüht. — Auch die J.-W. hatten unter Leitung ihrer Kommandanten umfangreiche Verbesserungsbauten, wie schrapnellsichere Eindeckung der Verbindungswege, Eindeckung der Maschinengewehrstände, unternommen. — So

war schließlich in dem schmalen Zwischengelände zwischen den J.=W. und den dahinter liegenden Bergen eine ganze kleine unterirdische Stadt entstanden.

Am stärksten wurden, wie ich schon früher erwähnte, die Stellungen auf dem rechten und linken Flügel. Am Nordausgang von Tschantschan hatte Oberleutnant Buttersack mit seiner Reservekompanie rechts und links der Straße splittersicher eingedeckte Schützengräben mit Verbindungsgängen nach einer tiefen, mit 1/2 m Beton eingedeckten Ravine angelegt. Hier hauste seine Mannschaft. Und sie war wirklich vorzüglich untergebracht. Da gab es Räume für Offiziere und Leute getrennt, deren Boden mit Holz belegt und kanalisiert war, Küchen und — eine kleine, durch Motor betriebene elektrische Zentrale für die Beleuchtung. Spartanischer sah es in der Mitte und auf dem linken Flügel aus. Hier hatte man nur offene Schützengräben oder Sandsacktraversen, und die dahinter liegenden Unterkunftsräume waren einfache Erdhöhlen in dem Profil eines rechtwinkligen Dreiecks, dessen Hypothenuse die durch Balken gebildete Rückwand darstellte.

Jeder der drei Kommandeure des Zwischengeländes hatte sich seinen besonderen Stand eingerichtet. Den rechten Flügel kommandierte Major Anders mit etwa 400 Mann. Die Mitte befehligte am gedeckten Weg zwischen J.=W. IV—II Major Kleemann, dem die 5. Kompanie, die Pioniere, das österreichische Landungskorps und etwa 45 Mann der Hsiauniwabatterie unterstellt waren, im ganzen etwa 370 Mann. Auf dem linken, dem schließlich stärksten Flügel endlich herrschte Oberstleutnant Kuhlo mit dem Ostasiatischen Marinedetachement. Hier wurde auch die Marinekompanie unter Korvettenkapitän Sachße, die entbehrlichen Mannschaften der Seewerke und die freigewordene Besatzung der „Kaiserin Elisabeth" sowie der mobile Landsturm eingesetzt. Von der ursprünglich geplanten Reserve blieb schließlich nicht viel mehr übrig als der Name.

Bis in die letzten Oktobertage hinein ließ der Feind die Arbeiten im Zwischengelände unbelästigt, wiewohl er sich mit seiner Infanterie am 26. bereits bis auf etwa 800 m an das Haupthindernis herangearbeitet hatte. Unverständlich, wie uns damals dieses Zaudern war, wirkte auf den ersten Blick auch sein passives Verhalten der Werft gegenüber. Aus

ihrem emsigen Betrieb mußten die kaum 2 km davon entfernten Japaner deutlich erkennen, von wie großem Nutzen die Werft der Verteidigung war. Alles, was mit der Eisenbearbeitung zusammenhängt, lieferte sie uns ja mit einer geradezu bewundernswerten Anpassungsfähigkeit auf allen Gebieten. Da wurden Schutzschilde, Geschützbettungen, Minenwerfer, Handgranaten, Schrapnell- und Kartätschenkugeln, ja sogar, wie der Leser weiß, ein Doppeldecker gebaut. Die Lokomotive rollte wie im tiefsten Frieden auf dem Umschließungsdamm hin und her. Das Werftpersonal bewegte sich, ohne an Schutz zu denken, auf dem Werftgelände, und das Fährboot, voll beladen mit Arbeitern, setzte angesichts des nahen Feindes ganz regelmäßig über den Hafen. Und nicht eine Kugel, die sicher unter den chinesischen Arbeitern sofort eine Panik verursacht hätte, pfiff bis zum Beginn des Artilleriekampfes unter die gedrängte Menge.

Die Ursache wurde schließlich klar. Die Japaner lebten in dem Wahn, sich die Werft wie auch die noch schwimmenden Fahrzeuge erhalten zu können. Stutzig über deutsche Anschauungsweise in bezug auf das, was man dem Feinde ausliefert, mußte sie allerdings das allmähliche Verschwinden der Kanonenboote und die Verblockung des großen Hafens durch drei große Dampfer machen, die bereits am 14. Oktober vor der Einfahrt versenkt worden waren. Damit aber, meinte der Gegner wohl, hätte das Zerstörungswerk sein Ende erreicht. Und um sicher zu gehen, sandte Ende Oktober das japanische Hauptquartier durch F.-T.-Station und Briefchen, die japanische Flieger vor dem Prinz-Heinrich-Hotel abwarfen, folgenden Appell an unsere Großmut:

Aviso! ! !

Hauptquartier, den 30. Oktober 1914.

An verehrten Herrn Offizieren und Mannschaften in Festung!

Es dürfte dem Gottes-Wille wie der Menschlichkeit entgegenwirkend sein, wenn man die noch nicht ausgenützten Waffen, Kriegsschiffe und sonstigen Baulichkeiten, ohne taktischen Anspruch zu haben, zugrunde richten würde, und zwar blos aus der eifersüchtigen Absicht darauf, daß sie in die Hände des Gegners fallen werden.

Obwohl wir bei Herrn, die Rittertumsehre schätzenden Offiziere und Mannschaften, es gewiß glauben können, so eine Gedankenlosigkeit keineswegs zu verwirklichen, erlauben wir uns jedoch die oben Erwähnten als unsere Meinung zum Ausdruck zu bringen. Belagerungsarmeekommando.

Die darauf spekulierten, sollten von der deutschen Buschidoauffassung bitter enttäuscht werden.

Ende Oktober aber war endlich der Augenblick gekommen, wo der Feind den letzten entscheidenden Schlag zu führen bereit war. Und als ob auch die ferne Heimat sich dieses kritischen Augenblicks bewußt geworden wäre, erhielten wir von Seiner Majestät dem Kaiser am 27. folgendes begeistert aufgenommene Ermunterungstelegramm:

„Mit Mir blickt das gesamte deutsche Vaterland mit Stolz auf die Helden von Tsingtau, die, getreu dem Wort des Gouverneurs, ihre Pflicht erfüllen. Seien Sie alle Meines Dankes gewiß.

Wilhelm I. R."

9. Kapitel.

Der Artilleriekampf.

Manche untrüglichen Zeichen deuteten im letzten Oktoberdrittel daraufhin, daß wir vor der Entscheidung ständen. Unsere Maschinenkanonen fanden bereits Tag und Nacht ausgiebige Ziele. Fortgesetzt ratterten sie in die stille Nachtluft hinein, und das „Tack, Tack" der Maschinengewehre aus den J.=W. wollte in den Abendstunden kaum noch zum Schweigen kommen. Der Feind hatte sich bis zur Gewehrschußweite vorgearbeitet. Japanische Schleichpatrouillen wurden zuweilen mit ihren Scheren zwischen den Drähten des Haupthindernisses entdeckt und beschossen. Nach den Kundschafter= und Fliegermeldungen mußte die schwere Artillerie in Stellung sein. Ihre Hauptplätze wurden hinter dem Kuschan, dem Ziegenstall, den Walderseehöhen, bei Hohsi, bei Koutsy festgestellt. Später kam noch eine schwere Artillerieaufstellung hinter dem Schuangschan hinzu.

Für die Widerstandskraft der Festung war die Belagerungsartillerie nach Zahl und Kaliber reichlich stark bemessen. Alle Kaliber, bis zum 28 cm einschließlich, der vor Port Arthur berühmt gewordenen Haubitze, waren vertreten. Man merkte, die Japaner schätzten unsere Betonbauten sehr hoch ein und wollten mit ihrem „Knacken" sicher gehen, die anfänglich vor Port Arthur begangenen Fehler nicht wiederholen.

Hinter Haihsi hatte die Flotte in den letzten Tagen sich emsig im Minenräumen betätigt. Also auch von dieser Seite wollte man mit schwerem Geschütz den Angriff in die völlig wehrlos daliegende Stadt tragen, sie zwischen zwei Feuer nehmen! Solche Wahrnehmungen mußten düster stimmen.

Und doch gab es noch immer Optimisten in unseren Reihen, die an

die unmittelbar bevorstehende Entscheidung nicht recht glauben mochten. Da kam am 29. und 30. das untrügliche Vorspiel. Morgens schon setzte eine wütende Kanonade der Flotte ein, die mit kurzen Pausen fast ununterbrochen bis zur Dunkelheit dauerte. Die Hauptziele waren die den Schiffen erreichbaren Batterien: Iltisberge, Huitschuenhuk und Batterie I, auf dem rechten Kamm der Iltisberge gelegen, die von Leutnant a. D. Trendel befehligt wurde. Kein Zweifel, diese Beschießung sollte das Feuer der Festungsbatterien niederhalten, die letzten Arbeiten der feindlichen Infanterie erleichtern.

Mit zunehmendem Erfolge hatte Huitschuenhuk in den letzten Tagen und Wochen sich an der Beschießung der Landfront beteiligt. Häufig fraßen sich die 24 cm bis nach Litsun heran, und den ehrenvollen Beinamen „Litsun-Expreß" hatte man drüben auf diese Batterie übertragen. Sie wurde dem Feinde immer unangenehmer. Aber auch diese zweitägige intensive Bearbeitung durch die gegnerische Flotte vermochte dem braven Seefort keinen ernstlichen Schaden zuzufügen. Ebensowenig materiellen Eindruck machte das Bombardement auf die Iltisberge und Batterie Trendel. Wohl schwiegen zeitweilig die Geschütze dieser offenen, ungeschützten Batterien, wenn sie gerade Zielscheibe des Feindes waren, und die Mannschaften traten in Deckung. Ebenso routiniert nutzten sie aber auch jede Atempause aus, um die sich vorarbeitende feindliche Infanterie mit Schrapnell- und Granatfeuer zu überschütten.

Anerkennenswertes leistete in dieser Hinsicht die Batterie Trendel. Völlig offen, ohne jeden Geschütz- und Mannschaftsschutz lag diese aus uralten 9 cm bestehende kleine Batterie auf dem zerklüfteten Bergkamm des äußersten rechten Flügels. Die einzige, nur sehr primitive Deckung boten einige erratischen Riesenblöcke aus dem ersten Werdeprozeß unserer Erde, die den steilen Abhang hinter der Batterie herabgekollert waren. Hierhinter flüchteten einzeln die braven Kanoniere, wenn sie ihre Lunte abgebrannt hatten, oder die feindlichen 30,5-cm-Geschosse ihnen dicht um die Ohren flogen. Einzigartig und unvergeßlich war das Bild, das sich dem Beschauer vom Mathildenstein aus bot. Dort auf dem Kamm sah er deutlich die kleine beherzte Schar, zeitweise eingehüllt in gewaltige schwarze Staub- und Sprengwolken, umsaust von zischenden Spreng-

stücken und splitternden Felsbrocken, in furchtloser Gelassenheit, bald ihre Geschütze bedienend, bald Hölzer und Balken heranschleppend, um die karge Deckung der Natur zu ergänzen. Und mitten unter ihnen, immer geschäftig, anfeuernd, leitend, die kleine, runde Gestalt ihres Führers, der als ehemaliger Leiter des Waggonslits-Hotels in Peking sich so prächtig in alle Lagen zu schicken wußte. Nie war er um Mittel verlegen. Etwa 100 m abseits seiner Batterie hatte er eine Scheinstellung errichtet, von der aus lustig Kanonenschläge abgebrannt wurden, und die zeitweise ein wütendes Schiffsfeuer auf sich zu lenken vermochte.

Was nur stellten sich die Japaner von dieser Batterie vor, daß sie ihr die Ehre solcher Feuerkonzentration erwiesen? Es war, als ob sie mit Elefantenbüchsen nach Mücken schossen.

Hier, wie allgemein, stand der Munitionsaufwand der Flotte in keinem Verhältnis zum Ergebnis. Weit über 1000 Schuß schweren und schwersten Kalibers, davon allein während des Artilleriekampfes der letzten Tage 815 Schuß, wurden nach einer englischen Quelle von den 19-cm- bis 30,5-cm-Geschützen der Schiffe gegen die Festung verfeuert, ohne daß ein Fort, eine Batterie außer Gefecht gesetzt wurde.

Aber noch ein anderes Zeichen deutete darauf hin, daß nun auch bald die feindliche Landartillerie ihre ehernen Stimmen erheben würde. Die Flieger entfalteten in diesen beiden Tagen eine unheimliche Tätigkeit. Nicht mehr einzeln, in ganzen Rudeln kamen sie über die Stadt und die Werke dahergebraust, uns ihre eisernen Grüße sendend. Und mitten in diesem ununterbrochenen Geknalle erhob sich am 30. morgens Plüschow zu seinem letzten wohlgelungenen Erkundungsflug. Wie durch ein Wunder überstand er auch jetzt wieder alle Fährnisse, aber noch lange nachher durchzitterte ihn der Schrecken dieser Fahrt. Seine Nachrichten bestätigten, daß drüben alles zum letzten Schlage bereit sei.

Es war Vollmond in diesen Tagen und ein wunderbar schönes, ruhiges Wetter. Und da ließen es sich die feindlichen Flieger nicht nehmen, uns auch in den ersten Abend- und Nachtstunden Besuche abzustatten. So ungewohnt war die Neuerung, daß man zunächst seinen Sinnen nicht zu trauen wagte und die surrenden Töne in der stillen Nachtluft für die Ankündigung herannahender Autos hielt, bis statt der warnenden Hupe die vom Himmel fallende Bombe über den Irrtum belehrte. Ganz

niedrig flogen die Vögel, aber erspähen konnte man sie doch nur, wenn sie sich zufällig zwischen Mond und Wanderer stellten. Da sich der Abend- und Nachtverkehr bereits auf ein Mindestmaß beschränkt hatte, so vermochten diese nächtlichen Besuche keinen weiteren Eindruck zu hinterlassen als die Warnung: „Hab' acht, bald spielen wir zum Tanz!"

Und so bitter für jeden ohne Ausnahme vom Gouverneur herab bis zu den Unerschrockenen in den Schützengräben, an den Batterien, in den Werken die Tage und Nächte waren, die nun folgten; es war gut, daß die Entscheidung kam. Unsere Artilleriemunition fing an bedenklich auf die Neige zu gehen, und sie sollte, sie mußte doch wenigstens hinreichen, um den ersten Ansturm des Gegners zurückzuschlagen.

Wieder war ein Sonnabend der kritische Tag, der die neue Phase einleiten sollte. Ein Sonnabend war's, an dem die Japaner in Nord-Schantung ihre Landung beendeten, ein Sonnabend auch, an dem sie in das Schutzgebiet eindrangen. Und nun bedeutete ein Sonnabend wiederum einen entscheidenden Wendepunkt. Gewiß war das nur Zufall, aber der ausgesprochene Schematismus des Feindes machte abergläubisch. — Schließlich war's ja auch ein Sonnabend, an dem die Festung fiel.

Bis zum Beginn des Artilleriekampfes waren die Truppen des Zwischengeländes in den ihren Stellungen zunächst gelegenen Kasernen und Häusern untergebracht. Der rechte Flügel stützte sich auf die Iltiskasernen, die Mitte auf die Moltkekaserne, und der linke Flügel bewohnte möglichst zerstreut die Bürgerhäuser am Hafenviertel. Im Gerichtsgebäude hatte sich Korvettenkapitän Sachße mit der Marinekompanie und dem Landsturm niedergelassen. Neben dem Bedürfnis, schnell in die Unterstände und Schützengräben zu gelangen, war für die Auswahl der Unterkunftsorte die Sicherheit maßgebend gewesen. Solange es nach Eröffnung des feindlichen Feuers irgend angehen würde, sollte in den Kellern dieser Gebäude wenigstens ein Teil der Truppen des Zwischengeländes Ruhe und Nahrung finden. Mangel an Sicherheit hatte gegen die Benutzung der Bismarckkaserne gesprochen, die sonst infolge ihrer zentralen Lage wohl für einzelne Detachements geeignet gewesen wäre. Nicht mit Unrecht sagte man sich, daß dieser Gebäudekomplex dicht hinter dem mit unseren Hauptbatterien bespickten Bismarckberg der reine Kugelfang für das feindliche Feuer sein und bald

vom allgemeinen Verkehr abgeschnitten werden würde. Mit dieser Kalamität mußten auch die in ihren Kellern untergebrachten Stäbe, der Gouvernementsstab und der Kommandeur der Landfront mit seinem Stabe, rechnen. Aber naturgemäß hatte der Feind durch direkte Beobachtung und durch seine Flieger überreichlich Gelegenheit gehabt, sich über die Hauptsammelplätze der Truppen zu unterrichten. Das bewiesen uns sehr bald die Treffsicherheit und die Heftigkeit, womit diese Orte unter Feuer genommen und gehalten wurden. —

Ein unaufhörliches Gekrache, bald in nächster Nähe, bald aus größerer Entfernung, weckte am 31. mit Tagesgrauen Soldaten und Bürger aus dem Schlafe. Das konnte nicht mehr das Heulen von Hsiauniwa über dem Hafenviertel, das hohe Bellen der 15=cm=Tsingtaubatterie sein, das sich besonders den Bewohnern der Bismarckkaserne unliebsam bemerkbar zu machen pflegte.

Das waren des Feindes Visitenkarten!

Der Artilleriekampf nahm seinen Anfang.

Und der gute Bürger schuf bald, um sich zwischen freundlichem und feindlichem Feuer in diesem Höllenlärm auszukennen, die bezeichnenden Losungsworte: Export und Import. Krachte es über dem Hafenviertel in regelmäßiger, ruhiger Salvenfolge, so rief man wohl den nervösen Geistern in begütigendem Tone zu: „Keine Sorge, es ist nur Export!" Ließ aber das unregelmäßige Anschwellen des Getöses, ein Blitz, das Pfeifen und Sausen der Sprengstücke oder das uns allen nur zu wohl bekannte „Huiiii—Bautz" erkennen, daß wir selbst gemeint seien, so ertönte die erregte Stimme des Warners: „Import, Import, runter in die Keller!"

In ausgezeichneter Verteilung säumte das feindliche Feuer gleich zu Beginn den ganzen Bergkamm von der Paßkuppe über die Iltisberge, den Bismarckberg bis zum Hafenviertel und der Werft ein. Alle Batterien, die hier standen, alle wichtigen, sich nach außen kennzeichnenden Anlagen befanden sich im Augenblick wie unter einer Sturmwolke, aus der ein Hagel berstender Granaten und platzender Schrapnells bricht.

Nackt um ihre Baljen geschart, standen die Mannschaften der Iltisbergbatterie im äußeren Hof beim Waschen, als vom Batteriekomman=

deur, Oberleutnant zur See Falkenhagen, die ersten Aufschläge und Feuersäulen auf dem Bismarckberg beobachtet wurden. „Aha, das ist die Eröffnung des Reigens von Land aus.“ Ein schriller Ton mit der Trillerpfeife. „Alle Mann sofort in Deckung in die Kasematte!“ Alles liegen lassend, stürzt die Besatzung hinter die Betonmauern, als auch schon die erste schwere Steilfeuergranate just an der Stelle niedersaust, wo vor Atemzugslänge fast die ganze Batteriebesatzung dicht gedrängt beim Waschen stand. Niemand wurde verletzt.

Und Schlag auf Schlag sitzen nun die Treffer dicht um die freistehenden Geschütze.

Unzählige Beschießungen schwerster Schiffsartillerie hatten dieser Batterie nichts Ernstliches anzuhaben vermocht, als hier und dort ein Stück Beton abzusplittern, ein Schutzschild zu durchschlagen, große Trichter in die Brustwehren zu bohren. Was tat's? Man trat unter die schußsicheren Betonmauern und wartete ruhig ab, bis der Feind sich ausgetobt, um ihm dann um so munterer mit den Geschützen aufzuspielen. Die geringe Wirkung der Schiffsgeschütze hatte durchweg keck, die Gefahr unterschätzend gemacht.

Das nun einsetzende wohlgezielte Steilfeuer, dessen Streuung wenige Meter beträgt, ändert mit einem Schlage die Situation. Schuß auf Schuß sitzt in den Brustwehren, und die Traversen werden bis zur Unkenntlichkeit zerpflügt, aber die Geschütze bleiben wie durch ein Wunder, abgesehen von einigen Schrammen, unverletzt an diesem ersten Kampftage.

Doch von anderen Stellen mehren sich die Hiobsposten in der Zentrale. Um 7,15 Uhr morgens schon kommt die Nachricht, daß die 15-cm-Batterie der Österreicher, jene von jugendlichem Übermut „Batterie Lebensversicherung“ getaufte Geschützaufstellung am Krähenpaßweg, schwere Verluste habe. Jetzt rächen sich die Japaner. Mit schweren Granaten ist sie als eins der ersten Ziele überschüttet. Die Besatzung hatte sich aus ihren Hütten in den seitlich offenen splittersicheren Unterstand geflüchtet, und dabei ist das Unglück geschehen. Ein Geschoß ist dicht vor dem Eingang geborsten und hat die kleine Schar buchstäblich niedergemäht: 5 Mann tot und 7 schwer verletzt. Unter letzteren befindet sich der Batteriekommandeur Fregattenleutnant Beierle, während

seinem vor ihm stehenden Freunde, dem Kriegsfreiwilligen Harding-Klimaneck, der Kopf durch ein Sprengstück vom Rumpfe getrennt wird.

Seltsam, wie das Schicksal manchmal waltet. Klimaneck, ein junger Dolmetscher des österreichisch-ungarischen Generalkonsulats in Schanghai, hatte sich aus lauter Begeisterung für die Sache bei Ausbruch des Krieges dem Gouvernement in Tsingtau als Freiwilliger zur Verfügung gestellt. Hier, wo rein deutsche Interessen bedroht waren, wollte er in idealer Betätigung des Gemeinsamkeitsgedankens Schulter an Schulter mit seinen deutschen Brüdern kämpfen. Neben hohem Schwung war ihm aber auch ein für einen Österreicher schier unfaßbarer Optimismus eigen. Noch am Abend vor der Katastrophe wußte er in der Offiziersmesse der „Kaiserin Elisabeth" mit zündenden Worten die Auffassung zu vertreten, daß die Japaner keinen ernstlichen Angriff wagen, jedenfalls Tsingtau nicht mit Waffen erobern würden. Nun mußte gerade er als einer der ersten seine Ansicht mit dem Leben bezahlen.

Außer Klimaneck hatte sich übrigens noch ein Angehöriger unseres Bundesgenossen, ein früherer österreichischer Kavallerieoffizier, der zur Zeit in Japan künstlerischen Neigungen lebte, in Tsingtau zu den Waffen gedrängt. Es war der Oberleutnant a. D. von Riedelstein, dessen kühne und begeisterungsstarke junge Gattin dem kränklichen Manne wohl den Anstoß zu diesem Schritte gegeben hatte. Sie selbst stellte sich in den Dienst der Krankenpflege und hat Seite an Seite mit den deutschen Schwestern in einem der Lazarette bis zum Fall der Festung gewirkt. —

Und weiter geht der Kampf. Die drei schweren Feldhaubitzen werden in ihrer Stellung bei Tschungschiawa vom feindlichen Feuer überrascht und gleich dermaßen von Granat- und Schrapnellfeuer eingedeckt, daß sich der Kommandeur Oberleutnant Böse mit seinen Mannschaften nicht zu rühren wagt. In niedrigem Schuppen dahinter stehen angeschirrt die Zugtiere. Von Panik ergriffen, reißen sie sich los und stürzen schweißbedeckt und zitternd vor Aufregung ins Freie, um bald schaudernd in den Stall zurückzueilen, wo sie wenigstens nichts sehen. Dabei schreien die Maultiere, als ob sie schwere körperliche Verletzungen hätten. Und doch sind sie fast ausnahmslos unverwundet. Stunden quälender Untätigkeit fesseln die Batterie in dieser dem Feinde bekannten, gut

sichtbaren Stellung. Glücklicher- und wunderbarerweise wird auch hier keine Haubitze ernstlich beschädigt.

Doch fort geht's, sobald das feindliche Feuer ein wenig nachläßt, um nie wieder in diese Mausefalle zurückzukehren. Oberleutnant Böse versteht sein Handwerk. Er weiß, daß der größte Schutz dieser ausgezeichneten Batterie in ihrer großen Beweglichkeit liegt. Im schlanken Trabe, auf guten Straßen die Stellungen wechselnd, erscheint er bald hinter einem buschigen Ausläufer am Iltishof ganz auf dem rechten Flügel, bald auf dem Moltkeplatz der äußersten Linken, eine Bergkulisse aus Leinwand mit sich führend, die er an sichtbaren Orten als Deckung benutzt. Und wie die Feldhaubitzen, so arbeitet mit größtem Erfolg und bis zur Übergabe unermüdlich tätig unsere brave Feldbatterie unter Hauptmann Stecher. Bald ist es ihnen gelungen, die Zeit zu bestimmen, die der Gegner braucht, um vom Augenblick der ersten beobachteten Schüsse das Feuer einer seiner Batterien auf den Punkt zu lenken, oder, militärisch gesprochen, welche die feindliche Befehlsübermittlung und Beobachtung für das Einschneiden ihrer Batterien und die Befehlserteilung nötig hat. Es sind das etwa dreiviertel Stunden. Diese Zeit können sie seelenruhig aus ihrer Stellung feuern, ohne direkt beschossen zu werden. Ist sie annähernd verstrichen, so protzen sie auf und jagen in die neue Stellung, während der Feind in wütender Kanonade den alten Platz beschießt.

Während des ganzen furchtbaren Artilleriekampfes, in dem unsere festen Batterien immer nur in kurzen Stößen, wenn sie gerade nicht beschossen werden, zu feuern vermögen, beherrschen diese 15-cm- und die Feldbatterie das Feld. Zuerst ist feindliche Artillerie das Ziel. Zum Schluß des Ringens wird mit Erfolg ein Feuerschirm zwischen die vordersten feindlichen Schützengräben und die dahinter befindlichen Reserven gelegt. Für alle großen und schwierigen Aufgaben greift bis zum letzten Schuß Oberstleutnant v. Kessinger immer wieder auf diese beiden Batterien zurück.

Und stärker, immer stärker schwillt in den ersten Vormittagsstunden das Getöse der berstenden Granaten, immer ununterbrochener hört man das Huiii — und das Sfff — der herabfallenden Geschosse und der herumfliegenden Sprengstücke. Von den Fenstern der Bismarckkaserne sieht man unsere 28-cm-Staatsbatterie auf dem Bismarck-

10*

berg und die dicht daneben stehende 21-cm-Batterie zeitweise in Feuer, Staub und Rauch völlig eingehüllt. Kapitänleutnant Dümmler und Oberleutnant zur See Patzig sind ihre Kommandeure.

Plötzlich meldet Dümmler durchs Telephon: „Stehe unter schwerem Granatfeuer. Mehrere Volltreffer durch die Schutzschilde haben zwei Haubitzen außer Gefecht gesetzt. Personalverlust bis jetzt keiner."

Unsere stärkste Batterie schon jetzt so dezimiert! Das ist ein trüber Anfang. Glücklicherweise stellt sich bald heraus, daß nur eine Haubitze dauernd unbrauchbar, die andere noch ausbesserungsfähig ist. Aber das Zutrauen zur Unverletzlichkeit dieser 100 m hoch gelegenen, trichterförmig in den Fels eingesenkten Batterie hat doch einen heftigen Stoß bekommen. Wenige nur hatten ihr ein so trauriges Prognostikon zu stellen gewagt.

Heftig noch wird diesen vier Geschützen im Laufe der nächsten Tage zugesetzt. Verletzungen und Reparatur sind in ständigem Wechsel begriffen. Ich glaube, alle vier wurden zeitweilig außer Gefecht gesetzt, aber nur eine Haubitze dauernd. Die brave Batterie hat bis auf den letzten Schuß wacker durchgehalten und ist in der Schlußphase des Kampfes von großem Nutzen gewesen. Der großen Zahl von feindlichen Blindgängern ist vorzugsweise das Fehlen von Personalverlusten zu verdanken. Die Betondecken aber hat der Feind trotz eifrigen Hämmerns mit 28-cm-Steilfeuergranaten nicht zertrümmern können.

Unter barbarischen Verhältnissen muß Patzig mit seinen 21 cm seinen Mann stehen. Auch dieser Batterie setzt der Gegner entsprechend ihrer Bedeutung mit schwerstem Kaliber zu. Die Geschütze aber sind ohne jeden Schutz, Personal und Munition haben nur 80 cm Beton, also nicht viel mehr als gar nichts über sich. Natürliche Deckung finden sie freilich in ihrer versteckten Aufstellung, die es dem Feinde bis zum Schluß unmöglich macht, ihre genaue Lage herauszufinden, und in dem Umstand, daß dicht hinter der Batterie ein steiler Abhang die Sprengwirkung aller Weitschüsse in sich auffaugt. Trotzdem schlägt sehr bald ein Zufallsvolltreffer die Mündung des einen Rohres ab. Nun bleibt der Batterie nur noch ein Geschütz, mit dem sie wacker durchhält.

Weniger bedrängt sind zuerst die Seeforts. Auf sie konzentriert sich in den nächsten Tagen das Feuer in voller Stärke. Unter schwerster

Artilleriewirkung stehen dagegen vom ersten Augenblick an die leichten, offenen Batterien bei Taitungtschen und auf dem rechten und linken Flügel. Bei Tage werden die Geschütze naturgemäß zerlegt in Deckung gehalten, um nur nachts ihre letzten Schrapnells auf die sich vorarbeitende feindliche Infanterie zu feuern. Aber einfach ist das nicht. Sobald eine Batterie auflebt, steht sie im Nu unter heftigstem Schrapnellfeuer. Schwer haben Offiziere und Mannschaften teilweise in ihren nicht bombensicheren, ganz primitiven Unterständen, die bei einzelnen Batterien von überwältigendem Granatfeuer beinahe zermahlen werden, auszuhalten gehabt. Nicht rücken und rühren können sie sich am Tage. Und zur Befriedigung der einfachsten und natürlichsten Bedürfnisse muß zu grotesken Mitteln gegriffen werden. Nur die Nacht bringt eine gewisse Befreiung aus dieser Zwangslage. Und unter unsäglichen Schwierigkeiten wird dann das Essen von hinten herangeschafft; die Geschütze werden schnell geflickt und zusammengesetzt, um die paar noch vorhandenen Schüsse möglichst nutzbringend gegen den Feind zu schleudern. Raketen dienen zur Erleuchtung des Vorgeländes. Die Scheinwerfer sollen erst beim Sturm in Tätigkeit treten, um bis dahin möglichst intakt zu bleiben.

Ein beliebtes Ziel dieser Art sind die Batterien bei Taitungtschen, Batterie Schulz und Batterie Strähler. Sie wie das Dorf haben besonders schwer unter feindlichem Feuer zu leiden.

Gleich unter den ersten Zielen befindet sich auch die Werft, die großen Petroleumtanks der Asiatic und Standard Oil Company, in deren Nähe Batterie 11 liegt, und die evangelische Mission, weit sichtbar auf einem Hügel des linken Flügels gelegen, bei welcher Truppen und Geschütze vermutet werden. Nach den Beobachtungen der letzten Tage wird der Gegner wahrscheinlich zu der Überzeugung gekommen sein, daß sein Appell an den deutschen Bushido das Gouvernement nicht hindern kann, alle militärisch nützlichen und wichtigen Dinge vor dem Fall zu zerstören. So jagt er denn, offenbar zunächst nur, um den Betrieb zum Stillstand zu bringen, einige Granaten leichteren Kalibers in die Werkstätten der Werft, die sofort das Ölmagazin in Flammen setzen und die noch vorhandenen Chinesen in schleunige Flucht treiben. Unter der umsichtigen Leitung des Werftdirektors geht das europäische

Personal, ohne die Ruhe zu verlieren, an die letzten Vorbereitungen der Sprengung. Am 31. 10. und 2. 11. nachts wird alles zerstört, was militärischen Wert besitzt. 160 kg Dynamit zerreißen den Dockboden. Von dem großen 150-t-Kran reißt die Sprengung die mittlere Stütze fort; der Kran fällt in den Hafen. Mit Torpedoköpfen werden die Gießerei, die Maschinenbauwerkstatt und die Umformerstation, die Hauptschlagader der Werft, zu einem Trümmerhaufen gemacht. Die Explosion hat eine so gewaltige Wirkung, daß gleichzeitig die Holzbaracken, der Schnürboden und die Sattlerei weggefegt werden.

Durch die Heftigkeit der Detonation aufmerksam geworden, nimmt der Feind die Werft alsbald unter lebhaftes Schrapnellfeuer, ohne indessen Verluste zu verursachen.

Schaurig schön wirkt der Brand der riesigen Petroleumbehälter am großen Hafen. In vier steilen, alle Maße überschreitenden schwarzen Säulen zieht, von Flammen durchmischt, der Rauch gegen den tiefblauen Herbsthimmel. Zu spät hatte man mit ihrer Entleerung begonnen.

Überhaupt das Petroleum! Graue Haare hat es unserem wackeren Artillerieoffizier vom Platz gemacht. Außer diesem Tankpetroleum fand sich noch für Millionen Dollar Kistenpetroleum in den Lagerschuppen der Gesellschaften aufgespeichert. Wohin damit?! Schließlich kam man auf den Gedanken, es an möglichst viele Orte zu verteilen und zu vergraben.

Am Abend des 31. flaut das Feuer etwas ab, um sich mit immer zunehmender Stärke bis zum 3. November, wo es seinen Höhepunkt erreicht, zu steigern. Unter dauerndem Feuerregen stehen die J.-W. Das Zwischengelände und alle Zugangsstraßen werden vorwiegend nachts unter Feuer genommen. Nach allen Regeln der Kunst sucht der Feind die J.-W. zu „knacken". Sprenggranaten schwersten Kalibers mit Verzögerung hämmern dicht bei dicht auf die Decken der Wohnräume, immer größer mahlen sich die Trichter aus. Einmal doch muß der widerstehende Beton zerbrochen sein. Aber merkwürdig. Trotz mangelnder Dicke hält er immer noch stand. Nur bei J.-W. V bilden sich Risse, die der braven Besatzung und ihrem mutigen Werkkommandanten, Hauptmann Sodan, Sorge machen.

„Wie lange wird's dauern, bis unter furchtbarem Krachen die Decken

einstürzen und uns unter ihren Trümmern begraben?" Diese Frage steht Tag und Nacht, jede Stunde, jede Minute auf seinen Mienen zu lesen. Fragt man telephonisch: „Wie geht's?", so erhält man die stereotype Antwort: „Danke, wir leben noch! Wie, das hören Sie am besten durchs Telephon." Und getreu gibt der Apparat das unaufhörliche Hämmern, Bersten und Krachen wieder.

Gewiß weicht die anfängliche Niedergedrücktheit einer gewissen Zuversichtlichkeit, nachdem die Mauern die Probe des ersten Tages so glänzend bestanden haben. Aber das Leben in diesen Tagen und Nächten der Beschießung ist doch nicht mehr menschlich zu nennen. Ein Leichtverwundeter wird nach einigen Tagen aus einem J.-W. ins Prinz-Heinrich-Lazarett gebracht. Er sieht elend und zusammengesunken aus. Man will ihn verbinden. „O nein," ruft er, „erst essen, essen, essen und dann schlafen. Die Wunde, die hat Zeit." „Aber Sie haben dort doch genug zu essen in Ihrem Werk." „Freilich," ist die Antwort, „aber keiner rührt's an. Seit 36 Stunden habe ich weder gegessen noch geschlafen. Und so geht's den meisten."

Unaufhörlich mahlen und lecken die Geschosse an den J.-W., bis sie zu völliger Unkenntlichkeit und Unbrauchbarkeit umgearbeitet sind. Natürlich ist ein Aufenthalt in den offenen Schützenstellungen unmöglich, unmöglich selbst der Verbleib einzelner Posten in ihren Ständen. Sie werden mit größter Wahrscheinlichkeit abgeschossen. Nur der einzige, leicht gepanzerte Stand bei J.-W. II bleibt benutzbar und wird bis zum Schluß mit Zähigkeit besetzt gehalten. Blind sind die Werke, und das macht ihre Lage nicht behaglicher. Die engen Zugangswege zu den Schützenstellungen füllen sich immer mehr mit Schutt. Die Brustwehren werden abgetragen, bis schließlich für den Körperschutz nichts mehr übrigbleibt, die Werke gleich Käfigen nur noch Menschenmassen bergen, die der Stunde harren, da dieses infernalische Artilleriefeuer so weit nachläßt, daß sie ausbrechen und Brust an Brust mit dem Feinde ringen können.

Ja, die japanische Artillerie schießt gut und wird vorbildlich geleitet. Wie die J.-W. wird auch das Zwischengelände unter ständigem Granat- und Schrapnellfeuer gehalten. Große Breschen werden in das Haupthindernis allein durch Artillerie gelegt, und die Grabenwand ist an breiten

Stellen abgenagt, die Blockhäuser sind bis zum 4. November nahezu alle zerstört. Besonders peinlich wird ein heftiges, die Zwischenstellungen der Länge nach bestreichendes Feuer vom Kuschan her empfunden. Alle Versuche unserer Batterien, diese Geschütze niederzuringen, sind erfolglos. Doch gaben die Japaner später zu, daß sie gerade an diesen Batterien schwere Menschenverluste gehabt hätten.

Während aber die artilleristische Kraft des Feindes immer mehr zunimmt, liegt die unsrige in den letzten Zügen. Fortgesetzt rufen die J.-W. um Artillerieunterstützung, um durch Niederhalten des gegnerischen Feuers Bewegungsfreiheit zu erhalten. Doch nur sehr unvollkommen kann ihrer Bitte entsprochen werden. Die feindliche Übermacht ist zu groß, unsere Munition zu knapp. Was da ist, kann nur noch löffelweise verausgabt werden. Und aus den Batterien der See- und Landfront wird in den ersten Tagen des November bereits ein erheblicher Teil der Gewehrträger ins Zwischengelände geschickt, wo er jetzt nützlichere Verwendung findet.

So wird es der gegnerischen Infanterie leicht, sich vorzuarbeiten. Mit Riesenschritten nähern sich uns ihre Maulwurfshügel. Vom 31. zum 1. nachts werden die erste Parallele und die Verbindungswege zur zweiten ausgehoben; am 2. nachts wächst bereits die zweite Parallele empor.

Schwer haben in diesen letzten Nächten unsere stets bereiten Zwischenraumtruppen in den mit eiskaltem Wasser angefüllten Unterständen und Gräben zu leiden. Halb erstarrt und dem fortgesetzten nervenzerrüttenden Trommelfeuer ausgesetzt, werden sie nur durch die äußerste Energie ihrer Führer frisch erhalten.

In der Nacht vom 1. zum 2. macht der Feind in heftigem eigenem Artilleriefeuer — die Japaner setzten ihre Pioniere und Infanterie rücksichtslos dem eigenen Feuer aus, wenn es der Zweck erforderte — einen Vorstoß gegen J.-W. IV. Es gelingt ihm, bis zum inneren Drahthindernis vorzudringen. Der Werkkommandant, Hauptmann Lancelle, vermutet einen Durchbruchsversuch und alarmiert Iltisberg. Um 9 Uhr wird die Marinereserve unter Korvettenkapitän Sachße dem Kommandeur der Mitte und des linken Flügels im Zwischengelände zur Verfügung gestellt. So schnell, wie es das die Straßen bestreichende Feuer gestatten

will, eilt Sachße mit seiner kleinen Truppe in die Unterstände des linken Flügels und schleicht sich in den Stand des Oberstleutnants Kuhlo:

„Melde Marinereserve zur Stelle. Gouvernement vermutet Durchbruchsversuch auf dem linken Flügel."

„Hören Sie lebhaftes Gewehrfeuer?" fragt Kuhlo. „Ich höre nur einzelne Schüsse. Solange man nicht ganze Feuersalven hört, glaube ich an keinen ernstlichen Angriff. Lassen Sie mir also einen Teil Ihrer Leute hier. Die übrigen geben Sie ruhig an andere Stellen ab, entsprechend den Befehlen."

Und Sachße eilt weiter. Am kleinen Gehölz zwischen J.-W. IV und V sind Schützengräben und ein Holzverhau. Hier will er mit dem Rest seiner Truppen sich dem dort befindlichen Teil des Ostasiatischen Marinedetachements unter Oberleutnant Tschentscher anschließen, der aber ruft: „Um Gottes willen, gehen Sie bloß fort! Hier sind Sie das reine Kanonenfutter. Wie die Fliegen fallen die Leute um mich. Dieser Platz eignet sich nicht zur Verteidigung."

Inzwischen hat mit gutem Erfolg die Iltisbergbatterie gewirkt. Der Druck gegen J.-W. IV läßt nach. Der Feind flutet zurück. Aber dies Wiederaufleben der verhaßten, beinahe totgeglaubten Batterie wird ihr hoch in Rechnung gestellt. Am 2. ergießt sich ein vernichtendes Feuer über sie. Und dieses Mal ereilt die wertvollen zwei 10,5-cm-Geschütze das Verhängnis. An einem wird die Lafette schwer beschädigt und unbrauchbar. Das andere erhält eine starke Rohreinbeulung. Ohne Zögern schreitet man in der Nacht am 3. zum Rohrwechsel, um das gesunde Rohr in die gesunde Lafette zu setzen. Durch eine unglückselige Rakete, die zur Beleuchtung eines nächtlichen Fliegers abgefeuert wird, bemerkt der Feind die Arbeiten in der Batterie und stört sie durch heftiges Schrapnellfeuer. Unter großen Schwierigkeiten gelingt trotzdem der Rohrwechsel ohne Verluste. Und nun wird das einzige Schnellfeuergeschütz der Landfront in Matratzen und Decken gehüllt und gehegt wie ein wertvolles Kleinod, um voll aktionsfähig zu sein in der bald zu erwartenden letzten Kampfphase.

Immer stärker werden auch die Seefrontbatterien, der Signalberg und die Stadt in Mitleidenschaft gezogen. Sowohl Huitschuenhuk wie Hsiauniwa erhalten direkte Treffer, die einzelne Geschütze vorübergehend

unbrauchbar machen. Der Personalverlust ist indessen vorläufig noch gering. Anders die 15=cm=Tsingtaubatterie unter Oberleutnant z. S. von Martin. Ihre genaue Lage bleibt dem Gegner von Land aus bis zum Schluß unbekannt. Und so tritt das ein, was niemand für wahrscheinlich gehalten hatte. Diese offene, ungeschützte Batterie bleibt trotz des präzisen feindlichen Feuers als einzige unversehrt. Wohl tastet die japanische Artillerie, besonders in den letzten Tagen, fortgesetzt nach ihrer Lage. Nicht schweigen will das Gekläff dieses Köters, schier unerschöpflich scheint die Munition, und das stundenlange Schnellfeuer wird dem Gegner immer peinlicher. Dabei leistet der von Oberleutnant Gränzer besetzte Beobachtungsposten auf dem Observatorium hervorragende Dienste. Aber alle Versuche des Feindes, sie zu fassen, bleiben erfolglos trotz des japanischen Beobachtungsdienstes auf Kap Jäschke.

Ein heißer Tag wird am 1. November der Signal= und Funkstation bereitet. Hier weht auf schroffem, weithin sichtbarem Bergkegel die Kriegsflagge als Zeichen deutscher Herrschaft. Aber wohl weniger an ihre Adresse sind die heißen Grüße gerichtet, die der Gegner am Nachmittag hinübersendet. Sie gelten ohne Zweifel vorwiegend dem hier vermuteten Beobachtungs= und Signalposten und der Funkstation mit ihren hohen Masten und Antenne. Freilich die Station selbst liegt unter bombensicherem Fels, aber durch die Antennendrähte pfeifen die Schrapnellkugeln. Bald liegen die Treffer vorwiegend um das Signalhäuschen mit der Flagge über dem Dach, bald ziehen sie sich nach der dahinterliegenden Funkstation. Da will's der Zufall, daß ein Treffer den Turm des Hauses zerstört und die Leine zerreißt, an der die Flagge gehißt ist. Oberleutnant z. S. Coupette, der Signaloffizier, bemerkt das und entsendet den Obersignalgasten Clausing, um am danebenstehenden Flaggenmast eine neue Flagge zu hissen. Dann steigt Coupette mit seinem Funkenmaaten in die Masten, um im feindlichen Schrapnellfeuer die Antenne auszubessern. So ist es möglich, bis zum 4., dem Tage, an dem das Elektrizitätswerk zerstört wird, mit Sikiang in Schanghai wechselseitig zu verkehren, und auch nach Zerstörung der elektrischen Kraft bis in die Nacht des 6. die Sikiangdepeschen wenigstens abzuhören.

Und immer mehr wird das Feuer der Landfront in die Stadt und nach hinten verlegt. Vom 4. ab steht sie unter ganz systematischem Feuer von

zwei Seiten, der Landfront und den schweren Schiffsgeschützen von Haishi her. Drei Linienschiffe „Tango,“ „Okinoshima“ und „Minoshima“ haben sich hier hinter die Berge von Kap Jäschke postiert und streuen nach Beobachtungen des Signalpostens auf diesem Kap in die offen daliegende Stadt, die Bismarckravine und die Strandbatterien. Ohne Zweifel eine wertvolle Verstärkung der gegnerischen Landfront durch die Flotte, die im übrigen, um nicht die eigenen Truppen zu gefährden, von nun ab ihre linke Flügelunterstützung einstellen muß.

Ein Augenzeuge, der von Bord aus die Beschießung der Stadt beobachtet hat, schildert das Bild als erschütternd. „Überall, wo man hinsah, Feuer, Rauch, hoch in die Lüfte spritzender Schutt. Nicht eine Stelle der Stadt, von der man auch nur für einige Minuten sagen konnte: Hier herrscht Ruhe. Und über dem Ganzen eine ständig hangende Wolke berstender Schrapnells, die wie große Schneeflocken am klarblauen Himmel schwebten. Dazu ein ununterbrochenes Getöse. Wahrlich, für Augen und Ohren ein gewaltiges Bild von erschütterndem Ernst. Jeder von uns hatte den Eindruck, daß nichts von dem schönen Tsingtau übrigbleiben könne als Schutt und Asche.“

Nun, der äußere Eindruck wirkt immer gräßlicher, als es die Wirklichkeit ist. Trotz der doppelseitigen tage- und nächtelangen Beschießung ist das Bild der Stadt, aus der Vogelschau gesehen, nicht wesentlich verändert worden. Aber kaum ein Haus hat es gegeben, das nicht mehr oder weniger große Spuren der Beschießung aufzuweisen gehabt hätte.

Und doch unter den Europäern keine nennenswerten Menschenverluste. Überall breitet der Engel unserer gerechten Sache seine schützende Hand über Frauen und Kinder. In verschiedenen Kellern hausen sie. Als in den letzten Tagen aber das Feuer immer stärker wird, drängt sich das meiste in dem schmalen Keller des Prinz-Heinrich-Lazaretts zusammen, der als der sicherste gilt. Hier stehen sie neben den schichtweise zusammengepferchten Verwundeten Schulter an Schulter wohl hundert an der Zahl und durchwachen unter Wimmern und Schreien der Kinder die letzte Nacht.

Schwer haben auch die Chinesen in ihren leichten, kellerlosen Stadthäuschen und den erbärmlichen Lehmhütten in Taitungtschen zu leiden. Der törichten Einbildung, hinter verschlossenen Türen und Läden sei

man sicher, haben viele, namentlich in der Zielscheibe des feindlichen Feuers, dem Dorfe Taitungtschen, ihr Leben zum Opfer bringen müssen. Andere, die klüger sich in selbstgegrabenen Höhlen und den Zisternen der Kanalisation verbargen, blieben verschont.

Den schwersten Verlust auf den einzelnen Gefechtsstellen aber erleidet durch ein einziges, unglückliches Geschoß in einer der letzten Nächte unsere brave Huitschuenhukbatterie. Von hinten schlägt die verhängnisvolle Granate in die Schutzkuppel eines gerade nach Land zu feuernden 24=cm=Geschützes. Offenbar stammt sie von den Schiffen hinter Haihsi. Fast die gesamte Bedienungsmannschaft des Geschützes wird getötet, dieses selbst bis zur Unbrauchbarkeit beschädigt. Es ist dasselbe Geschütz, das einst „Triumph" den wohlverdienten Denkzettel gab.

So schwer aber das Geschützfeuer in der Stadt auch wütet, Brände vermag es nur vereinzelt und in gefahrlosem Umfang hervorzurufen. Und dann ist schnell die Autospritze der vom immobilen Landsturm gebildeten Feuerwehr zur Stelle, um ohne Rücksicht auf die feindlichen Granaten helfend einzugreifen. —

Und manche Tat schlichten Heldentums leuchtet aus diesen schweren Tagen hervor. Fast jeden Abend bis in die letzte Nacht hinein kommt Oberpfarrer Winter, auf seinem Wege zur Verwundetensammelstelle in der Bierbrauerei, an der Bismarckkaserne vorbei. Zuweilen führt ihn sein Weg auch in eins der J.=W., immer aber durch schweres Artilleriefeuer.

„Wo wollen Sie heute hin?" frage ich ihn an einem der letzten Abende. „Nach J.=W. V," ist die Antwort.

„Aber das geht nicht, J.=W. V liegt unter schwerstem Feuer. Eben ist die Nachricht gekommen, daß seine Kasernements jeden Augenblick in Trümmer zu gehen drohen. Das war die letzte telephonische Nachricht. Wir können Ihren Besuch auch telephonisch nicht mehr ankündigen, da der Fernsprecher zerstört ist." „Ganz gleich, versuchen will ich doch hinzukommen. Ich habe es ja einem Manne versprochen, der mich um Entgegennahme seines letzten Willens gebeten hat."

Und er geht und ist, soviel ich weiß, auch zum Ziel gekommen. Und in der Sturmnacht steht er bis an den Morgen am Lager der Verwundeten in der unter heftigem Feuer liegenden Brauerei. —

Weiter hat sich inzwischen die artilleristische Widerstandskraft unseres linken Flügels um die Schiffskanonen der „Kaiserin Elisabeth" vermindert, die, nachdem ihre letzte Munition verschossen ist, am 1. nachts auf tiefem Wasser versenkt wird. Nur „Jaguar" mit seinen 8,8 cm wird noch als wertvolle Flankendeckung für die letzte Stunde aufgespart.

Ein kritischer Tag erster Ordnung ist der 4. November. Bis zur Grabenmauer hat sich der Feind fast überall herangearbeitet. Am Nachmittag und Abend geht's um wichtige, zähe verteidigte Vorstellungen auf dem rechten und linken Flügel. Mit Übermacht wird die von Infanterie und Maschinengewehren verteidigte Stellung vor den Schießständen angegriffen und fällt nach hartnäckigem Kampf. Der Gegner ist Herr dieses Schlüsselpunktes auf dem rechten Flügel.

Und abends setzt ein heftiger Infanterieangriff gegen das Wasserwerk auf dem linken Flügel ein. Im eigenen Feuer zerschneiden japanische Pioniere das Haupthindernis an dieser Stelle. Das von 2 Unteroffizieren und 19 Mann besetzte Werkchen setzt sich, unterstützt von J.-W. V, verzweifelt zur Wehr. Aber der Feind, mit ausgiebigen Reserven im Hintergrunde, ist zu stark. Zwei von der Nordecke des Werkes detonierende Minen vermögen den Ansturm nur wenig zu hemmen. Der Sturm führt den Feind bis zum schmalen Eingang in der Kehle. Hier findet er noch einmal einen kurzen Halt vor der verschlossenen Tür. Bald ist aber auch dieses Hindernis beseitigt; der kleinen Besatzung bleibt nur übrig, sich zu ergeben. Von nun an sind Truppen und Stadt auf die Brunnen angewiesen.

Die allgemeine Lage der Festung ähnelt jetzt der eines Sterbenden, der die letzten krampfhaften Atemstöße tut. Der Sturm steht vor der Tür. Mit Augen und Ohren können die J.-W. und höher gelegenen Batterien verfolgen, wie der Feind Sturmgerät in die vordersten Gräben schleppt, lange leichte Bambusbrücken zum Übersteigen des Hindernisses. Aber noch ein anderes wird wahrgenommen. Im Fels unten klopft's und klirrt's Tag und Nacht. Das sind die Minenstollen, die, unter die J.-W. getrieben, dem allgemeinen Minenangriff den Weg bahnen sollen. Glücklicherweise kommt's dazu nicht mehr. Der Fels bietet an einzelnen Stellen für einen schnellen Fortgang der Arbeiten zuviel Widerstand, und die Lebensflamme der Festung ist schon zu stark im Erlöschen. Aber

interessant und wichtig für die noch immer falsche Einschätzung der Widerstandskraft ist dieses von den Japanern später selbst eingeräumte Vorgehen, dessen man sich vor Port Arthur als letzte Maßnahme bei einzelnen Werken bediente, als alle Stürme abgeschlagen wurden.

Doch eine unangenehme Überraschung noch bereiten dem Feinde die Nächte vom 4. zum 5. und vom 5. zum 6. Unsere schon fast totgeglaubte Artillerie lebt noch einmal zu imposanter Stärke auf. In heftigen, gut geleiteten Stößen verfeuern fast alle Batterien, mit Ausnahme der für den Sturm bereit gehaltenen, ihre Munition bis auf einen kleinen Rest. Und das Ziel ist nun nicht mehr die feindliche Artillerie. Ein Feuergürtel wird über die vordersten Schützengräben und die Annäherungswege der Reserven gelegt. Das entlastet zwar unsere Infanteriestellungen nur wenig von dem auf ihnen ruhenden Feuerdruck, aber es kostet dem Gegner Menschen und beeinflußt wohl doch seine Annahme, daß die Festung bereits sturmreif sei.

Zagend nur wagt er am 5. nachts zwei größere Durchbruchsversuche auf dem linken Flügel. Der eine wird, wie von uns immer erwartet, über das Watt der Innenbucht, der andere links von J.-W. IV geführt. Hauptmann Schaumburg mit der 2. Kompanie und Kapitänleutnant von Saldern mit der Marinekompanie stürzen aus ihren Zwischenraumstellungen über bloßes Feld ohne Deckung dem vorwärtsdringenden Gegner entgegen. Beide Angriffe brechen in unserem Feuer zusammen. Im Watt schrecken zwei dort detonierende große Seeminen von jedem weiteren Versuch, diesen Weg zu wählen, ab. Bei J.-W. IV kommt es in der Nähe des Blockhauses zu erbittertem Kampf mit Handgranaten, in dem der Feind zum Rückzug gezwungen wird.

So gewinnen wir noch einen Tag, und so dämmert die letzte Nacht heran.

10. Kapitel.

Der Sturm.

Am 6. morgens, als der nahe bevorstehende Fall der Festung unzweifelhaft war, hatte sich Plüschow unter heftigem, feindlichem Schrapnellfeuer mit seiner Taube zum letzten Fluge erhoben. Der Verteidigung konnte er nichts mehr nutzen. So sollte er auf neutrales Gebiet zu entkommen suchen, um der Heimat Kunde zu bringen von den letzten Tagen Tsingtaus. Mit Briefen und dienstlichen Berichten reich beladen, richtete er seinen Kurs gen Haitschou, einer in der Provinz Kiangsi gelegenen größeren chinesischen Stadt. Seine ursprüngliche Absicht war, hier Benzin aufzufüllen und weiter gen Schanghai zu ziehen. Neutralitätsschwierigkeiten aber traten hindernd dazwischen. Als er gegen Mittag glücklich und ohne Schaden seine erste Etappe erreicht hatte, legte der Ortsmandarin Beschlag auf das Flugzeug, und unser Vogelmaster entschloß sich, um selbst allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, das Flugzeug zu zerstören, den Motor aber der Behörde als Pfand zu übergeben. Ohne Zögern wurde ihm nun gestattet, seine Reise nach Schanghai fortzusetzen.

Wie der kühne, kleine Held sich dann unter unsäglichen Mühsalen und Gefahren und nach zeitweiser Gefangenschaft in England bis nach Deutschland durchgearbeitet hat, hat er selbst erzählt. —

Eine wunderschöne, mondscheinhelle Nacht dämmert herauf. Wie Gespenster aus der Hölle flammen unaufhörlich im Kampfgebiet und dann und wann auch in der Stadt die grellen Feuersäulen berstender Granaten auf. Müde und abgespannt, und doch in allen Nerven zitternd vor innerer Erregung, sitzt Oberstleutnant v. Kessinger mit seinem Stabe über die Karte gebeugt, um jeden Fortschritt des Feindes, die

sich überhastenden Meldungen unserer J.-W. zu verzeichnen, und wo es geht, noch Anordnungen für Truppenverschiebungen im Zwischengelände zu geben, vor allem aber die Hilferufe nach artilleristischer Unterstützung zu berücksichtigen. Die meisten Batterien haben sich ganz oder bis auf wenige Schuß verschossen. Nur die Zwischenstreichen harren, soweit sie vom Feinde nicht schon zerstört sind, noch wohlausgerüstet der Arbeit. Sie sollen ja erst beim allgemeinen Sturm in Tätigkeit treten. 7 Tage und 7 Nächte ohne Unterbrechung sitzt nun schon der Kommandeur der Landfront über seinem nervenzerrüttenden, verantwortungsreichen und wenig erfreulichen Werk. Viele oberirdische Fernsprechleitungen sind zerstört. Vergeblich hat sie in unverdrossener, mutiger Arbeit im feindlichen Feuer Oberleutnant d. L. Weigele mit seinem Telegraphentrupp immer wieder zu knüpfen versucht. Die Verbindung, namentlich zu den Truppen des Zwischengeländes, aber auch zu einzelnen Batterien, ist nur noch durch Motorfahrer möglich. Ohne der Gefahr zu achten, jagen die tapferen Burschen seit zwei Nächten durch den Geschoßhagel hindurch. Und wenn die Befehle und Meldungen auch manchmal viele Stunden bis zu ihrem Bestimmungsort gebrauchen, da ist keiner, der unverrichteter Sache zurückkehrt. Mancher aber entwickelt eine geradezu erstaunliche Geschicklichkeit im Auffinden noch passierbarer Wege. Wo die Straße nicht mehr benutzbar ist, wird das Rad beiseite gestellt und gegangen. Hin und wieder fällt, von einer Granate getroffen, das treue Roß. Dann stürmt unverdrossen der kühne Reiter zu Fuß weiter.

Wahrlich, was in diesen kritischen Stunden die Verbindungsmänner leisten, steht hoch oben unter den kühnen Taten der Verteidigung. Aber natürlich können sie, wo Augenblicke entscheiden, kein Telephon ersetzen. Viele Befehle erreichen ihren Bestimmungsort zu spät, manche gar nicht, weil der Überbringer fällt.

Und im Zimmer des Stabschefs ist, ebenfalls über die Karte gebeugt, die Gouvernementsleitung versammelt. Ihre Tätigkeit ergänzt sich mit der des Landfrontenkommandeurs. Sie leitet und setzt die Reserven aus den Seeforts ein. Bei großen Krisen greift sie wohl auch selbständig ein. Kein Antlitz kann auch hier die seelischen Eindrücke ganz verleugnen, die das Herannahen der letzten verhängnisvollen Stunde mit sich bringt.

Für den erkrankten Kommandanten ist bei Einbruch der Nacht Korvettenkapitän Mündel auf „Jaguar" entsandt. Er soll im letzten Augenblick von der Innenbucht aus unseren linken Flügel durch Artillerie unterstützen und kommt noch gerade zur Zeit, um seine Aufgabe zu lösen.

Mit starken Patrouillen, die stets die so außerordentlich leichten, von zwei Mann tragbaren japanischen Maschinengewehre mit sich führen, fühlt sich der Feind überall an die J.-W. heran. Pioniere arbeiten im eigenen Feuer an der Aufräumung des Hindernisses. Durch die breiten Breschen in der Grabenmauer läßt sich bequem aus der Sturmstellung in den Hindernisabschnitt vordringen. Unter entsetzlichem Artilleriefeuer liegen die J.-W. der Mitte. Immer mehr gewinnt die Vermutung an Wahrscheinlichkeit, daß der Durchbruch nicht, wie ursprünglich angenommen, an den Flügeln, sondern in dem durch tote Winkel und schwache Werke wohl geeigneten mittleren Abschnitt versucht werden soll.

Zunächst freilich will es scheinen, als ob der linke Flügel für den Hauptstoß ausersehen sei. Seit 9,30 Uhr mehren sich die japanischen Angriffe gegen J.-W. IV. Mit immer heftigeren und breiteren Feuerwellen dringt die feindliche Infanterie auf das Werk ein. Starke Patrouillen stoßen bis in die Schützenstellungen vor. Hin und her wogt der Kampf, ohne daß es bis Mitternacht gelungen ist, den Feind völlig zu vertreiben. Ganz ausgezeichnet wirken dabei die feindliche Artillerie und Infanterie zusammen. Läßt die Infanterie von ihrem Opfer ab, so trommelt die Artillerie mit solcher Wucht auf das Werk, daß die Besatzung schleunigst in ihre Kasernen zurück muß. Und kaum ist ihr letzter Schuß verklungen, so schieben sich in Massen die feindlichen Schützen bis ans Werk heran. So schleicht der gehetzten Werkbesatzung bleiern Minute auf Minute dahin. Und auf vielen Gesichtern ist die bange Frage zu lesen: „Wie lange noch werden wir diesem fortgesetzten Fluten und Ebben überwältigender Massen Widerstand leisten können?"

Doch allmählich verschiebt sich der Druck immer mehr gegen J.-W. III, dessen Kommandant, Oberleutnant Ramin, in den Tagen und Nächten vorher so manche Probe größter Kaltblütigkeit abgelegt hat. Wohl mag der Gegner erkannt haben, daß die Widerstandskraft dieses kleinen Werkes nicht hoch einzuschätzen ist. Genug, das Spiel, das J.-W. IV so zugesetzt hat, wird in verstärkter Form bei J.-W. III wiederholt. Und

hier hat das feindliche Artilleriefeuer bereits breite Gassen durch das Hindernis gebahnt.

Bald nach Mitternacht meldet das Observatorium die Verlegung des feindlichen Artilleriefeuers nach hinten ins Zwischengelände und auf die dahinter befindlichen Höhen und die Stadt auf dem ganzen linken Flügel. J.-W. IV, vor allem aber J.-W. III befinden sich im heftigsten Infanteriekampf. Hin und her flutet die Menschenwelle des Angreifers. Das Knattern der Maschinengewehre und Gewehre schwillt besorgniserregend an.

Sollte es dem Feinde wirklich gelingen, an dieser auch im Zwischengelände schwächsten Stelle schließlich doch durchzustoßen? Man wagt es nicht zu fürchten. Wohin soll er sich denn hier wenden? Vor ihm türmen sich steil die Iltis- und Bismarckberge auf, bis ins flache Vorgelände mit dichtem Wald bestanden. Ein Stoß in diese Mitte muß ja in die Sackgasse und ein verheerendes Flankenfeuer von J.-W. II und IV führen. Hier kann er seine Übermacht nicht schnell genug entfalten.

So haben gewiß viele in diesen bangen Minuten des Harrens nach der kritischen Mitternachtsstunde gedacht, gehofft, sich getröstet.

Und weiter wogt der Kampf. Noch einmal wird J.-W. III unter heftiges Artilleriefeuer genommen. — Dann kommt die verhängnisvolle Meldung um 1 Uhr nachts: „Die Japaner sind in den Kasernenhof gedrungen. Besatzung, außer dem Beobachtungszug des Leutnant der Reserve Kühlborn, ist in der Kaserne eingeschlossen. Der Feind versucht mit großem Geschrei die Tür einzurennen. Besatzung kann nicht heraus."

Das ist die Entscheidung. Auf dem Wege von Kangtschiatschuang haben sich die Sturmtruppen, gedeckt von dem Trommelfeuer ihrer Artillerie, durch die Hindernisbresche hindurchgearbeitet. Und der Augenblick, in dem die tapfere Besatzung sich vor dem Artilleriehagel in die Kaserne zurückziehen mußte, ist geschickt von ihnen zu entscheidendem Vorstoß ausgenutzt worden. Und die engen Zugänge zur Kaserne haben das Schicksal besiegelt.

Alles wird aufgeboten, um mit den Truppen aus dem Zwischengelände durch kräftigen Gegenstoß den Feind noch einmal zu werfen. Von Tschungschiawa aus stürzen die Pioniere unter Oberleutnant Charrière und ein Zug Matrosenartillerie unter Oberleutnant zur See Crull vor.

Bald ist auch Oberleutnant v. Schlick mit den Österreichern auf dem linken Flügel der Mitte in den Kampf verwickelt. Seinem entschlossenen Handeln vor allem ist es zu danken, daß unsere Linie an diesem Brandungspunkt nicht weicht. Tödlich verwundet fällt Charrière. Crull übernimmt die Führung der Pioniere, die, so wie die Österreicher, schwere Verluste erleiden. — Noch scheint nicht alles verloren. Hin und her wogt der Kampf.

Um 1,30 Uhr endlich gelingt es Hauptmann Lancelle von J.-W. IV, den Feind nach vierstündigem schwerem Ringen aus dem Werk zu werfen. Aber ein breiter Strom ergießt sich durch die Lücke zwischen J.-W. II und IV, den ein heftiges Flankenfeuer der beiden Werke unter Aufbietung aller Kräfte einzudämmen versucht.

Mit hingebender Tapferkeit, unter zeitweiligem schwerem Artilleriefeuer, setzt der Werkkommandant von J.-W. II, Oberleutnant der Landwehr Schliecker, seine ganze Mannschaft in der Flanke ein, um den Nachstrom abzuschneiden. Und die Truppen in der Mitte des Zwischengeländes, die vor dem Frontaldruck vorübergehend zurückgewichen sind, eilen nun wieder nach vorn, einen flachen Kreisbogen bildend. Die Mitte stützt sich auf Tschungschiawa, dessen ausgebaute Artilleriestellung einen Halt bietet, die beiden Flügel sind etwas zurückgebogen, um dem Flankenfeuer der Werke zu entgehen.

Um die Ufer dieses wild hereinbrausenden Stromes weiter zu stützen, werden die Mannschaften der Seewerke, soweit sie nicht schon eingesetzt sind, herangeholt. Die letzten Truppen von Hsiauniwa unter Führung ihres Werkkommandanten, Kapitänleutnant Kur, schließen sich bei J.-W. IV dem rechten Flügel des Ostasiatischen Marinedetachements an.

Aber zu mächtig ist der Druck, zu überlegen die Zahl der nachstürmenden feindlichen Reserven; mit Infanterie allein ist er nicht mehr aufzuhalten. Da setzen die Artilleriewerke und Zwischenraumstreichen, soweit sie noch nicht zerstört sind, aus der Mitte ein, um den Zustrom hinten abzuschneiden. Nur noch ein kleiner Munitionsrest ist's ja, aber er soll wenigstens gut angebracht werden. Dicht hinter das Haupthindernis der Mitte wird das Artilleriefeuer zu einer intensiven Feuerzone konzentriert. Noch einmal, zum letzten Male, läßt, vom feindlichen Feuer eingedeckt, Bismarckberg sein tiefes Brummen hören, in Sterbelauten bellt die

11*

Tsingtaubatterie, und Iltisberg und die Feldhaubitzen ergießen ein heftiges Schnellfeuer auf den bedrohten Punkt. Vielleicht gelingt's, das Loch doch noch zu stopfen. Doch nein, es kann ja nur ein kurzes Stocken, niemals ein Abdämmen sein; dazu ist die Munition zu knapp.

Gegen 2 Uhr ist J.-W. III in japanischen Händen. Die Besatzung ist gefangen, die Wälle werden von feindlichen Schützen besetzt.

Und doch, es scheint, als ob das Loch bei J.-W. III nicht breit genug sei, um unsere inneren Linien über den Haufen zu rennen. In der Front stockt der Druck, um sich desto heftiger gegen J.-W. II fühlbar zu machen. In der Front kämpft dieses Werk seit geraumer Zeit mit Handgranaten, auf seiner linken Flanke massiert sich der Infanterieangriff zu immer größerer Stärke. Mit beispielloser Erbitterung wogt hier der Kampf dem Strudel vergleichbar, der immer tosender der Brücke Eckpfeiler benagt, bis er ihn schließlich unterwühlt hat.

So hat sich die tapfere Schar bis 4,50 Uhr unter Aufbietung der letzten Kräfte dem Feinde entgegengestemmt. Da setzt abermals Artilleriefeuer ein, das ihr den Aufenthalt auf den Wällen unmöglich macht. Sie muß zurück in die Kaserne. Damit scheint auch an dieser Stelle das Schicksal des Widerstandes besiegelt.

Auf dem linken Flügel ist es während dieser ganzen langen, bangen Nachtstunden verhältnismäßig ruhig geblieben, nachdem J.-W. IV tapfer den Feind herausgedrängt. Nur ein stets an Heftigkeit zunehmendes Artilleriefeuer ergießt sich auf das Zwischengelände und die Stadt, die seit etwa 2 Uhr auch wieder von Haishi her beschossen wird. Verschiedene Feuer im Verpflegungsamt und am Kirchweg brechen aus, werden aber bald gelöscht.

So scheint ein langes, schweres und höchst blutiges Ringen dem allmählichen Durchbrechen unserer Linie vorauszugehen. — Da verschärft sich um 4,30 Uhr die Krisis in der Mitte.

Während ahnungslos die untere Iltisbergbatterie ihre letzten Schrapnells in das Gelände feuert, wird die Besatzung plötzlich von der linken Flanke und von hinten beschossen. Einige Leute fallen. Der Batteriekommandeur ist außer sich. „Wo kommt das Feuer her? Sollten etwa unsere Truppen auf der Paßkuppe und den links gelegenen Höhen sich so im Ziel geirrt haben? Doch nein. Dort unten am Abhang und auf

dem Weg zur Batterie wimmelt's ja von kleinen sandfarbenen Gestalten, die mit lautlosen Schritten den Abhang heraufstürmen. Feindliche Infanterie ist's in schier unübersehbarer Menge, und sie führt Gebirgsartillerie und Maschinengewehre mit sich. Wir sind verloren, abgeschnitten." „Alle Mann sofort in die bombensicheren Räume!" In eines Augenblicks Länge hat sich die gesamte, nur noch 45 Mann starke Besatzung eingeschlossen, die schweren Eisentüren der oberen und unteren Batterie verrammelt. Und nun geht's an die Verteidigung. 30 Gewehre stehen zur Verfügung. Die nach hinten führenden Luft- und Lichtlöcher werden als Schießscharten benutzt. Draußen steht die heulende Masse, schlägt in wilder Wut gegen die Tür und verlangt Einlaß. Als Antwort knattern dreimal soviel Schüsse, wie Löcher vorhanden sind. Mancher Japaner fällt, aber auch von unseren Leuten werden einige durch die Schießscharten verwundet, durch die nun seinerseits der Feind in die Räume hineinfeuert.

„Bitte, ergeben Sie sich!" Auf einem Zettel steht's geschrieben, den man an Bajonettesspitze in die Räume hineinhält. Als Antwort wieder eine kräftige Gewehrsalve, die sich von draußen her verstärkt.

Da aber — was ist denn das? Die Iltisbesatzung hört erneutes Wutgeheul und wahres Pelotonfeuer, das unter den Japanern draußen aufräumt. Und immer wieder von neuem schlagen im wilden Schnellfeuer Schüsse unter dem belagernden Feinde ein, die von oben zu kommen scheinen. Doch nein. Dort links von der Paßkuppe wird gefeuert. Wer sind die braven Burschen, die uns aus unserer Not heraushauen?

Batterie Trendel ist's.

Nachdem diese unverwüstliche 9-cm-Batterie ihre Munition verbraucht, die Geschütze gesprengt hat, ist sie den anstürmenden Feind auf den Iltisbergen gewahr geworden und hat, schnell entschlossen, zu den Gewehren gegriffen. Ihr zu gesellt sich bald ein Zug unter Leutnant d. Res. Mohr.

Auf die Meldung Kapitänleutnant Wittmanns nämlich, aus seinem auf den Iltisbergen gelegenen Kommandeurstand, daß die Japaner mit sehr überlegenen Kräften die Batterie eingeschlossen hätten und zu stürmen Miene machten, hat Oberstleutnant v. Kessinger an die Iltisberge und die meist bedrohten J.-W. Befehl gegeben: „Werke solange wie möglich halten, unnötiges Blutvergießen vermeiden." Gleichzeitig

ist vom Gouvernement, was an Truppen erreichbar, nach dem Iltisplatz, dem Fuchsweg, dem Christweg und dem Zugang zu Huitschuenhuk befohlen, um den Iltisplatz, solange angängig, nach der Stadt und diesem Fort hin abzusperren. Von der Stadt sollte der Feind vor der Übergabe unter allen Umständen abgehalten werden, um Plünderungen und Gemetzel zu vermeiden. Das Fort aber mußte wenigstens Zeit gewinnen, seine Geschütze zu sprengen.

Aus dieser höchst bedenklichen Lage heraus sammeln sich gegen 5 Uhr alle möglichen Truppensplitter an den Zugängen zum Iltisplatz. Wenn sie nur noch einige Viertelstunden imstande sind, den immer mehr über die Berge hinwegschäumenden Strom des Feindes aufzuhalten, so ist viel gewonnen!

Aber es scheint nicht so, das Loch ist zu groß, und der Nachstrom in der Mitte wird durch unsere inzwischen schweigsam gewordene Artillerie nicht mehr gehemmt. So fallen bald nach 5,30 Uhr J.-W. II und J.-W. IV. Und gegen 6 Uhr setzt der Sturm auf J.-W. I ein, gegen das nun auch von den Bergen des Zwischengeländes herabstürmende feindliche Truppen von hinten vorgehen. Major Anders versucht mit seinen rechten Flügeltruppen vergeblich dem Werk Entlastung zu bringen.

Die äußerst merkwürdige Lage auf den Iltisbergen hat mittlerweile auch ihre Lösung gefunden. Als alles Fluchen und Toben nichts nützt, setzt der Feind die Bohrmaschine an, um das Werk zu sprengen. Nun ist weiterer Widerstand nutzlos. Kapitänleutnant Wittmann übergibt die Batterie. Mit Gier stürzt sich der Feind, der, draußen 1500 Mann stark, diese höchst bemerkenswerte Belagerung durchgeführt hat, in die Höhlen. „Was, 45 Mann, nicht mehr in dieser großen, so sehr gefürchteten Batterie? Das ist unmöglich." Man mustert, zählt, sucht alle Ecken und Winkel ab — und erlebt hier vielleicht die erste große Beschämung und Enttäuschung.

Während der Verhandlungen knallt der kleine Leutnant Trendel, dem sich die Natur des Vorganges entzieht, ruhig weiter auf den wimmelnden Feind, bis dieser sich verzieht. Bald erhält Trendel selbst aber mit seiner Schar von hinten, vom Iltisplatz aus Feuer. Und nun muß er die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes erkennen. In großen Massen hat feindliche Infanterie bereits den Platz besetzt und stürmt auf die Berge.

Es ist inzwischen 6,20 Uhr geworden. Fahles Dämmerlicht beleuchtet das Schlachtfeld. Auf dem Observatorium und der Signalstation weht die weiße Flagge. Die Festung kapituliert.

Da zerschlagen die auf der Paßkuppe ihre Gewehre und stimmen in tiefer Erschütterung „Deutschland, Deutschland über alles" an. Noch drei kräftige Hurras auf Seine Majestät, den Kaiser, in die die heranstürmenden Japaner ebenso kräftig einstimmen, und sie werden als Gefangene abgeführt.

Während sich so das Gefecht über den ganzen rechten Flügel ausgedehnt hat, ist es auf dem linken Flügel bis an den Morgen verhältnismäßig ruhig geblieben. Nur „Jaguar" und die Zwischenraumstreichen, die Batterie Oehler am Moltkeberg und unser kleiner Artilleriezug unter Oberleutnant zur See Kahler haben kräftig auf die Sturmstellung des Gegners gefeuert. Das Schiff muß bald das Feld räumen, um noch rechtzeitig versenkt werden zu können. Die beiden Batterien aber, die trotz heftigsten feindlichen Brisanzfeuers nicht zum Schweigen zu bringen sind, machen dem Gegner viel zu schaffen. Auf dem etwa nordsüdlich verlaufenden Gleise saust der Eisenbahnzug mit seinen zwei 8,8 cm Volldampf hin und her. Glaubt sich der Feind mit seiner Artillerie herangefühlt zu haben, so ist das fauchende Ungeheuer schon wieder ganz wo anders. Japanische Offiziere haben später zugestanden, daß ihnen diese Artillerieeisenbahn außerordentlichen Eindruck gemacht und viel geschadet habe.

Kurz nach 6 Uhr liegt auch J.-W. V unter schwerstem Feuer. Das Observatorium meldet, das Werk sei nur noch eine einzige riesige Staubwolke.

So beherrscht der Gegner zu dem Zeitpunkt, wo sich das Gouvernement schweren Herzens entschließen muß, zu kapitulieren, die Lage vollständig. Auf dem rechten Flügel und der Mitte flutet der Feind in hellen Haufen über die Berge. Die Bismarckkaserne und damit die Leitung stehen in Gefahr abgeschnitten zu werden. Ein weiteres Zögern und der Kampf führerloser Haufen, das Gemetzel in der Stadt setzt ein. Schlimm hat der Feind schon in den Bergen gehaust. Eine kleine Gruppe von 17 Mann, unter Führung des Oberleutnants zur See Aye, auf der Punktkuppe ist buchstäblich bis auf zwei mit Bajonett und Säbel nieder-

gemetzelt. Offenbar haben sie sich in der Dunkelheit von hinten überraschen lassen.

Aber noch schweigt nicht der Kampf, nachdem die stolze Kriegsflagge um 6,20 Uhr mit dem farblosen Banner der Übergabe gewechselt hat. Wenige nur sehen es, einzelne mißtrauen ihm. Mit dem in Anlage 7 wörtlich aufgeführten Schreiben galoppiert der Adjutant des Gouverneurs, Major v. Kayser, begleitet von einem Fahnenträger, einem Trompeter und einem Pferdehalter, unter Parlamentärflagge ins Zwischengelände. Der Brief enthält die Bereitwilligkeitserklärung, Tsingtau zu übergeben, und ist an Generalleutnant Kamio gerichtet.

Es ist ein schwieriger Ritt. Zuerst geht's durch feindliches Schrapnellfeuer die Deutschlandstraße entlang. Dann kommt er in das Infanteriekreuzfeuer beider Parteien bei Taitungtschen. Die Japaner, viele Regimenter stark, schwenken bei diesem Dorf gerade auf unseren linken Flügel ein. Eine Katastrophe scheint für das aus allen Gewehrläufen feuernde J.-W. V und vor allem die dicht am Feinde stehenden Zwischenraumtruppen noch in letzter Stunde hereinzubrechen.

Hauptmann Berndt versucht sich hier an der Westfront des Dorfes mit der 1. Kompanie Oberleutnant Baake und der 3. Oberleutnant Dobenecker sowie dem Zug Kux der Matrosenartillerie und dem mobilen Landsturm unter Oberleutnant Wiegandt dem vordringenden Feinde entgegenzustemmen. Schon droht das Handgemenge, das unsere Mannschaften wohl spurlos weggefegt hätte, als am Ostrande des Dorfes, mitten in den japanischen Reihen, v. Kayser als Friedensengel erscheint. Der Feind umringt ihn. Ehe ihn aber ein autorisierter Briefempfänger erreicht, fällt, von einer Kugel getroffen, sein Pferdehalter und sein Pferd. Durch Blasen, Winken und Rufen wird versucht, unseren noch immer ungestüm kämpfenden Truppen die Lage verständlich zu machen.

Aber erst um 7,30 Uhr fällt der letzte Schuß. Blutrot ist die Sonne am wolkenlosen Himmel aufgegangen. Sie blickt auf ein weites Feld des Todes und der Zerstörung. Zu Hunderten liegen die Toten und Schwerverwundeten, Freund und Feind nebeneinander. Wie die ausgeschütteten Hölzchen einer Streichholzschachtel bedecken namentlich um J.-W. II und IV japanische Leiber den Boden.

Schwer muß der feindliche Verlust in diesem zwei Monate währen-

den Ringen gewesen sein. Halbwegs genaue Zahlen wird man darüber wohl niemals erhalten. Nach amtlicher Quelle sind 37 Offiziere, 1266 Mann gefallen; 108 Offiziere, 3992 Mann verwundet. Abgesehen davon, daß hierin die ungewöhnlich große Zahl der durch Krankheit Ausgefallenen nicht mit enthalten ist, haftet der Angabe das Odium des Verkleinernwollens aus Scham und enttäuschter Erwartung von der Stärke des Gegners doch allzusehr an, als daß man sie als objektiv ansprechen könnte*). Unsere Verluste an Toten und Verwundeten sind, absolut genommen, lächerlich gering, nämlich 199 Tote und rund 500 Verwundete, immerhin aber doch 16% der Besatzungsstärke.

Mit berechtigter Genugtuung konnte folgender telegraphischer Bericht über die Verteidigung und den Fall der Festung an Seine Majestät den Kaiser abgehen: „Festung nach Erschöpfung Verteidigungsmittel durch Sturm und Durchbruch in der Mitte gefallen. Befestigungen und Stadt vorher durch ununterbrochenes neuntägiges Bombardement von Land mit schwerstem Geschütz bis 28 cm Steilfeuer, verbunden mit starker Beschießung von See, schwer erschüttert und artilleristische Feuerkraft zum Schluß völlig gebrochen. Verluste nicht genau zu übersehen, aber trotz schwersten anhaltenden Feuers wie durch Wunder viel geringer, als zu erwarten."

*) Das im letzten Kriegsjahr erschienene vierbändige japanische Generalstabswerk über die Tsingtauaktion gibt sogar nur im ganzen 1800 Tote und Verwundete an. Daß diese Zahl schlechterdings unmöglich ist, leuchtet ein.

11. Kapitel.

Die Übergabe.

Meist führerlos und heftig unter Alkohol stehend, stürmten die japanischen Soldaten am Morgen des 7. auf die Tsingtau umgebende Bergmauer, umzingelten die Bismarckkaserne, ergossen sich in die Stadt. Jedes hervorspringende oder in ihren Augen bedeutungsvolle Fleckchen wurde mit dem Sonnenbanner geschmückt.

Überall, wo der Japaner steht, läßt er seine Flagge, oft nur in Taschentuchgröße, wehen. Das ist wohl auch eine Wirkung der großartigen nationalen Jugenderziehung und des Stolzes, der sich durch nicht immer verdiente politische Erfolge und abendländische Anbetung der Nation bemächtigt hat.

Wilde Banzairufe schürten immer wieder von neuem den Taumel, der jeden gemeinen Soldaten über den schnellen Sieg befallen zu haben schien. Man konnte den Eindruck nicht los werden, daß nach den unerwartet großen Verlusten beim Anmarsch und während der Einschließung die Überschätzung der Widerstandskraft der Festung erheblich zugenommen hatte, und daß man sich auf ähnlich furchtbare Überraschungen beim Sturm wie vor Port Arthur gefaßt gemacht hatte.

Und in dieser taumelnden Siegerstimmung ergossen sich die Massen wie sinnlose Tiere auf die Stadt. Die Wirkung konnte nicht ausbleiben. Von blutigen Auftritten zwar blieb sie verschont, aber eine oft geradezu raffiniert ausgeführte Plünderung setzte ein. Die spärlichen Offiziere wandten sich ab und ließen es, wo sie nicht direkt von den Einwohnern zu Hilfe gerufen wurden, geschehen. Vielleicht spürten sie schon jetzt etwas von der großen Enttäuschung über die überaus magere Beute, die ihnen Tsingtau brachte, und wollten wenigstens ihre Mannschaften

sich schadlos halten lassen. Genug, aus vielen Häusern wurde das Silber geraubt, fast überall wurden selbstverständlich die Kellervorräte einer eingehenden Prüfung unterzogen. Im Offizierkasino begann sofort ein großes Zechgelage, die Möbel wurden zertrümmert und die wenigen noch vorhandenen Weinvorräte in geradezu vandalischer Weise, soweit sie nicht genossen werden konnten, zerstört. Auch vor dem Gouverneurshaus machten die wilden Horden nicht halt. Vor allem aber stahl man Geld. Während der Oberpfarrer Winter in aufopfernder Tätigkeit bei den totwunden Soldaten weilte, drang man in sein Haus, erbrach den Schreibtisch und raubte dort das Geld, das mehrere ihm zur Aufbewahrung zu ihren Testamenten gegeben hatten. Und was an Möbeln und Einrichtungsstücken in den Häusern zerstört ist, deren Bewohner in der Front standen, davon will ich ganz schweigen.

Die Lage änderte sich erst, als am Nachmittag der Chef des Stabes, Generalmajor Yamanashi, von Kapitän Saxer um dringende Abhilfe ersucht wurde. Höchst erstaunt meinte der Japaner, daß den Truppen das Betreten der Stadt streng verboten gewesen sei, und daß er sich diese Nichtachtung des Befehls nur damit erklären könne, daß viele Truppen ihn gar nicht mehr erhalten hätten. Er griff sofort durch. Die Stadt wurde geräumt und von 200 Deutschen und der Chinesenpolizei bis zur endgültigen Übergabe bewacht.

Ein bitteres Los traf die meisten auf dem Kampffelde gefangenen Offiziere und Mannschaften. Wie sie von ihrer Kampfstelle kamen, von Kälte erstarrt, wurden sie ohne Sack und Pack, häufig spärlich bekleidet, abgeführt. Einige Offiziere wurden sogar gefesselt. In Taputung, Taitungtschen und Foushanhou waren die Sammelpunkte bis zur Verschiffung. Hier wurde alles, was nicht in der Bismarckkaserne und Stadt war, hingeführt. Selbst die im Beamtenrock steckenden Gouvernementsbeamten hatten den zweifelhaften Genuß, aus dem Gouvernementsdienstgebäude abgeführt zu werden und hier einige Tage auf kahler Erde unter freiem Himmel zu kampieren. Und es war bitter kalt in diesen Tagen.

Wie schwer wurden doch in diesen Stunden schon gar viele Gemüter enttäuscht, die den gelegentlich gefallenen japanischen Höflichkeitsbeteuerungen Glauben geschenkt hatten!

„Ihr habt tapfer gekämpft. Wir bewundern und verehren in euch die Vertreter der ruhmreichen Armee, die unsere Lehrmeisterin war. Das werden wir nie vergessen. Ganz Japan wird sich darum bemühen, euch eure Gefangenschaft so angenehm wie möglich zu machen." So hieß es. Und darauf hat sich die Fabel von der japanischen Ritterlichkeit aufgebaut, die so himmelweit von der Anschauungsweise seiner Bundesbrüder abstechen sollte. Wie es in Wirklichkeit wurde, ist in der Einführung angedeutet worden.

Bei den am 7. nachmittags zwischen den Bevollmächtigten beider Parteien gepflogenen Übergabeverhandlungen (s. Anlage 8) schon machte die anfängliche Weigerung des Chefs der Belagerungsarmee stutzig, den Offizieren aus eigener Macht als einfachste Ehrung des Besiegten die Waffe beim Ausmarsch aus der Stadt zu belassen. Erst durch besonderen Gnadenakt des Mikado wurde diese Erlaubnis herbeigeführt. Ob nicht schon gleich zu Beginn der Verhandlungen die geringe Ausbeute, vor allem an schwimmendem Material herabstimmend gewirkt hat? Wer will es wissen?

Im übrigen verliefen die Übergabeverhandlungen, wie nicht anders zu erwarten, sehr einseitig. Unseren Bevollmächtigten wurden die fertig geschriebenen Bedingungen zur Unterschrift vorgelegt. Besondere Verhandlungen schlossen sich ja durch die Bedingungslosigkeit der Übergabe aus. Nur einige dringende Bitten ließ der Gouverneur im Interesse unserer Tsingtaukaufleute der wohlwollenden Erwägung des Siegers unterbreiten. Es handelte sich um die Freilassung der Angehörigen des nicht mobilen Landsturms und der Firmenchefs, die keinen Militärdienst getan hatten. Sollten viele deutsche Existenzen nicht mutwillig wie in Hongkong ruiniert werden, so konnte man dieses Ansinnen wirklich nicht mit unbescheiden bezeichnen. Man sagte wohlwollende Erwägung zu, und auch General Kamio versprach möglichste Berücksichtigung dieser Wünsche bei einer persönlichen Begegnung mit dem Gouverneur. Gehalten ist nachher wenig. Fast sämtliche männlichen Bewohner Tsingtaus, jedenfalls alle im Alter bis zu 45 Jahren, ohne Rücksicht darauf, ob sie den Soldatenrock je getragen, wurden im Laufe der nächsten Monate in Kriegsgefangenschaft abgeführt. Und der Zivilkommissar des Gouvernements, der älteste Zivilbeamte, den das Gouvernement ge-

wissermaßen als Konsul zurückließ, um die Interessen der zurückbleibenden deutschen Familien in finanzieller Hinsicht zu vertreten, wurde bald ins Polizeigefängnis abgeführt, um dort in strengster Einzelhaft drei Jahre zu schmachten. Später wurde er in japanische Kriegsgefangenschaft gebracht.

So setzte das japanische Regime mit einer Überschwemmung der Kolonie durch japanische Interessenten fast unter Ausschluß der Europäer ein.

Über ihre englischen Bundesgenossen sprachen die japanischen Offiziere in geringschätziger Weise. Beim Angriff hätten sie sich immer die sichersten Orte ausgesucht; bei den Erdarbeiten wären sie gar nicht zu gebrauchen gewesen.

Die Kommissionssitzungen und allerlei anderer, unliebsamer Aufenthalt hielten uns, d. h. den Gouverneur mit seinem Stabe, noch 7 Tage in Tsingtau als Gefangene fest. Während dieser Zeit bot sich manche Gelegenheit, sich über militärische Einzelheiten in der japanischen Angriffsarmee zu informieren. Dickleibige Bände über die Expedition sind dann später von militärischer Seite veröffentlicht. Aus allem geht hervor, daß die Japaner die militärische Stärke des Platzes weit überschätzt haben und über militärische Einzelheiten höchst mangelhaft unterrichtet waren.

Nach den Parlamentsverhandlungen im Juli 1915 hat sich das Expeditionskorps, einschließlich der Schantungbesatzungstruppen, aus nicht weniger als 63 000 Mann zusammengesetzt, die zwar nicht von vornherein gelandet, wohl aber allmählich durch Auffüllen der Lücken zusammengekommen sind*). Dieser feindlichen Belagerungsarmee standen etwa 3700 Mann deutscher Truppen gegenüber. Der Belagerungspark bestand aus etwa 160 modernen Geschützen, bis zum 28 cm einschließlich aufwärts, natürlich ohne die Flotte. In der Lauschanbucht bei Wangkotschwang wurden gelandet: sechs 28-cm-Haubitzen, sechs 25,4-cm-Haubitzen, 36 Feldgeschütze, 18 Gebirgsgeschütze, vier 12-cm- und vier 15-cm-Marinegeschütze. Diese Angaben entstammen dem englischen Marineberichterstatter. Nach dem japanischen Generalstabswerk waren folgende schweren Kaliber in der Belagerungsartillerie vertreten: an Kanonen: 10 cm, 15 cm, 12,5 cm; Mörser bzw. Haubitzen: 12 cm, 15 cm, 20 cm, 24 cm, 28 cm. Letztere haben nur mit Panzer-

*) Das japanische Generalstabswerk gibt 50 000 Mann an.

sprenggranaten gefeuert und 798 Schuß abgegeben. Insgesamt sind während der siebentägigen Beschießung von Land aus diesem Geschützpark 43 500 Schuß auf die Festung verfeuert.

Glänzend wie die Ausnutzung des Geländes durch die Truppe und den einzelnen Soldaten war auch die Anpassung der Kleidung. Gelblich olivfarbene Uniformen und Mäntel von der Farbe der Landschaft wurden von Offizieren und Gemeinen ohne sichtbare Abzeichen getragen. Ein dünner faltiger Umhang mit über den Kopf streifbarer Kapuze ließ die Körperkonturen völlig verschwinden. Stets bediente man sich in Sicht des Feindes dieser Kapuzen, die bis auf nahe Entfernungen den Köpfen das Aussehen von Steinen gaben.

Noch ganz vom altjapanischen Hauch durchweht war die Sitte der Offiziere, in der Schlacht ihre alten japanischen Familienschwerter aus der Samuraizeit zu tragen. Man sah nicht viele moderne Säbel, und es galt als eine äußere Auszeichnung, mit so einer alten Waffe, die nur im Feldzuge getragen werden darf, in den Krieg zu ziehen. Dem Japaner bedeutet ja auch heute noch das Schwert für den Kampf viel mehr als dem Europäer, der es im Felde nur noch als lästig, und die Bewegungen behindernd, empfindet. Und es hat bei den Kämpfen im Vorgelände einige Male Szenen gegeben, in denen der japanische Offizier seinem mit der Schußwaffe drohenden Feinde gegenüber von seiner Schußwaffe keinen Gebrauch machte, sondern zum Schwerte griff, meist sehr zu seinem Nachteil. —

Durch eine schlichte schöne Feier, an der sich alle in Tsingtau noch befindlichen Truppen und die ganze Zivilbevölkerung beteiligten, nahmen wir an den offenen Gräbern der Gefallenen am 9. nachmittags Abschied von Tsingtau. Ein wehmütiger Abschied war's! Angesichts dieser für die Heimaterde geopferten Treuen — der Heimaterde, die sie und wir uns doch nicht unbefleckt erhalten konnten, die nun des Feindes Eigentum geworden, auf der wir nicht mal mehr das Gastrecht, nur noch die gnädige Duldung des Siegers genossen —, so nahmen wir Abschied. Und überall auf den den Friedhof umsäumenden Bergen standen die gelben Gestalten, die nun rechtmäßigen Besitzer, unsere Herren. Wie der Schiffbrüchige auf ferner fremder Insel all seine Hoffnungen, Pläne und Erwartungen zu Grabe trägt, sein nacktes Leben

rettend, mit dem er nichts Rechtes mehr anzufangen weiß, so standen wir hier auf dem stillen Friedhof im Schein der Abendsonne.

Aber nicht alles sank in unseren Herzen. Dort weit, weit in ungemessener Ferne blinkte ein Hoffnungs- und Glaubensstrahl. Unsere Brüder daheim, die würden uns rächen. Und was unsere schwache Faust nicht zu halten vermocht hatte, das würden sie wieder gewinnen mit ihrem starken, scharfen Schwert. Und so wie wir hier jetzt standen als Vertriebene, als heimatlose Bettler, so würde uns eine spätere Zeit einst wiederfinden auf derselben Stelle als die Herren, nachdem wir den Kelch unserer Prüfungen bis auf den letzten Tropfen geleert. Per aspera ad astra!

Das war unser Trost, unsere Hoffnung. Sie sollte in diesem gigantischen Kampfe trotz aller Heldentaten unserer Brüder und der Unbesiegtheit unserer Armeen zuschanden werden. —

Ihr Nachgeborenen aber in der zerstückelten Heimat vergeßt nie, niemals, was eure Väter und Brüder für euch taten! Laßt es ein teures Erbe sein, das leuchtende Hoffnungsgrün der Zukunft! Seid aber auch dessen eingedenk: Erst wenn dieser widerwärtige Klassenkampf sein Ende gefunden haben wird, wenn die Freiheit — nicht dieses törichte Phantom aus den 40er Jahren —, sondern die Unabhängigkeit von fremder Knechtschaft als Sehnsuchtsziel die Herzen wieder durchdringt, wenn wir wieder gelernt haben werden, die Pflicht gegenüber dem Allgemeinwohl allem anderen voranzustellen, die stolze Pflicht, die unsere Kämpfer unüberwindlich machte; wenn wir uns wieder dazu durchgerungen haben werden, der großen Persönlichkeit den ihr gebührenden Platz in unserem Werden einzuräumen und freudig an sie zu glauben, die Renegaten aber in tiefer Scham zu steinigen, anstatt sie auf den Schild zu heben: erst dann, aber auch nur dann kommt wohl noch einmal die Gelegenheit, uns von dem Makel zu reinigen, der uns heute vor aller Welt anhaftet. Das selbstverschuldete Schicksal aber, das uns schlimmer mitgespielt hat als je seit den Uranfängen unserer Entwicklung, es bringe uns endlich zur Erkenntnis und Ablegung unserer nationalen Fehler und führe uns noch einmal den Pfad, den wir in mutwilliger und kurzsichtiger Verblendung verschmähten!

Anlage 1.

Kriegs-Gliederung.

Festungs-Gouvernementsstab.

Gouverneur:	Kapt. z. S.	**Meyer-Waldeck**
Chef des Stabes:	" " "	**Saxer**
Adjutant:	Major	**v. Kayser**
Admiralstabsoffiz.:	Kapt.-Leutnant	Frhr. **v. Mauchenheim** gen. **Bechtolsheim**
Art.-Offiz. v. Platz:	Freg.-Kapt.	**Boethke**
Ing.- " " " :	Major	**Siebel**
F. T. u. Signaloffiz.:	Oblt. z. S.	**Coupette, Karl**
Fliegeroffiz.:	" " "	**Plüschow**
Chiffrieroffiziere:	"	**Kempe**
	Lt. d. R.	**Trittel**
Gouv.-Arzt:	Mar.-Gen.-Arzt	Dr. **v. Foerster**
Militärgericht:	Mar.-Kriegs-Ger.-Rt.	**Wegener**
Zivilkommissar:	Geh. Reg.-Rat	**Günther**
Gouv.-Intendant:	Mar.-Int.-Rat	Dr. **Knüppel**

Ferner zugeteilt:

Vorstand der Zentralverwaltung des Schutzgebiets Kiautschou im R.-M.-A.	Kapt. z. S.	**Vollerthun**	Vorstand der Nachrichtenabteilung
	Major a. D.	**Dinkelmann**	Haben im Oktober mit Genehmigung des Gouverneurs die Festung verlassen, um sich der chines. Regierung wieder zur Verfügung zu stellen.
	Hauptm. z. D.	**König**	
	Kriegsfreiw.	Dr. **Ueberschaar**	Zur Hilfeleistung als Dolmetscher in der Nachrichten-Abtlg.
	"	Dr. **Hack**	

Zur Verfügung des Gouvernements.

1. die Reserve: Kommandeur: Korvettenkapitän **Sachße,**
   a) Marinekompagnie: Kaptlt. **v. Saldern,** zugleich Sperrkomdt. und Führer des Fesselballons,
   b) Österr. Landungszug: Oblt. **v. Schlick.**
2. Schwimmende Streitkräfte:
   a) K. u. K. Kreuzer „Kaiserin Elisabeth", Kombt.: Linienſch.-Kapt. **Makowiz,**
   b) S. M. S. „Jaguar", Kombt.: Korv.-Kapt. **v. Bodecker,** später Korv.-Kapt. **Mündel,**
   c) S. M. Tpbt. „S. 90", Kombt: Kaptlt. **Brunner.**

Dem Gouvernement unterstellt:

A. Kommandeur der Landfront: Oberstleutnant v. Kessinger.

Adjutant:	Oberleutnant	**Bringmann,**
Dem Stabe zugeteilt:	Hauptmann	**Berndt,**
	"	**Buchenthaler,**
	" a. D.	**Ahlers,**
	" " "	**Bleyhöfer,**
	Oberleutnant	**Schmalz,**
	Leutnant d. R.	**Voigtländer,**
Oberarzt:	Stabsarzt	Dr. **Bertkau.**

I. Infanteriewerke:

J.-W. I.	J.-W. II.	J.-W. III.	J.-W. IV.	J.-W. V.
Hauptmann **Weckmann,** K. 1., III. S.-B.	Hauptmann **Schulz,** später Oblt. d. L. **Schliecker,**	Oberleutnant **Ramin,**	Hauptmann **Lancelle,** K. 2., III. S.-B.	Maj. **v. Wedel,** später Hauptmann **Sodan,** K. 3., III. S.-B.
	K. 7. III. S.-B. (J.-W. II. und III.)			

IIa. Als Außenabteilungen bis zur Einschließung der Festung:

1. Rechter Flügel:	Major	**Anders,**
K. 4., III. S.-B.	Hauptmann	**Perschmann,**
2. Linker Flügel:	Oberstlt.	**Kuhlo,** Adjt.: Oblt. **v. Wilucki,**
a) K. 3., O.-M.-D.	Hauptmann	**v. Strantz,**
b) K. 1., O.-M.-D.	"	Graf **v. Hertzberg,**
c) K. 2., O.-M.-D.	"	**Schaumburg,**
d) Ber.-Komp., K. 5.	Major	**Kleemann,**
3. Detachement Schatzykou:	Oberlt.	**Trendelburg,**
4. Masch.-Gew.-Abtlg.:	"	**v. Schlick,**

5. Mar.-Feld-Battr.:	Hauptmann	**Stecher,**
6. Ref.-Feld-Battr.:	Oberlt.	**Graenzer,**
7. Schw. Feld-Haub.-Battr.:	„	**Boese.**

IIb. Zur Verteidigung der Zwischenräume der J.-Werke nach der Einschließung der Festung:

1. Rechter Flügel:	Major	**Anders,**
a) K. 4., III. S.-B.	Hauptmann	**Perschmann,**
b) K. 6., III. S.-B.	Oberlt.	**Buttersack,**
2. Mitte:	Major	**Kleemann,**
a) K. 5., III. S.-B.	Oberlt.	**Riedinger,** Oblt. **Trendelburg,**
b) M.-P.-K., III. S.-B.	„	**Charrière,** später Oblt. z. S. **Krull,**
c) Besatzung Hsiauniwa und Tsingtau-Battr.	„ z. S.	**Krull,**
d) Österr. Land.-Detachem.:	„	**v. Schlick,**
3. Linker Flügel:	Oberstlt.	**Kuhlo,** Adjt.: Oberlt. **v. Wilucki,**
a) K. 1., O.-M.-D.	Hauptmann	Graf **v. Hertzberg,** später Oberlt. **Tschentscher,** später Oberlt. **Baake,**
b) K. 2., O.-M.-D.	„	**Schaumburg,** in den letzten Tagen Kaptlt. **v. Saldern,**
c) K. 3., O.-M.-D.	„	**v. Strantz,** später Oberlt. **Dobenecker,**
d) Mar.-Komp.	Kaptlt.	**v. Saldern,**
e) Besatzung der Seewerke:	„	**Kux,**
f) Österr. Land.-Zug:	Freg.-Lts.	**Fröhlich** und Freiherr **v. Kuhn,**
g) Mobiler Landsturmzug:	Oberl. d. R.	**Wiegand,**
4. Mar.-Feld-Battr.:	Hauptmann	**Stecher,**
5. Schw. Feld-Haub.-Battr.:	Oberlt.	**Boese.**

III. Landfrontenartillerie:

Kommandeur:	Kaptlt.	**Wittmann,**
Zugeteilt:	„	**Andree,**
	Oblt.	**Maurer,**
	„ z. S.	**Falkenhagen,** zuerst Battr.-Kombr. U.-J.-B.,
	Lt. d. R.	**Brilmayer,** zuletzt Battr.-Kombr., Battr. 13.

1. Ob. Jltisbergbatterie	Feuerwerker	**Bergwein,**
2. Unt. „ zuerst	Oblt. z. S.	**Falkenhagen,**
später	Lt. d. R.	**Cordua,**
3. Battr.-Punktkuppe, gleichzeitig vorgeschobener Stand für Bismarckbergbattr.	Oblt. z. S.	**Aye,**
4. Batterie 1	Lt. a. D.	**Trendel,**
5. „ 1a	Oblt. z. S.	**Griebel,**

6.	Batterie 1b	Lt. z. S.	**v. Wenckstern,**
7.	" 3	"	**Beutner,**
8.	" 6	Oblt. z. S.	**Schulz,**
9.	" 7 und 7a	"	**Straehler,**
10.	" 11 und 11a	Fw. Lt. a. D.	**Modde,**
11.	" 12	Oblt. z. S.	**Patzig,**
12.	" 13 zuerst	Bz.-Feldw.	**Stoll,**
	später	Lt. d. R.	**Brilmayer,**
13.	" 14	Lt. z. S.	**Oehler,**
14.	" 15 zuerst	Freg.-Lt.	**Beierle,**
	später	Lin.-Schiffslt.	**v. Klobucar,**
15.	Zwischenraumstreiche I	Lt. d. R.	**Simon,**
16.	" IV	Oblt. z. S.	**Kahler,**
17.	Flugzeugabwehrkanone	"	"

Nach der Einschließung als Zwischenraumstreichen 4 Batterien zu je 2 F.-K. 96.

1.	Batterie Taubenkuppe	Lt. d. R.	**Heinze,**
2.	Zwischenraumstreiche II	"	**Bieber,**
3.	" III	"	**Rumpf,**
4.	" IIIa	"	**Müller.**

B. Kommandeur der Seefront: Freg.-Kapt. Haß.

Adjutant: Oblt. z. S. **Seifert,**
Zugeteilt: Korv.-Kapt. **Mündel,** in den letzten Tagen Kombt. S. M. S. „Jaguar",
Als Ingenieuroff. d. Seefront: Hauptmann a. D. **Schellhoß.**

1. Bismarckbergbatterie:	Kaptlt.	**Dümmler,**
2. Batterie Huitschuenhuk:	"	**Kopp,**
3. Tsingtaubatterie:	Oblt. z. S.	**v. Martin,**
4. Batterie Hsiauniwa:	Kaptlt.	**Kux,**
5. Sperrbatterie Yunuisan:	Oblt. z. S.	**Lipinski.**

C. Kommandant der inneren Stadt: Kapt. z. S. z. D. Timme.

I. Landsturmzug:	Hilfsoblt.	**Walter,**
II. "	"	**Lehmann,**
Festungsfeuerwehr zuerst:	Oblt d. L.	**Goedecke,**
später:	Lt. d. L. a. D.	**Straßer.**

D. Sanitätswesen.

Chef: Mar.-Gen.-Arzt Dr. **v. Foerster,**

Chefarzt der Lazarette: Mar.-Ob.-Stabsarzt Dr. **Huß,**

1. Hauptlazarett Hotel Prinz Heinrich: Mar.-Ob.-Stabsarzt Dr. **Huß,**
2. Hilfslazarett Hochschule: Mar.-Ob.-Stabsarzt **Praefke,**
3. „ Seemannshaus: Mar.-Stabsarzt Dr. **Weischer,**
4. „ Kath. Miss. (Frauen- u. Kinderstation): Mar.-Stabsarzt Dr. **Weischer,**
5. „ Hoest: Mar.-Ob.-Stabsarzt Prof. Dr. **Hoffmann.**

E. Militärgeistliche.

Evang. Mar.-Ob.-Pfarrer **Winter,**

Kath. Pfarrer **Schoppelrey,** von der katholischen Mission.

F. Militärische Polizei.

Polizeichef: Hauptmann d. R. **Welzel.**

G. Werft.

Direktor: Mar.-Oberbaurat **Hartmann.**

Anlage 2.

Verteilung

der Besatzung in den letzten Tagen der Belagerung (in runden Zahlen).

	Offiz.	Mannsch.
A. Gouvernementsstab	9	25
Stab des Kommandeurs der Landfront	6	20
„ „ „ „ Seefront	3	10
	18	55
B. Batterien.		
I. Landfrontenbatterien.		
Stab des Kommandeurs der Landfrontenartillerie	4	16
1. Obere Iltisbergbatterie	—	13
2. Untere „	1	32
3. Batterie Punktkuppe	1	19
4. „ 1	1	28
5. „ 1a	1	7
6. „ 1b	1	12
7. „ 2	—	14
8. „ 2a	—	14
Summa	9	155

		Offiz.	Mannsch.
	Übertrag:	9	155
9.	Batterie 3 (Geschütze in Schatzykou und auf dem Kuschan verloren, zerstört)		
10.	„ 4 (Geschütze in Schatzykou verloren, zerstört)		
11.	„ 5	—	13
12.	„ 6	1	22
13.	„ 6a (Geschütze zerstört)		
14.	„ 7	—	24
15.	„ 7a	1	19
16.	„ 8	1	4
17.	„ 8a	—	8
18.	„ 9	—	13
19.	„ 9a	—	7
20.	„ 10	—	13
21.	„ 11	—	34
22.	„ 11a	1	19
23.	„ 12	2	19
24.	„ 13	1	13
25.	„ 14	1	15
26.	„ 15	1	12
27.	„ Werftmole	—	7
28.	Zwischenraumstreiche I	1	10
29.	Batterie Taubenkuppe	1	20
30.	Zwischenraumstreiche II	2	13
31.	„ III	2	15
32.	„ IIIa	1	27
33.	„ IV	1	10
34.	Flugzeugabwehrkanone	—	8
	Summa	26	500
II. Seefrontenbatterien.			
35.	Bismarckbergbatterie	3	100
36.	Huitschuenhuk	1	90
37.	Tsingtaubatterie	1	22
38.	Hsiauniwa	1	30
39.	Yunuisan	—	8
	Summa	6	250
III. Fahrbare Batterien.			
40.	Schwere Feldhaubitzbatterie	3	70
41.	Marine-Feldbatterie	6	120
	Summa	9	190

C. Scheinwerfer	—	40
D. Infanteriewerke (inkl. Blockhäuser 1—9 und Schießstände).		
1. J.-W. I	8	260
2. „ II	4	170
3. „ III	4	100
4. „ IV	6	210
5. „ V	9	260
Summa	31	1000
E. Besetzung der Zwischenräume zwischen den J.-W.		
I. Linker Flügel.		
1. O.-M.-D.	10[1])	340
2. Marine-Kompagnie	8	150
3. Besatzungen von Hsiauniwa, Huitschuenhuk, Bismarckberg	3	85
4. Österreichisches Landungskorps	2	111
5. Mobiler Landsturmzug	1	34
Summa	24	720
II. Mitte.		
1. Marine-Pionier-Kompagnie	6[1])	85
2. K. 5, III. S.-B.	7	145
3. Besatzungen von Hsiauniwa und Tsingtaubatterie	1	120
4. Österreichisches Landungsdetachement	1	95
Summa	15	445
III. Rechter Flügel.		
1. K. 4, III. S. B. / 2. K. 6, III. S. B.	15[1])	400

Zusammenstellung:

	Offiz.	Mannsch.	M.-Gew.
A.	18	55	—
B. I	26	500	—
B. II	6	250	—
B. III	9	190	—
C.	—	40	—
D.	31	1000	37
E. I	24	720	—
E. II	15	445	34
E. III	15	400	—
Summa	144	3600	71

[1]) Inkl. Stab des Abschnittkommandeurs.

Liste der Kriegsschiffe

Anlage 3.

die sich an den Kämpfen um Tsingtau beteiligt haben.
(Unter Armierung ist nur die Hauptartillerie angegeben.)

Deutsche und österreichisch-ungarische.

Kanonenboot „Jaguar":
Kommandant: Korv.-Kapt. v. Bodecker, zum Schluß Korv.-Kapt. Mündel.
Armierung: 4—8,8 cm S.-K., die im Laufe der Belagerung auf 2 beschränkt wurden.

Torpedoboot „S. 90":
Kommandant: Kapt.-Lt. Brunner,
Armierung: 3—5 cm, 3 Torpedorohre.

Gr. Kreuzer „Kaiserin Elisabeth":
Kommandant: Linienschiffs-Kapitän Makowiz,
Armierung: 6—15 cm (2—15 cm waren zur Verwendung an Land entfernt).

Japanische und englische.

Linienschiffe:

„Suwo"[1][2], Arm.: 4—30,5, 10—15 cm,
„Iwami"[1], „ : 4—30,5, 6—20,3 „
„Tango"[1], „ : 4—30,5, 12—15 „
„Okinoshima"[1], „ : 3—25,4, 4—12 „
„Minoshima"[1], „ : 4—25,4, 4—12 „
„Triumph", „ : 4—25,4, 14—19 „

Panzerkreuzer:

„Iwate"[2], Arm.: 4—20,3, 14—15 cm
„Tokiwa", „ : 4—20,3, 12—15 „
„Yakumo", „ : 4—20,3, 12—15 „

Geschützte Kreuzer:

„Chitose"[2], Arm.: 2—20,3, 10—12 cm
„Akashi", „ : 2—15, 6—12 „
„Akitsushima" „ : 4—15, 6—12 „
„Chiyoda", „ : 10—12 „
„Takachio", „ : 8—15 „
„Tone"[2], „ : 2—15, 12—12 „
„Moyami", „ : 2—12 „
„Yodo", „ : 2—12 „

Kanonenboote:

„Uji", Arm.: 2—12 cm
„Saga", „ : 2—12 „

Depotschiff für Torpedoboote:
„Kumano Maru".

Werkstattschiff:
„Kwanto Maru",
Flugzeugdampfer,
Hospitalschiff,
Vermessungsfahrzeug,
8 Minensuchboote.

Torpedobootszerstörer:
„Usk" (engl.) und 15 japanische.

Torpedoboote: 12.

[1] „Suwo", früher „Pobjeda". „Iwami", früher „Orel". „Tango", früher „Poltawa". „Okinoschima", früher „Admiral Apraxin". „Minoshima", früher „Admiral Senjawin", erbeutete Schiffe aus dem russisch-japanischen Kriege.

[2] Flaggschiff.

Verzeichnis der

Lfd. Nr.	Bezeichnung der Batterie	Zahl	Art
		der Geschütze	
1	Obere Iltisbergbatterie (O.-J.-B.)	2	10,5 cm S.-K.
2	Untere „ (U.-J.-B.)	6	12 cm F.-K.
3	Batterie Punktkuppe (B.-Ptk.) gleichzeitig vorgeschob. Stand für Bismarckbergbatterie	4	6 cm Bts.-K.
4	Batterie 1	6	9 cm F.-K.
5	„ 1a	2	5 cm S.-K.
6	„ 1b	2	8,8 cm S.-K.
7	„ 2	4	3,7 cm M.-K.
8	„ 2a	3	3,7 cm M.-K.
9	„ 3	4	9 cm F.-K.
10	„ 4	6	3,7 cm M.-K.
11	„ 5	4	3,7 cm M.-K.
12	„ 6	6	12 cm F.-K.
13	„ 6a	2	4,7 cm S.-K. österr.
14	„ 7	3	9 cm F.-K.
15	„ 7a	3	9 cm F.-K.
16	„ 8	2	4,7 cm S.-K. österr.
17	„ 8a	2	4,7 cm S.-K. „
18	„ 9	4	3,7 cm M.-K.
19	„ 9a	4	3,7 cm M.-K.
20	„ 10	4	3,7 cm M.-K.
21	„ 11	3	9 cm F.-K.
22	„ 11a	3	9 cm F.-K.
23	„ 12	2	21 cm F.-K.
24	„ 13	2	8,8 cm S.-K.
25	„ 14	3	8,8 cm S.-K.
26	„ 15	2	15 cm S.-K. österr.
27	„ Werftmole	2	3,7 cm M.-K.
28	Zwischenraumstreiche I	2	8,8 cm S.-K.
29	Batterie Taubenkuppe	2	F.-K. 96
30	Zwischenraumstreiche II	2	F.-K. 96
31	„ III	2	F.-K. 96
32	„ IIIa	2	F.-K. 96
33	„ IV	2	8,8 cm S.-K.
34	Flugzeugabwehrkanone	2	7 cm S.-K. österr.

Anlage 4.

Festungsgeschütze.

Lage der Batterie	Batterie-Kommandeur	Bemerkungen
Iltisberg (Tempelkuppe) . .	Feuerwerker **Bergwein**	
" " zuerst	Oblt. z. S. **Falkenhagen**	
später	Lt. d. R. **Cordua**	
" (Punktkuppe) . .	Oblt. z. S. **Aye**	
" (Paßkuppe) . . .	Lt. a. D. **Trendel**	
Höhe 25,5 b. d. amerik. Mission	Oblt. z. S. **Griebel**	
Iltisberg (links von Batterie 1)	Lt. z. S. **v. Wenckstern**	
an d. alten Tschan-schan-Straße	Unteroffizier **Hasenbein**	
links neben Schützengraben 1 c	Bz.-Feldwebel **Wiesendt**	
" " J.-W. 1 . . .	Lt. z. S. **Beutner**	nach Schatsykou vorgeschoben und nicht zurückgebracht
rechts " J.-W. 2 . . .	Gefreiter **Dorn**	
zwischen J.-W. 3 und 4 . .	Unteroffizier III. S.-B.	
rechts von Taitungtschen . .	Oblt. z. S. **Schulz**	davon zwei nach Walderseehöhe vorgeschoben und nicht zurückgebracht
" " Batterie 6 . . .	Österr. Unteroffizier	
links " Batterie 6 . . .	Oblt. z. S. **Straehler**	
Höhe 86 am Fuchsweg . .	" "	
links von Taitungtschen . .	Lt. z. S. **v. Seebach**	
" " Batterie 8, zuerst	Ob.-Art.-Mt. **Fydrich**	
später	B.-Feldw. d. R. **Werner**	
im Anschluß von J.-W. 5 .	Gefreiter **Bittau**	
rechts von Batterie 9 . . .	Unteroffizier III. S.-B. **Drolshagen**	
links " J.-W. 5 . . .	"	
bei den Öltanks	Fw.-Lt. a. D. **Modde**	
" " "	" "	
auf Bismarckberg	Oblt. z. S. **Patzig**	
links von Batterie 12, zuerst	Bz.-Feldwebel **Stoll**	
später	Lt. d. R. **Brilmayer**	
am Abhang des Moltkeberges	Lt. z. S. **Oehler**	
" unt. Krähenpaßweg, zuerst	Österr. Frg.-Lt. **Beierle**	
später	" Lin.-Lt. **v. Klobučar**	
Werftgelände	Unteroffizier Mar.-Komp.	
auf Iltishuk	Lt. d. R. **Simon**	
" Taubenkuppe (r. Flügel)	Lt. d. L. **Heintze**	
am Abhang Tempelkuppe .	Lt. d. R. **Bieber**	
hinter J.-W. 3	" **Rumpf**	
" " 4	" **Müller**	
auf Eisenbahnwagen auf Umfassungsdamm des Hafens fahrbar	Oblt. z. S. **Kahler**	
zuletzt auf Observatoriumshügel	" "	

Lfd. Nr.	Bezeichnung der Batterie	Zahl	Art
		der Geschütze	
	Als wertvolle Ergänzung zu diesen Landfrontenbatterien traten noch die Seewerke:		
35	Batterie Bismarckberg (B.-B.)	4	28 cm H. . . .
36	„ Huitschuenhuk	2	24 cm K. . . .
		3	15 cm S.-K. . .
37	Tsingtaubatterie	4	15 cm bzw. K. .
38	Batterie Hsiauniwa	4	21 cm K. . . .
39	Batterie Yunnisan	3	8,8 cm S.-K. . .
	Schließlich waren zum Schluß der Belagerung als fahrbare Batterien noch vorhanden:		
40	Schwere Feldhaubitzbatterie aus Peking . . .	3	15 cm S. F.-H. .
41	Feldbatterie	4	F.-K. 96. . . .

Anlage 5.

An die Festungsbesatzung von Tsingtau.

Tsingtau, den 23. August 1914.

Am 15. August hat Japan Deutschland ein Ultimatum gestellt, in dem die sofortige Zurückziehung oder Entwaffnung aller deutschen Schiffe des Kreuzergeschwaders sowie die bedingungslose Übergabe Tsingtaus bis zum 15. September gefordert wurde. Frist zur Beantwortung der 23. August mittags.

Diese unerhörte Zumutung ist nach Form und Inhalt gleicherweise beleidigend. Niemals werden wir freiwillig auch nur das kleinste Stück Erde hergeben, über dem die hehre Reichskriegsflagge weht. Von dieser Stätte, die wir mit Liebe und Erfolg seit 17 Jahren zu einem kleinen Deutschland über See auszugestalten bemüht waren, wollen wir nicht weichen! Will der Gegner Tsingtau haben, so mag er kommen, es sich zu holen. Er wird uns auf unserem Posten finden.

Der Angriff auf Tsingtau steht bevor. Gut ausgebildet und wohl vorbereitet können wir den Gegner mit Ruhe erwarten. Ich weiß, daß die Besatzung von Tsingtau fest entschlossen ist, treu ihrem Fahneneide und eingedenk des Waffenruhms der Väter, den Platz bis zum Äußersten zu halten. Jeder in zähem Widerstande errungene neue Tag kann die unberechenbarsten, günstigsten Folgen zeitigen! Zu stolzer Freude gereicht es uns, daß nunmehr auch wir für Kaiser und Reich fechten dürfen, daß wir nicht dazu verurteilt sind, tatenlos beiseite zu stehen, während unsere Brüder in der Heimat in schwerem Kampfe stehen.

Festungsbesatzung von Tsingtau!

Ich erinnere Euch an die glorreichen Verteidigungen Kolbergs, Graudenz und der schlesischen Festungen vor etwas mehr als hundert Jahren. Nehmt Euch diese Helden zum Beispiel! Ich erwarte von Euch, daß ein jeder sein Bestes hergeben

Lage der Batterie	Batterie-Kommandeur	Bemerkungen
. . . .	Kapt.-Lt. **Dümmler**	
. . . .	„ **Kopp** / Oblt. z. S. **Hashagen**	
. . . .	„ **v. Martin**	
. . . .	Kapt.-Lt. **Kux** / Oblt. z. S. **Krull**	
. . . .	Lt. z. S. **Lipinski**	
. . . .	Oblt. **Boese**	
. . . .	Hauptmann **Stecher**	

wird, um mit den Kameraden in der Heimat an Tapferkeit und jeglicher soldatischer Tugend zu wetteifern.

Wohl sind wir zur Verteidigung bestimmt, haltet Euch aber auch vor Augen, daß die Verteidigung nur dann richtig geführt wird, wenn sie vom Geiste des Angriffs erfüllt ist. Am 18. August habe ich Seiner Majestät drahtlich versichert, daß ich einstehe für Pflichterfüllung bis aufs Äußerste. Am 19. August habe ich den Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät erhalten, Tsingtau bis aufs Äußerste zu verteidigen!

Wir werden Seiner Majestät, unserem Allergnädigsten Kriegsherren, durch die Tat beweisen, daß wir des in uns gesetzten Allerhöchsten Vertrauens würdig sind.

Es lebe Seine Majestät der Kaiser!

Der Festungsgouverneur:
gez. **Meyer-Waldeck.**

Anlage 6.

An die Bürger von Tsingtau.

Tsingtau, den 23. August 1914.

Am 15. August hat Japan Deutschland ein Ultimatum gestellt, in dem die sofortige Zurückziehung oder Entwaffnung aller deutschen Kriegsschiffe des Kreuzergeschwaders sowie die bedingungslose Übergabe Tsingtaus bis zum 15. September gefordert wurde. Frist zur Beantwortung bis 23. August mittags. Niemals werden wir freiwillig auch nur das kleinste Stück Erde hergeben, über dem die hehre Reichskriegsflagge weht! Von dieser Stätte, die wir mit Liebe und Erfolg seit 17 Jahren

zu einem kleinen Deutschland über See auszugestalten bemüht waren, wollen wir nicht weichen. Will der Gegner Tsingtau haben, so mag er kommen, es sich zu holen. Er wird uns auf unseren Posten finden.

Der Angriff auf Tsingtau steht bevor. Gut ausgebildet nnd wohl vorbereitet, können wir den Gegner mit Ruhe erwarten.

Bürger von Tsingtau!

Der Augenblick naht heran, wo auch wir den Beweis unserer nationalen Gesinnung und Aufopferungsfähigkeit zu erbringen haben. Ich bin fest überzeugt, daß jeder waffenfähige Bürger bis zum Äußersten seine Pflicht tun wird, um unseren Platz zu halten. Jeder in zäher Verteidigung gewonnene neue Tag kann die unberechenbarsten, günstigsten Folgen nach sich ziehen, das halte sich jeder stets vor Augen.

In schwerem See- und Landkampf stehen unsere Volksgenossen in der Heimat! eifern wir ihnen nach, jetzt wo es auch uns vergönnt ist, für Kaiser und Reich zu fechten.

Der in vergangenen Tagen oft bewiesenen Wehrkraft deutscher Bürger eingedenk, wollen wir mit unseren Brüdern in der Heimat in Vaterlandsliebe und kriegerischer Tüchtigkeit wetteifern.

Am 18. August habe ich Seiner Majestät drahtlich versichert, daß ich für Pflichterfüllung bis aufs Äußerste einstehe. Am 19. August habe ich den Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät erhalten, Tsingtau bis aufs Äußerste zu verteidigen.

Es lebe Seine Majestät der Kaiser!

Der Kaiserliche Gouverneur:
gez. **Meyer-Waldeck.**

Anlage 7.

Tsingtau, den 7. November 1914.

Euer Exzellenz!

Da meine Verteidigungsmittel erschöpft sind, bin ich bereit in Übergabeverhandlungen der nunmehr offenen Stadt einzutreten.

Wenn Euere Exzellenz diesem Vorschlage zustimmen, bitte ich, Bevollmächtigte zu den zu führenden Verhandlungen zu ernennen sowie Zeit und Ort bestimmen zu wollen zum Zusammentritt der beiderseitigen Bevollmächtigten.

Als ersten Bevollmächtigten werde ich von meiner Seite den Chef des Stabes Kapitän zur See **Saxer** ernennen.

Der Kaiserliche Festungsgouverneur:
gez. **Meyer-Waldeck.**

An Seine Exzellenz Herrn Generalleutnant **Kamio,**
Oberkommandierenden der Belagerungsarmee.

Anlage 8.

Vertrag betreffend die Übergabe von Tsingtau.

§ 1.

Die sämtlichen in der Festung Tsingtau und im Kiautschoubezirk befindlichen deutschen Armee- und Marinepersonen sowie Kriegsfreiwilligen und die zur Armee oder Marine gehörigen Beamten geraten in Kriegsgefangenschaft.

§ 2.

Die in der Festung Tsingtau und im Kiautschoubezirk befindlichen Batterien, Flaggen, Waffen, Munition, staatlichen Gebäude, Pferde, den Verkehrszwecken dienende Gegenstände, die Werft, Wasserversorgungsanstalten sowie sämtliche anderen für militärische Zwecke dienende Materialien, Schriften, Vorräte an Proviant, staatliche Vermögen und deutsche Kriegsschiffe, andere Schiffe, sowie alle hierzu gehörigen Sachen werden in ihrem gegenwärtigen Zustand und in ihrer gegenwärtigen Lage belassen und der japanischen Armee ausgeliefert.

§ 3.

Wenn deutsche Armee- oder andere in Tsingtau lebende Personen nach Beginn der Übergabeverhandlungen die in § 2 bezeichneten Sachen in dem zur Zeit des Beginns der Verhandlungen befindlichen Zustande zerstören und Handlungen zum Schaden der japanischen Armee vornehmen oder in anderer Weise den gegenwärtigen Zustand verändern, so wird die japanische Armee die Verhandlungen entweder einstellen oder den gegenwärtigen Vertrag aufheben und Handlungen nach eigenem Ermessen vornehmen.

§ 4.

Die deutschen Armee- und Marinepersonen sowie Kriegsfreiwilligen und die zur Armee und Marine gehörigen Beamten haben die Waffen zu strecken und mit dem Recht des Tragens der Uniform unter Mitnahme ihrer Privatsachen unter Führung ihrer Offiziere sich an den von der japanischen Armee bestimmten Ort zu begeben. Jedem Offizier wird die Mitnahme eines Burschen gestattet. Einzelheiten bezüglich des Verfahrens werden von der japanischen Armeekommission bestimmt.

§ 5.

Die in Tsingtau befindlichen deutschen Sanitätspersonen der Armee und Marine werden, soweit es die japanische Armee zur Pflege und Behandlung von Verwundeten und Kranken für notwendig erachtet, einstweilig übernommen, und haben unter dem Kommando der Sanitätsabteilung der japanischen Armee ihren Dienst zu verrichten.

§ 6.

Die Papiere, die sich beziehen auf den Aufenthalt und die Stellung der nicht zur Armee und Marine gehörigen Beamten und Zivilpersonen sowie auf die gewöhnlichen Verwaltungsgeschäfte, das Rechnungswesen, sind zu übergeben. Über

Ausführung dieser Übernahme wird in einem besonderen Vertrag im einzelnen als Zusatz zu diesem Vertrage Bestimmung getroffen.

Dieser Zusatz erlangt Gültigkeit gleichzeitig mit dem Hauptvertrage.

§ 7.

Der vorstehende Vertrag mit dem Zusatzvertrag findet Anwendung auch auf die in der Festung Tsingtau und im Kiautschoubezirk befindlichen österreichischen Armee- und Marineteile.

§ 8.

Der vorstehende Vertrag ist von den japanischen und deutschen Militärbevollmächtigten zu zeichnen und erlangt sofort mit der Zeichnung Gültigkeit.

Dieser Vertrag wird in zwei Exemplaren ausgefertigt und der japanischen und deutschen Armee je ein Exemplar ausgehändigt.

Am 7. Tage des 11. Monats im 3. Jahre der Periode Taisho.

gez. **Saxer,**
Kapitän zu See
und Chef des Stabes beim Gouvernement Kiautschou und Bevollmächtigter.

Bevollmächtigter der japanischen Belagerungsarmee vor Tsingtau
gez. Generalmajor **Yamanashi.**

Bevollmächtigter für die japanische Blockadeflotte vor Tsingtau
gez. Korvettenkapitän **Tabashi.**

Zusatzvertrag

zu dem Vertrage betreffend die Übergabe von Tsingtau.

§ 1.

Zwecks Ausführung des Hauptvertrages werden zwischen der japanischen und deutschen Armee folgende Kommissionen eingesetzt:

1. Eine Militärkommission (kenntlich durch eine Armbinde von gelber Farbe), die zu erledigen hat die Übernahme der Forts, Flaggen, Pferde, und im Verkehrswesen gebrauchten Gegenstände der Armeeausrüstungssachen, Munition, Materialien, Karten und Papiere.

2. Eine Marinekommission (kenntlich durch eine Armbinde von blauer Farbe), zur Erledigung der Übernahme der Kriegsschiffe und anderer Fahrzeuge unter Einschluß der im Meer schwimmenden Gegenstände.

3. Eine Kommission für die Intendantur (kenntlich durch eine Armbinde von hellgrüner Farbe), die zu erledigen hat die Übernahme der Fourage und des Proviants und der staatlichen Materialien mit Ausnahme der Geschäfte, die der Militärkommission obliegen.

4. Eine Kommission zur Entfernung gefährlicher Gegenstände (kenntlich durch eine Armbinde von karmosinroter Farbe), die zu erledigen hat die Entfernung der in der Festung Tsingtau zu Wasser und zu Lande befindlichen Minen sowie andere gefährliche Stoffe.

5. Eine Kommission für die Gefangenen (kenntlich durch eine Armbinde von roter Farbe), die sich mit dem Gefangenenwesen zu beschäftigen hat.

6. Eine Verwaltungskommission (kenntlich durch eine Armbinde von weißer Farbe), die zu erledigen hat die Übernahme der auf die Verwaltung und das Rechnungswesen des Kiautschoubezirkes bezüglichen Akten.

7. Eine Sanitätskommission (kenntlich durch eine Armbinde von irgend welcher Farbe), die sich mit der Pflege der in Tsingtau befindlichen Verwundeten und Kranken beschäftigt.

§ 2.

Die im vorstehenden Paragraphen erwähnten Kommissionen treten am 10. November, vormittags 10 Uhr, in der Bismarckkaserne zusammen.

Die deutschen Kommissionen legen vor die im nachstehenden bezeichneten Listen, Verzeichnisse und Karten und händigen sie der japanischen Kommission zur weiteren Bearbeitung und Ausführung aus:

1. Die deutsche Militärkommission Verzeichnisse über die in Tsingtau befindlichen Forts, Batterien und der im § 1, erster Absatz, erwähnten Gegenstände.

2. Die Marinekommission Verzeichnisse der im Kiautschoubezirk befindlichen Kriegsschiffe und Handelsschiffe sowie Angabe der Lage der gesunkenen Schiffe.

3. Die deutsche Intendanturkommission eine Karte über den staatlichen Grundbesitz und der staatlichen Gebäude. Ferner ein Verzeichnis der staatlichen Materialien und des gegenwärtig vorhandenen Proviants.

4. Die Kommission zur Entfernung gefährlicher Gegenstände eine Skizze über die Lage der Land- und Wasserminen sowie anderer gefährlicher Gegenstände.

5. Die Kommission für die Gefangenen ein Verzeichnis der Militär- und Marinegarnison von Tsingtau, der Armee- und Marineoffiziere und Beamten ihrem Range und Namen nach, sowie eine Liste der Kriegsschiffe und ihrer Besatzung.

6. Die Verwaltungskommission ein Verzeichnis der Zivilbeamten von Tsingtau, ihrem Range und Namen nach, und ein Verzeichnis der männlichen und weiblichen Bevölkerung, der Zivillisten der Bürger von Tsingtau, ihres Gewerbes und des Aufenthaltsortes.

7. Die Sanitätskommission ein Verzeichnis der in den Lazaretten in Tsingtau befindlichen Armee- und Militärpersonen, ihrem Range nach, sowie der Lazarette, der gegenwärtigen Verwundeten und des Sanitätsmaterials.

§ 3.

Zum Zwecke der Übergabe der in § 2 des Hauptvertrages bezeichneten Gegenstände werden die hier befindlichen Offiziere, Unteroffiziere oder Soldaten sowie andere geeignete Persönlichkeiten oder durch zurückbleibende Personen mit der Ausführung gemäß § 1 betraut.

§ 4.

Die in Tsingtau befindlichen deutschen Armee- und Marinepersonen sowie Kriegsfreiwillige werden unter dem Befehl der japanischen Armee am 10. November, 3 Uhr nachmittags, sich am Südausgang vor Taitungtschen zum Abmarsch ver-

sammeln, und werden dort von der Kommission für die Gefangenen in Empfang genommen. Die Kriegsgefangenen müssen mit Proviant für zwei Tage versehen sein.

§ 5.

Die deutschen Militär- und Marinepersonen, Kriegsfreiwilligen und zur Armee oder Marine gehörigen Beamte, welche nach dem 8. November, 6 Uhr vormittags, noch Waffen tragen, oder diejenigen, die ohne krank oder verwundet zu sein, den Befehl zur Versammlung im vorstehenden Paragraphen bezeichneten Ort nicht nachkommen, werden eine entsprechende Behandlung durch die japanische Armee erfahren.

§ 6.

Die Gegenstände, die nach § 4 des Hauptvertrages mitgenommen werden dürfen, werden, soweit erforderlich, einer Besichtigung unterzogen.

§ 7.

Beamte, die nicht zur Armee oder Marine gehören, und Bürger haben sich ruhig zu verhalten. Soweit jedoch die japanische Armee die Entfernung solcher Personen für notwendig erachtet, können solche Personen ausgewiesen werden. Wer auf Befehl der japanischen Armee oder aus eigenem Entschluß Tsingtau verlassen will, kann über sein Hab und Gut verfügen oder es mit sich nehmen. Tag und Weg seiner Abreise unterliegt der Bestimmnng der japanischen Armee.

Für Familienangehörige der Militärpersonen, Kriegsfreiwilligen oder Beamten der Armee oder Marine, die abzureisen wünschen, wird die japanische Armee die geeigneten Verfügungen treffen.

§ 8.

Die deutsche Kommission, die im Zusatzvertrage § 1, Nr. 6 erwähnt ist, gibt der japanischen Kommission einen Überblick über den früheren und gegenwärtigen Aktenstand an und händigt ihr sämtliche hierauf bezüglichen Akten ein.

§ 9.

Die in Tsingtau befindlichen kranken und verwundeten Militär- und Marinepersonen sowie das Sanitätspersonal und die vorhandenen japanischen Kriegsgefangenen werden am 10. November in ihren gegenwärtigen Quartieren der japanischen Kommission für Verwundete und Kranke übergeben.

Dieser Vertrag ist in zwei Exemplaren von den beiderseitigen Bevollmächtigten unterzeichnet am 7. Tage des 11. Monats im 3. Jahre der Periode Taisho.

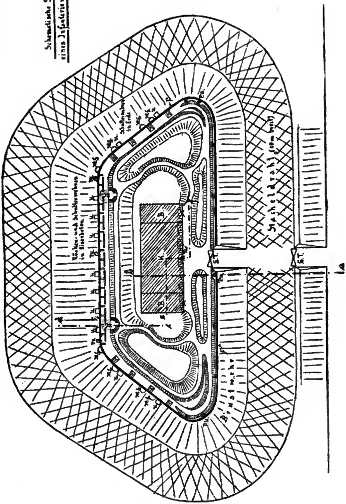
gez. **Saxer,**
Kapitän zur See und Chef des Stabes beim Gouvernement Kiautschou und Bevollmächtigter.

Bevollmächtigter der japanischen Belagerungsarmee vor Tsingtau
gez. Generalmajor **Yamanashi.**

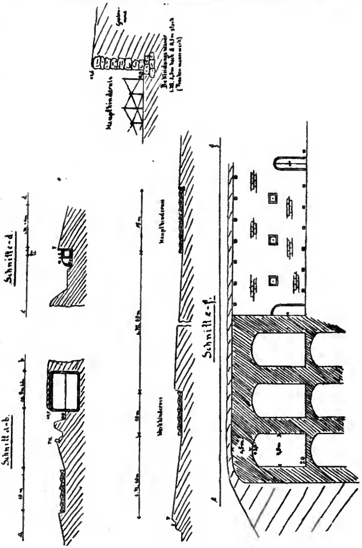
Bevollmächtigter für die japanische Blockadeflotte vor Tsingtau
gez. Korvettenkapitän **Tabashi.**

Blatt 1.

Schematische Skizze eines Infanteriewerks.

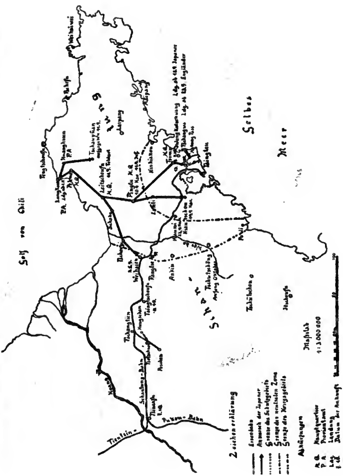


Blatt 2.



Anmarschskizze der Japaner.

Blatt 3.



Register.